

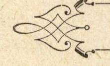
Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

„Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget."
Joh. 5, 39.

 Elfter Jahrgang 1883. 

St. Louis, Mo.
Aug. Wiebusch & Son Printing Company.
1883.

Inhalts = Verzeichniß.

Seite

Januar.

Februar.

März.

April.

Mai.

Juni.

Juli.

August.

Seite

September.

October.

November.

Dezember.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XI. Januar 1883. Nro. 1.

1883.

Ev. Lucä 9, 62 steht geschrieben: Wer seine Hand an den Pflug legt, und schaut zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.

Dies Wort des Herrn hat, wenn wir vom Bilde absehen und es auf die volle Lebensthätigkeit des Menschen anwenden, nicht den Sinn, als ob wir durchaus nicht zurück blicken sollten auf das, was hinter uns liegt. Denn wie die Erkenntniß sich auf die Erfahrung stützt, wie die Buße ohne Bereuung der dahintenliegenden Schuld ein leeres Wort ist, so ist die intellectuelle und religiöse Entwicklung durch den Zusammenhang von gestern und heute bedingt. Das gilt uns Allen in persönlicher und amtlicher Beziehung, das trifft auch uns, als den bisherigen Redacteur der Theol. Zeitschrift. Da wir aber, wie unten angezeigt ist, mit diesem Januarhefte von der Redaction zurücktreten, so enthalten wir uns specieller Erwägungen im Rückblick auf das Vorjahr. Uns kommt es vielmehr darauf an, das obige Wort des Herrn im Allgemeinen auf denselben Zweck zu deuten, den auch unsre Zeitschrift zu verfolgen hat: Förderung des evangelischen und synodalen Standpunktes. Im Hinblick darauf haben wir Alle dringend noth, mit fester Hand den Pflug zu halten und mit festem Blick auf das Ziel ihn zu leiten. Bei der Zusammensetzung grade unsres Synodalkörpers und unsrer eigenartigen Constituirung ist es mehr, als anderwärts geboten, nicht zu viel rückwärts noch seitwärts zu schauen, sondern mit ungetheilter Kraft an dem Hause zu bauen, das wir hier dem Herrn zu errichten berufen sind. Es ist gleichgültig, woher wir stammen oder wo wir ausgebildet sind, ob der Herr uns mit hohen Gaben ausgerüstet, oder uns ein bescheiden Maß zu Theil werden ließ, sofern wir nur geschickt sind zur Förderung des Reiches Gottes, und in diesem Dienste beweisen die Treue, die von einem Haushalter über Gottes Geheimnisse gefordert ist. Solcher Sinn drängt zu einmüthigem Handeln auf dem gemeinsamen Ackerfelde, wo Differenzen zur Ausgleichung kommen, die Person in der Gemeinschaft aufgeht, dieweil das Wort Gottes lehrt und — richtet. Daß dazu der neue Jahrgang der Theol. Zeitschrift mit beitragen möge, wünschen wir von ganzem Herzen. —

Daß wir die Herausgabe derselben nicht weiter führen, hat seinen Grund lediglich in unsern Seminarverhältnissen. Die Mehrung der Arbeit im Lehr-

amte nöthigt uns, jeder Nebenbeschäftigung uns zu enthalten. Nun ist es aber mit der Redaction ein mühsam Ding, und gehört Muße dazu, über die wir nicht verfügen können. Unter Berücksichtigung dieser Umstände hat uns der Ehrw. Herr Synodalpräses unsrer Redactionsverpflichtung entbunden und die Leitung des Blattes dem Herrn Pastor W. Becker, Cincinnati, Pawnee Co., Nebr., übertragen. Indem wir unsern Mitarbeitern für die treue Hülfe herzlich danken, bitten wir die lieben synodalen Brüder, der Theol. Zeitschrift die Theilnahme zuwenden zu wollen, die dem Synodalinteresse entspricht. —

C. Kunzmann.

Die harrende und seufzende Kreatur.

(Eingesandt von P. J. G. Enßlin.

Unter den schwerer verständlichen Stellen der heiligen Schrift nimmt auch Röm. 8, 18—27 ihren Platz ein, denn es herrschen über dieselbe, wenn auch nicht gerade verschiedene, so doch einseitig gefaßte Meinungen und Auslegungen, die sich hauptsächlich in der Beantwortung der Frage kund thun: „Wen versteht der Apostel unter der harrenden und seufzenden Kreatur?"

Die positive Antwort, welche von vielen und bedeutenden Schriftauslegern gegeben wird, ist die: „Der Apostel meint hier die unvernünftige Kreatur und leblose Natur."

Eine solche Auffassung liegt auch sehr nahe, zumal durch den Sündenfall in die ganze Geschöpfwelt eine Zerstörung und Zerrüttung eingedrungen ist, und der Fluch, der über den Menschen gekommen ist, auch eine Disharmonie in die leblose Natur gebracht hat. Es kann daher der unvernünftigen Kreatur, die ohne ihren Willen in den Dienst der Eitelkeit, oder des vergänglichen Wesens hineingezogen wurde, ein geheimes Sehnen und Seufzen nach Erlösung abgefühlt werden. Die Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes aber, welche mit der vom Herrn verheißenen Neu- oder Wieder-Geburt der ganzen Geschöpfwelt zusammenhängt, gibt auch Hoffnung, daß ihr durch sie eine Erlösung und Befreiung bereitet wird; denn das, was mit dem Fall des Herrn und Königs der Erde aus der rechten Ordnung gewichen ist, was mit dem Tode, der Sünde und der Knechtschaft des Verderbens überhaupt zusammenhängt, das wird einst durch den Segen der Erlösung zur Ordnung und Harmonie zurückgeführt werden, die sich für die Herrlichkeit der Kinder Gottes schickt, und zur Ehre Gottes gereicht.

So annehmbar diese Auffassung und Auslegung ist, so mag sie doch auch durch nicht unbedeutende Gegenbeweise angefochten werden. Wenn nämlich Vers 20 von einem „Willen" der Kreatur die Rede ist, ohne den sie dem Dienst der Eitelkeit unterworfen wurde, so läßt sich solcher Wille doch nicht ohne weiteres der unvernünftigen Kreatur beimessen, die doch eigentlich keinen hat; vielmehr mögen dadurch mit Geist und Willen begabte Geschöpfe bezeichnet sein. Ebenso ist es auch mit dem sehnsüchtigen Harren und Seufzen nach Erlösung und Befreiung, welche in Wirklichkeit doch nicht der unver-

nünftigen, sondern vielmehr der vernünftigen Kreatur beigelegt werden können; denn mag auch in der Ersteren ein geheimnißvolles Sehnen und Harren nach Erlösung erkannt werden, so sind das doch Gedanken, Gefühle und Empfindungen, die nicht in ihr selbst zum Bewußtsein kommen können, sondern von der vernünftigen Kreatur in dieselbe hinein gelegt werden müssen. Wenn ferner die gegenwärtige, unvernünftige Kreatur durch die Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes zur Erlösung kommen soll, so muß angenommen werden, daß sie nicht gänzlich zerstört, sondern nur erneuert und verwandelt wird, was doch den Aussagen der heiligen Schrift zu widersprechen scheint, die doch Matth. 5, 18 und 2 Petr. 3, 10—12 von einem Zergehen Himmels und der Erde, ja sogar von einer Zerstörung durch Feuer redet. 1 Petr. 3, 11. 12.

Wenn nun nach diesen Einwürfen nicht unvernünftige, sondern vernünftige Kreaturen gemeint sein sollen, so sehen wir uns veranlaßt zu fragen: Welche können es denn sein, von denen der Apostel reden mag? Die gottlosen Menschen und die bösen Engel können doch nicht gemeint sein, denn von ihnen kann man schon darum nicht sagen, daß sie mit Sehnsucht nach einer Erlösung durch die Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes harren, weil sie mit dem Gericht verbunden ist, das ihnen gewiß keine Erlösung, sondern vielmehr Verdammung bringen wird, nach der sie nicht verlangen. Die Gläubigen und Kinder Gottes können auch nicht gemeint sein, denn obgleich sie auf ihres Leibes Erlösung warten, werden sie doch Vers 23 ausdrücklich von der Kreatur unterschieden. Die guten Engel können auch nicht gemeint sein, denn sie sind schon selig, daher bei ihnen kein ängstliches Harren vorhanden sein kann.

Durch diese gegebene negative Antwort sehen wir uns veranlaßt, vorerst zur positiven wieder zurückzukehren. Sie wurde zwar durch Gegenbeweise angefochten, allein wenn wir dieselben mit den darauf bezüglichen Stellen der hl. Schrift vergleichen, so ergibt sich, daß sie nicht stichhaltig sind. Denn mag auch gesagt werden, daß die unvernünftige Kreatur eigentlich keinen Willen hat, so kann ihr doch von Seiten der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes ein solcher zuerkannt werden, weil es Gott bewußt ist, daß er sie ohne Schuld dem Dienst der Eitelkeit unterworfen hat. Ebenso mag ihr von Seiten Gottes, da er sie auf Hoffnung unterworfen hat, ein sehnsüchtiges Warten und Harren nach Erlösung beigelegt oder zuerkannt werden, obgleich dasselbe von ihr, wie Starke zu genannter Stelle sagt: nicht eigentlich, sondern in verblümter Weise gesprochen sein mag, da die heilige Schrift auch sonst Geschöpfe und Dinge als Personen in menschlichen Verrichtungen auftreten läßt. Hörte zum Beispiel Gott das Blut Abels, das doch eigentlich keine Stimme hatte, sondern nur auf Grund des göttlichen Gesetzes als zu Gott schreiend angeführt wird, so kann er auch der unvernünftigen Kreatur, welche nach göttlicher Bestimmung unbeeinträchtigt existiren sollte, Willen und Sehnsucht nach Erlösung zugestehen. Was dann die Frage betrifft, ob wegen der Hoffnung der harrenden Kreatur nur eine Verwandlung, oder ein Zergehen Himmels und der Erde stattfinden wird, so wird wohl beides durch den

Wiedergeburtsprozeß, den unser Heiland Matth. 19, 28 andeutet, zu seiner Erfüllung gelangen, denn auch die Kreatur und leblose Natur werden gleichsam eine Auferstehung erleben, nach welcher es heißen wird: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden," 2 Cor. 5, 17, und zwar so, wie es der Herrlichkeit der Kinder Gottes entspricht. Die Kreaturen der sichtbaren Welt, welche wegen des eingetretenen Fluches ihrer Bestimmung verlustig gingen, und darum jetzt eine für die Ewigkeit vorbildliche Bedeutung haben, werden sicher durch den Segen der Erlösung in einen vollkommenen Zustand versetzt werden, was schon eigentlich die Ehre Gottes fordert, die sich ihren ursprünglichen Plan mit der Schöpfung durch die Bosheit Satans und durch die Sünde des Menschen gewiß nicht vereiteln läßt, sondern Alles zu einem herrlichen Ziele bringen wird. Redet doch die hl. Schrift, insbesondere die Offenbarung Johannis, von Realitäten, Herrlichkeiten und Vollkommenheiten in der andern Welt, so daß man wie Oetinger sagen muß: „Es werden Hören und Sehen, Schmecken und Fühlen, Essen und Trinken viel eigentlicher dort sein, als in dieser unteren Welt. Geistlich ist auch leiblich sagt er, aber unbefleckt, unverweslich und unverwelklich."

Nach gegebenen Beweisen muß also erkannt werden, daß die unvernünftige Kreatur und leblose Natur zu den harrenden und nach Erlösung seufzenden Geschöpfen gehören. Doch kann gesagt werden, daß mit dieser Auffassung noch keine vollständige, sondern nur eine einseitige Erklärung gegeben ist, denn das Wörtlein: „Alle" Vers 20, will gewiß noch etwas weiteres sagen. Es sind auch zwischen der unvernünftigen Kreatur und den Kindern Gottes noch Milliarden von harrenden und seufzenden Geschöpfen, und zwar solche, welche mit Geist und Willen begabt sind, die der Apostel ebensowohl zu denselben zählen mag, als die unvernünftige Kreatur.

Der große Schriftforscher Bengel und andere erwähnen deßhalb neben besagten Geschöpfen auch der Heiden, die dem Dienst des Verderbens in eigentlicher Weise unterworfen sind, die darum auch durch die Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes eine Hoffnung auf Erlösung und Befreiung haben mögen. Sie sind auch nach den Aussprüchen der hl. Schrift ohne ihren Willen in den Dienst der Abgötterei und des Verderbens gekommen. Mag auch von den Erstlingen der Heiden gesagt werden, daß sie aus eigener Schuld, wider Wissen und Gewissen dem Geiste Gottes widerstanden haben und sich durch ihre fleischliche Gesinnung haben irre leiten lassen, so sind doch die späteren Geschlechter, denen schon der Boden der Erkenntniß Gottes entzogen war, die in das Heidenthum hinein geboren und erzogen wurden, ohne ihren Willen dem Dienst des Verderbens unterworfen worden, wie auch Akta 14, 16 gesagt ist: „Gott hat sie ihre eigenen Wege gehen lassen," und zwar auf Hoffnung Röm. 8, 20 und weil sie als in's Fleisch herabgesunkene 1 Mos. 6, 3 sich doch nicht vor dem Anbruch der Heilszeit in die Wege und Gesetze Gottes hätten schicken können; weßhalb auch Gott die Zeit der Unwissenheit übersah. Akta 17, 30. Solche Heiden nun, die Gott nicht erkennen, aber doch ein Gewissen haben, welches sie vor einen göttlichen Richterstuhl stellt,

und das Bewußtsein in sich tragen, daß ein Tag kommen wird, an welchem auch ihre Werke vor Gericht gebracht werden, mögen mit Angst und Hoffnung jenem Tag entgegen gehen, auf den sie mit uns in der unsichtbaren Welt, im Hades, harren. Ihre Unwissenheit, in der sie unter der Knechtschaft des Verderbens gedient, mag ihnen wohl Angst und Furcht vor dem gerechten Gericht Gottes einflößen, aber auch im Blick auf die Gnade, die in Christo Jesu erschienen ist, und die ihnen doch noch nahe gebracht wird, die Hoffnung erlauben, daß sie endlich doch noch erlöst werden mögen, zumal unser Heiland Matth. 12, 32 eine Vergebung der Sünden für sie in Aussicht stellt, die am Gerichtstage oder am Tage der Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes noch gegeben werden mag. Das große Werk der Versöhnung Christi umfaßt ja alle Menschen, auch rückwärts bis auf Adam. Christus ist die Versöhnung für die Sünden der ganzen Welt. 1 Joh. 2, 2; so muß auch die vollbrachte Versöhnung der ganzen Welt, „Aller Kreatur" verkündigt und nahe gebracht werden. Schon eine einfache Folgerung aus dieser Wahrheit schließt ein Harren der Heiden in sich. Sind sie auch einem Warten und Harren bis zum Tage der Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes unterworfen, so ist ihnen doch durch die Gnade in Christo Hoffnung gegeben, daß sie noch mit denen, die des Geistes Erstlinge haben, wenigstens an ihrer Herrlichkeit theilhaben dürfen.

Eine ähnliche Stellung wie die unwissenden Heiden nehmen auch unzählige sogenannte Christen ein, die zwar nicht zu den Gottlosen und Verstockten zu zählen sind, aber doch auch nicht in der Gnadenzeit vor ihrem Tode zu einer Freudigkeit des Glaubens, und zu einer Gewißheit des Heils hindurch gedrungen sind. Sollten nun diese für alle Ewigkeiten verloren sein, oder dürfen wir sie auch zu denen zählen, welche im Blick auf den Tag der Offenbarung noch eine Hoffnung auf Erlösung haben können? Schon die Stelle Röm. 8, 19 ff. zeigt an, daß mit jenem Tage eine große Entscheidung zusammenhängt, welche nicht blos eine Erlösung vom Dienst des Verderbens, welchem die unvernünftige Kreatur unterworfen ist, in sich faßt, sondern auch eine Erlösung von solchem Dienst, dem noch manche sogar im Hades, durch die Macht der Finsterniß, unterworfen sind. Wird mit der Macht des Satans am Tage der Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes gänzlich gebrochen, so muß auch der Dienst des Verderbens, dem noch Viele nach dem Tode unterworfen sind, aufhören, und also eine Entscheidung für alle Menschen und Kreaturen erfolgen. Eine deutliche Aussicht auf eine Rettung Vieler aus dem Hades bis zum jüngsten Gericht gibt uns die Stelle 1 Petr. 4, 5. 6, und die Niederfahrt Christi zur Hölle, woraus hervorgeht, daß allen denen, die während ihres Lebens auf Erden die Botschaft des Evangeliums nicht vernommen haben, dieselbe nach ihrem Tode wird gepredigt werden; und daß für Alle, die in Unwissenheit über den Weg des Heils dahinsterben, bis zum letzten Gerichtstage noch eine Rettung, sonach eine Bekehrung und Vergebung der Sünden nach dem Tode möglich ist.

Muß auch auf Grund von Matth. 11, 20—24 und 2 Cor. 6, 1—2

bestimmt gesagt werden, daß denjenigen, welchen der Herr hienieden mit seiner Gnade entscheidend nahe gekommen ist, keine Hoffnung auf eine Gnadenzeit gegeben ist, so kann doch durch Luk. 16, 9, Matth. 12, 32 nachgewiesen werden, daß noch Manchen, die im Hades darben mußten und vom andern Tode beleidigt werden konnten (weil es an rechter Wiedergeburt und Vereinigung mit Gott fehlte), noch eine Aufnahme in die ewigen Hütten, ja noch eine Vergebung der Sünden in Aussicht steht, die sie noch an jenem Tage zur Rechten des Richters versetzen mögen, denn die Barmherzigkeit rühmet sich wider das Gericht. Die Stelle, Matth. 12, 32, in welcher der Herr über die Sünde wider den hl. Geist redet, sagt ja nicht, daß der Mensch nach seinem Tode sofort entweder ewig selig, oder ewig verdammt sei; oder mit andern Worten gesagt, daß es nur zwei Aufenthaltsorte für Gestorbene gebe, Himmel oder Hölle, sondern sie stellt der jetzigen Weltzeit oder Weltordnung, in welcher der Arge Macht hat, eine künftige entgegen, die Jesus bringt, und die allerdings in Ihm, als ihrem Urheber und in seinem Reiche schon in diese jetzige Weltzeit hineinragt. Ebr. 6, 5 ff. Wer unerlöst stirbt, verfällt dem Todesgebiete oder Hades, der noch dieser Weltzeit angehört, und mit derselben beim Anbruch der künftigen aufhören wird. Der Herr sieht also in zweierlei Zeit eine Stätte der Vergebung der Sünden: 1. In dieser Zeit, bis zum jüngsten Gericht, also eine Begnadigung vielleicht nach Jahrhunderten der Qual, noch vor dem jüngsten Tage; und 2. in der künftigen Zeit, also etwa an jenem Tage, dem Tage der Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes, an welchem überhaupt das Schicksal der harrenden und seufzenden Kreatur entschieden wird. Merkwürdig ist, daß der Herr betreffs der übrigen Sünden, mit Ausnahme der Lästerung wider den hl. Geist nicht von Möglichkeit, sondern vom Eintreten der Vergebung spricht, als wäre ihm die Vergebung derselben nur eine Frage der Zeit, etwa vielleicht so, daß jedes Menschen Leben schließlich einmal an die Grenze gelange, wo ihm die Wahl bleibt zwischen einer bußfertigen Beugung unter den Namen des Herrn Jesu, und dem Abgrund. Durch gegebene Darstellung kann wohl zugegeben werden, daß am jüngsten Tage noch für Viele eine Vergebung und Erlösung aus dem Todesgebiete in Aussicht gestellt ist; allein wie kann aus Röm. 8, 19 ff. gefolgert werden, daß auch eine solche Erlösung dort inbegriffen ist? Hierauf muß erwidert werden, daß, wer in Vers 21 nicht eine Knechtschaft des Verderbens erkennt, die bis in den Hades hinabreicht, auch nicht direct solche Folgerung machen kann. Doch mag aus dem Zusammenhang der diesseitigen und jenseitigen Knechtschaft und Erlösung gefolgert werden, daß genannte Stelle eine Erlösung aus dem Hades wenigstens nicht ausschließt. Sofern nämlich der Tag der Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes mit dem Gerichtstage in Verbindung steht, und also durch den endlichen Sieg Jesu über das ganze Reich der Finsterniß, der Satan aus seinem ganzen Herrschergebiete verdrängt und ausgestoßen wird, so muß sowohl im Hades als in der sichtbaren Welt eine Erlösung von der Knechtschaft des Verderbens eintreten und das Seufzen und Sehnen der unvernünftigen Kreatur mit dem der vernünftigen gestillt

werden. Die Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes, welche eine Neuschöpfung in sich faßt, setzt auch voraus, daß sowohl mit der ersten Erde, als mit dem Gebiet des Todes oder Hades aufgeräumt werden muß.

Aus diesem Zusammenhang ergibt sich, daß in Röm. 8, 20 nicht nur der unvernünftigen, sondern aller Kreatur gedacht sein mag, welche eine Hoffnung auf Erlösung mit jenem Tage haben kann. Man erlaubt sich freilich nicht nur, sondern man hält sich sogar verpflichtet von dem Begriff, „der ganzen Schöpfung" die unselig gestorbenen Menschen auszuschließen, als gehörten sie gar nicht zu dem, was Gott erschaffen hat, und begnügt sich lieber damit, etwa einem abgeplagten Thierlein eine poetische Sehnsucht auf einen Tag zuzuschreiben, der ihm doch weniger eintragen wird, als dem Menschen, der in demselben der endgiltigen Entscheidung seines Schicksals entgegensieht, und Hoffnung auf Erlösung und Befreiung vom Dienst des Verderbens haben darf. „An die Gestorbenen sagte Pfr. Christoph Blumhardt oft, denkt eben kein Mensch, und doch sind ihrer Milliarden, und sie leben von Stunde zu Stunde und ihre Verschuldung ist oft, man denke an die Heidenvölker, eine nicht übergroße." Einseitig gehandelt wäre, wenn wir nur der unvernünftigen Kreatur und leblosen Natur ein Sehnen und Seufzen nach Erlösung abfühlen wollten, und nicht auch Blicke in die andere Welt thun möchten, in welche uns das Wort Gottes doch so viel hineinschauen läßt, daß uns ein Darben und Beleidigtwerden vom andern Tode, und darum auch eine Sehnsucht nach Erlösung nicht verborgen bleiben mag.

Zählen wir also die Heiden und unselig gestorbenen Menschen, die nicht gerade zu den Gottlosen und Verstockten gehören, mit zur harrenden und seufzenden Kreatur, dann bekommen die Worte, daß die Schöpfung der Eitelkeit unterworfen sei, und zwar gegen ihren Willen, und daß sie der Knechtschaft des Verderbens verfallen sei, eine viel tiefere Bedeutung, sofern denn eine Herrschermacht durchschimmert, deren vordere Seite Eitelkeit und deren Kehrseite Verderben ist; und der Gedanke des Apostels, daß die ganze Schöpfung dieser Lügen- und Todesmacht verfallen sei, wirkt ebenso erschütternd, als der andere Gedanke erhebend, daß sie durch den endlichen Sieg Jesu aus dieser Knechtschaft befreit werden soll. Selig und heilig ist aber der, der Theil hat an der ersten Auferstehung, und der durch den lebendigen Glauben an Jesum Christum Sünde, Welt und Teufel überwunden hat; denn an ihn hat der andere Tod keine Macht mehr. Er kann sich freuen auf den Tag der Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes, denn er bringt ihm nicht nur eine Erlösung vom Todesleibe, sondern das ewige, unverwelkliche und vergängliche Erbe, das behalten ist im Himmel.

Das Wort ward Fleisch.

Christologische Studie.

(Eingesandt von Wilh. Behrendt, P.)

Das Wort ward Fleisch. So schreibt Johannes, der große, tiefblickende Seher Gottes, in die Christenheit — ja in die Welt hinein. Welch ein Wort

ist das! Ist die Kirche mit ihrem Glauben an die Menschwerdung Christi, als des Sohnes Gottes, im Recht, so ist es ein großes, ein wunderbares Wort, ein Wort ohne Gleichen, ein Wort, welchem gegenüber nichts anderes übrig bleibt, als zu sprechen: Wenn ich dies Wunder fassen will, so steht mein Geist vor Ehrfurcht still, er betet an und er ermißt, daß Gottes Lieb' unendlich ist. Allein dieser Glaube hat je und je viel Widerspruch gefunden. Die Kirche soll im Irrthum sein. Sie soll zu viel glauben. Sie soll etwas glauben, was nicht geglaubt werden kann. Ihr Glaube soll das vernünftige Denken gegen sich haben. Genug, bis auf diese Stunde regt sich heftiger Widerspruch gegen den Glauben der Kirche.

Wer ist nun im Recht? Sind es diejenigen, welche den Glauben der christlichen Kirche bekennen, oder sind es die, welche ihn leugnen und bekämpfen? Wie oft ist im Laufe der Zeit diese Frage aufgeworfen worden! Wie oft hat man sie auf beiden Seiten geprüft und mit großem Scharfsinn beantwortet! Die Vertreter der rechten, wahren Kirche haben geantwortet: Wir sind im Recht, denn wir haben die Schrift für uns, und damit jedes andere Zeugniß; die Gegner des christlichen Glaubens haben gesagt: Wir sind im Reche, denn wir haben die Vernunft auf unserer Seite. Der Kampf ist groß, und er ist zugleich felsenschwer. Ja und Nein entscheiden in ihm über das Tiefste und Höchste.

Soll nun an dieser Stelle abermals die wichtigste aller Fragen aufgenommen werden, so erscheint uns zu ihrer Erledigung kein Ausspruch der Schrift passender als der vorliegende: Das Wort ward Fleisch. Darum machen wir ihn zum Ausgangspunkt unserer Besprechung. Eine genaue Untersuchung desselben in Verbindung mit dem Schriftganzen wird auf's Neue zeigen, ob die Kirche bei ihrem Glauben verharren kann, oder ob sie ihren Gegnern das Feld räumen muß. Das Erste, was wir zu thun haben, ist das, daß wir nach dem eigentlichen Inhalt unseres Wortes fragen.

Das Wort ward Fleisch. Wer ist das Wort? Es ist Gott. Das sagt Johannes mit klaren Worten, wenn er schreibt: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort; dasselbe war im Anfang bei Gott. Er macht also zwischen Gott und Wort keinen Unterschied. Gott und Wort nimmt er identisch; denn beide sind eins.

Damit ist viel gesagt. Zunächst das, daß das Wort, oder der Logos, persönlich ist.

Das Persönlichsein Gottes erleidet keinen Zweifel. Die Bibel gibt auf jeder Seite Zeugniß von dem persönlichen Gott. Und würde sie das nicht thun, so wären wir doch auf das Bestimmteste genöthigt, einen persönlichen Gott zu glauben. Warum? Weil der Mensch persönlich ist. Das aber könnte er nicht sein, wenn sein Schöpfer nicht persönlich wäre. Das menschliche Persönlichsein setzt also den persönlichen Gott voraus und durchaus. Darum müssen wir auch von dem Gott reden, der persönlich ist.

Ist nun aber Gott persönlich, so muß es auch das Wort, der Logos, sein, um so mehr, als das Wort ausdrücklich Gott genannt wird. Das Per-

sönliche des Wortes ist auch in der angezogenen Stelle deutlich genug angedeutet; denn es heißt: Das Wort war bei Gott, eigentlich zu Gott hin. So kann man nur sprechen, wenn ein persönliches Verhältniß gemeint ist. Das Wort ist Gott und damit auch persönlich.

Ebenso bestimmt muß dem Logos das Ewigsein zugesprochen werden. Gleichen Wesens mit Gott, ja Gott selbst, theilt er auch Gottes Eigenschaften. Zu diesen Eigenschaften gehört nun ganz besonders das Ewige, das Anfangslose. Gott ist ewig, das Wort ist es auch. Wie stark wird diese Wahrheit von dem Apostel betont! Sein Zeugniß ist so bestimmt, so entschieden, daß sich gegen dasselbe kein Zweifel erheben sollte. Im Anfang war das Wort! Da steht das mächtige Zeugniß, die wunderherrliche Offenbarung. Im Laufe der Zeit ist es oft versucht worden, diesen Felsen der Wahrheit zu erschüttern, aber alle Versuche sind fehlgeschlagen. Das Wort der Schrift wird auch in Zukunft allen Anläufen Trotz bieten. Das Wort ist nicht geworden, sondern es war. Wie Gott selbst ewig ist, so ist auch das Wort ewig. Dabei bleibt es. Und dabei muß es bleiben, wenn die Welt einen Heiland haben soll. Es mag aber auch das noch gesagt sein, daß folgerichtiges Denken gegen das Ewigsein des Wortes nichts einzuwenden hat.

Dem Wort wird ferner auch die Eigenschaft des Allmächtigseins zugeschrieben. Wir beschränken uns auch hier auf einen Ausspruch des Johannes. Er schreibt: Alle Dinge sind durch das Wort gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. Wir finden in dieser Stelle eine wichtige Ergänzung des Schöpfungsberichts. Als Gott immer wieder und wieder sprach: Es werde! da redete er durch den ewigen Logos. Die Worte der Allmacht waren Worte, welche durch den ewigen Logos gesprochen wurden. Alle Dinge wurden, entstanden, kamen zu Stand und Wesen durch das schöpferische Wort. So ist denn auch hier zu schließen: Gott ist allmächtig, das Wort ist es auch. Und noch eine andere Wahrheit darf hier nicht übersehen werden, diese nämlich: Ist durch den ewigen Logos Alles geschaffen worden, so geht daraus hervor, daß er Allem, was existirt, zu Grunde liegt. Auf diesen Umstand muß namentlich bei der apologetischen Behandlung dieser Frage großes Gewicht gelegt werden.

Jetzt wissen wir, was das Wort, der Logos, ist. Der Logos ist Gott. Aus dem Grunde werden demselben auch göttliche Eigenschaften zugeschrieben: er ist persönlich, er ist ewig, und er ist allmächtig. Dies Resultat beruht allerdings zunächst nur auf dem Schriftzeugniß, aber es wird sich weiter unten nachweisen lassen, daß dasselbe auch eine Forderung systematischen Denkens ist.

Sonst wird das Wort auch der Sohn Gottes genannt. Das ist ein schöner Name. Er zeigt auf's Beste, wie Gott und Wort, Wort und Gott eins sind. Schon die Bezeichnung „Wort" läßt auf das innige Verhältniß schließen, in welchem das Wort zu Gott steht. Wie sich der Mensch durch das, was er spricht, selbst objectivirt, sich noch einmal setzt, also, daß man ihn daran nach seinem Wesen und Geartetsein erkennen kann, so stellt sich auch in

Gott ein Anderes dar im Wort, nur mit dem großen Unterschied, daß das Gesprochene Gottes, der Logos, persönlich ist. Aber noch viel anschaulicher wird dieselbe Wahrheit durch den Ausdruck „Sohn Gottes“ zur Darstellung gebracht. Hier ist die Fassung concret durch und durch. Gott ist Vater, das Wort Sohn, Vater und Sohn auf's innigste vereint. Der Vater erscheint als das ewige Ich, der Sohn als das ewige Du. Wie der Vater nicht ohne den Sohn ist, so kann auch der Sohn nicht ohne den Vater gedacht werden. Stärker und besser kann die Dieselbigkeit zwischen Gott und Wort nicht bezeugt werden. —

Nachdem Johannes so das absolut Göttliche, Persönliche, Ewige und Allmächtige des Wortes festgestellt hat, bezeugt er nicht minder stark die andere Seite desselben, das Menschliche und das Zeitlich-Gewordene. Er thut das in dem unvergleichlich inhaltsreichen Ausspruch: Das Wort ward Fleisch. Es gibt keinen prägnanteren Satz, als dieser ist. In ihm liegt eine ganze Welt von großen und tiefen Gedanken. Wenn Jemand vor Wundern zurückschreckt, so muß er es vor diesem Satze thun; denn er redet von dem Wunder aller Wunder. Und doch soll sich Niemand an demselben stoßen; vielmehr soll es ein Jeder für seine höchste Pflicht erachten, sich in diesen Ausspruch fragend und forschend zu versenken. So thun wir.

Was heißt nun: Das Wort ward Fleisch? Nichts anderes als das: Das Wort ward Mensch. Welch ein Schritt, welch ein Vorgang! Das Ewige wird zeitlich, das Unendliche endlich, das Göttliche menschlich. Daß es bei dem Logos auf eine volle Menschlichkeit abgesehen ist, beweiset der Zusatz: Das Wort wohnete unter uns. Auch hier erweiset sich die Schrift als Schrift, nämlich als die Inhaberin der Wahrheit. Wer ihr folgt, der betont das Göttliche des Wortes nicht auf Kosten des Menschlichen, eben so wenig das Menschliche auf Kosten des Göttlichen. Nach der Schrift muß beides gleich stark hervorgehoben werden; nur so ist man im Besitz des ganzen Wahrheitsgehaltes. So ist denn das Wort, von dem Johannes redet, beides, es ist Gott, und es ist Mensch: Gott und Mensch in einer Person.

Jesus Christus — das ist der zeitgeschichtliche Name dieser gottmenschlichen Person! Das ist der höchste und größte Name, den es im Himmel und auf Erden gibt. Er soll das menschliche Herz mit unaussprechlicher Wonne erfüllen; denn in diesem Namen liegt des Menschen Heil und Herrlichkeit. Vor ihm soll aber auch ein Jeder voll Anbetung stehen bleiben; denn der Träger desselben ist der über Alles erhabene Gottmensch. Das ist er nicht nur nach dem Zeugniß eines Einzelnen, nein, Alle, welche von ihm redeten, haben ihn als den Einzigartigen hingestellt. Er muß der sein. Wäre er etwas anderes, so hätte er für den Menschen keine Bedeutung. Stößt sich die menschliche Vernunft an dem Gott- und Menschsein Christi, so ist sie eben krank, oder sie hat sich verführen lassen, in welchem Fall es sich dann nur um ein gedankenloses Nachsprechen handelt. Was die Schrift von Christo bezeugt, das fordert auch das gesunde Denken. Mag sich die Kritik noch so sehr abmühen, ein anderes Resultat zu erzielen, Christus ist und bleibt der

Gottmensch. Der Satz: Das Wort ward Fleisch, oder: Christus ward Mensch, kann von Niemand und von Nichts umgestoßen werden. Sicherer wie der Fels im Meer trotzt er allen Anläufen.

Steht die Thatsache als solche unerschütterlich fest, so ist es jetzt unsere Aufgabe, daß wir uns denkend in sie hineinfinden. Vor allem wird hier die wichtige Frage aufzuwerfen sein: Wie verhält sich das Göttliche zu dem Menschlichen in Christo. Zwei Naturen, hat man gesagt, kann kein einheitliches Personwesen geben. Wie das Göttliche im Gegensatz zum Menschlichen steht, so nicht minder steht auch das Menschliche im Gegensatz zum Göttlichen. Die eine Natur schließt die andere von sich aus. So aufgefaßt erscheint das Gottmenschliche in Christo als ein Widerspruch in sich selbst. Nichtsdestoweniger wissen Alle, daß in Christi Person ein solcher Widerspruch nicht sein darf. Was wäre uns Christus ohne die absoluteste Einheitlichkeit seines Wesens? Ein solcher Widerspruch, wie eben angegeben, kann weder dem Glauben noch dem Denken zugemuthet werden.

Da ist es nun aber hoch bedeutsam, daß das Leben Christi keinen solchen Widerspruch erkennen läßt. Sein Leben gestaltet sich vielmehr so harmonisch, so einheitlich, daß es Jedermann das größte Staunen abnöthigt. Ist aber Christi Leben einheitlich durch und durch, so versteht sich die Einheitlichkeit seines Wesens von selbst. Die Wirkung könnte nicht da sein, wenn es an der Ursache fehlte.

Das scheinbare Räthsel löset sich sofort, wenn man unsern Ausdruck nimmt, wie er gegeben ist. Wenn gesagt wird: Das Wort ward Fleisch, so soll darunter offenbar verstanden werden: Das Wort ward völlig Fleisch, und das ganze Wort ward Fleisch. Wer über diesen Punkt sprechen will, muß sich bestimmt ausdrücken. Hier gibt es nur ein Entweder — Oder. Ein Drittes ist nach dem vorliegenden Zeugniß nicht zulässig. Wer sich also auf die Schrift stellt, der behauptet: Das Wort in seiner Totalität ist Fleisch geworden. Nichts, gar nichts ist von dem Wort geblieben, das nicht Fleisch wurde. Wenn das Wort Fleisch wurde, so mußte es das ganz und vollständig werden. Eine theilweise Fleischwerdung — wie immer dieselbe gedacht und gefaßt werden mag — ist als grundlos und darum auch als unbegründet zurückzuweisen.

Um sich die große Thatsache vorstellbar zu machen, so ist zu sagen: Das persönliche Wort, die persönliche Logossubstanz, nahm menschliche Seinsweise an. Es fand also eine Umsetzung statt, durch welche das ganze Wort Fleisch oder Mensch wurde. Demnach ist Christus seinem Wesen, seiner Substanz nach Gott, und nichts anderes als Gott, seiner Seinsweise nach aber ist er Mensch. Der Eine war er von Ewigkeit her, der Andere wurde er in der Zeit. Beides war er vollständig. Gottheit und Menschheit in Christo so aufgefaßt, gibt eine einheitliche Person. Etwaige Einwürfe werden sich später berücksichtigen und berichtigen lassen.

Jesus Christus ist also nicht halb Gott und halb Mensch, sondern er ist ganz Gott und ganz Mensch. Er ist der Gottmensch. Nach dieser Einheitlich=

keit, nach dieser Wesensharmonie gestaltet sich nun auch sein ganzes Leben. Nirgends finden wir bei ihm einen Zwiespalt zwischen Göttlichem und Menschlichem. Darum bekommen wir auch niemals den Eindruck: Hier redet er als Gott, und dort handelt er nur als Mensch. Bei ihm gestaltet sich Alles einheitlich, wie im Wesen, so auch im Leben. Als Gottmensch liegt er in der Krippe und stirbt er am Kreuz. Und was in der Mitte liegt: sein Fasten, Beten, Arbeiten, Lehren, Lieben, Helfen, Weinen, Trösten — es trägt Alles den Charakter des Gottmenschlichen. Als Gottmensch hat er auch die Sünden der Welt getragen und eine ewige Erlösung erfunden. Wenn der Ausspruch: Das Wort ward Fleisch, noch einer Bestätigung bedarf, Christi Leben, wie es in den Schriften der Apostel vorliegt, gibt sie so klar und so bestimmt, daß kein berechtigter Zweifel gegen dieselbe aufkommen kann. —

Was nun die Umsetzung der Logossubstanz in menschliche Sinnesweise betrifft, so entzieht sich dieselbe aller begrifflichen Darstellung. Sie muß als das Wunder aller Wunder — wenigstens von den Menschen aus — bezeichnet und betrachtet werden, d. h. sie geht über das menschliche Begreifen weit hinaus. Nie wird es dem Menschengeist gelingen, in dieses tiefe Geheimniß einzudringen. Es ist nur gut, daß wir für die Enthüllung dieses Geheimnisses kein Bedürfniß haben. Wir haben das Was der wunderbaren Thatsache, und daran haben wir vollständig genug; das Wie soll uns keine weitere Unruhe bereiten. Auf Grund der Schrift sei nur kurz bemerkt, daß diese Umsetzung auf den Geist Gottes, auf den heiligen Geist, zurückgeführt werden muß. Es versteht sich das von selbst, denn der Geist ist das Prinzip alles Seins und Werdens. Dieser Umstand entscheidet über Vieles, er entscheidet auch über die Sündlosigkeit des in's Fleisch gekommenen Logos. Konnte und sollte bei der Umsetzung der Logossubstanz von der menschlichen Mutter nicht Umgang genommen werden, so hatte die Sünde auf sie dennoch keinen Einfluß, deßwegen nicht, weil sie von dem heiligen Geist vollzogen wurde.

Damit schließen wir die einfache Erörterung des vielsagenden Wortes: Das Wort ward Fleisch. Wir glauben es aussprechen zu dürfen, daß diese Auffassung der Schrift entspricht; und sie hat auch, wie wir später sehen werden, das logische Denken für sich. Christus ist also Gott und Mensch. Gott ist er von Ewigkeit her, Mensch wurde er in der Fülle der Zeit. Als er auf Erden wandelte, war er ganz Gott und Mensch; er war beides in einer Person. Von einer menschlichen Mutter durch den heiligen Geist empfangen, hatte auch die Sünde keinen Theil an ihm. Das Alles machte ihn zu dem Heiland einer in Sünde gefallenen Welt. —

Obschon nun Christi Gottes- und Menschensohnschaft keinen Zweifel erleidet, so mag doch die Frage aufgeworfen werden: Ist diese Doppelsohnschaft nothwendig? Vielleicht wird hier etwas behauptet, wofür gar keine Nothwendigkeit vorliegt. Vielleicht kann die Menschheit mit einem Heiland auskommen, der das Eine oder Andere nicht ist. Das ist, was Viele wollten und noch immer wollen. Sie sagen: Glaube du von Christo, was du willst, laß aber auch uns glauben, was wir wollen. Du glaubst, daß Christus Gott

und Mensch ist, wir glauben das nicht, deßwegen können wir aber doch zusammengehen und friedlich — unter einem kirchlichen Dache leben.*) Alles, was wir verlangen, ist das: Man mache aus dem Glauben an den Gottmenschen Christus kein kirchliches Dogma. Und diese Forderung sollte um so eher bewältigt werden, als sie mit der Sache selbst nichts zu thun hat. Doch genug, es wird hier mit allem Ernst die Parole der kirchlichen Partei ausgegeben.

Was die Schrift zu dieser Parole sagt, haben wir bereits gesehen. Der Satz: Das Wort ward Fleisch, schließt alle und jede Parität aus. Sie ist so sehr gegen die hier geforderte Parität, daß sie den für einen Antichristen erklärt, der da leugnet, daß Christus ist in das Fleisch gekommen. Doch was sagt das folgerichtige Denken zu unsrer Frage? Wie stellt sich das zur Gottes- und Menschensohnschaft Christi? Es fordert diese Doppelsohnschaft durchaus. Es behauptet: Jesus Christus muß Gott und Mensch sein, sonst ist das sündige Menschengeschlecht ohne Rath und Hülfe.

Das Warum dieser Behauptung ist leicht einzusehen. Gehen wir noch mit einigen Strichen auf dasselbe näher ein. Ist Christus nicht wahrhaftiger Gott, so ist er ein bloßer Mensch, ein gewöhnlicher Mensch. Ist er aber das, so ist er auch ein Sünder. Ist er aber ein Sünder, so kann er nicht der Erlöser sein. Das Eine folgt immer aus dem Andern. Diese Consequenz mag lästig sein, aber man kann derselben nicht entgehen, wenn man Christi Gottsein in Abrede stellt. Wie sich zwei Blinde nicht selbst führen können, so können sich auch zwei Gebundene nicht selbst losmachen. Soll daher Christus den von der Sünde gebundenen Menschen erlösen, so muß er frei sein. Das kann er aber nur dann sein, wenn er Gott ist. So hat das Erlöser sein das Gottsein zur unbedingten Voraussetzung. Will man das Eine, so muß man auch das Andere wollen. Man sieht, daß sich Schriftzeugniß und logisches Denken gegenseitig decken.

Mit Christi Menschsein verhält es sich ebenso. Sein Menschsein ist so nothwendig, wie sein Gottsein. Wäre der ewige Sohn Gottes nicht Mensch geworden, so hätte er auch nicht an Stelle der sündigen Menschen sterben können. Und wie ihm das Sterben unmöglich gewesen wäre, so hätte auch keine Erlösung zu Stande kommen können. Um den Menschen erlösen zu können, mußte der Sohn Gottes ganz und vollständig zu ihm kommen; das heißt: Er mußte Mensch werden. Ließe sich für die Erlösung ein anderer Weg denken, so wäre das Wort nicht Fleisch geworden. So setzt die Erlösung auch das Menschsein bei Christo voraus. Bibel und Denken stimmen auch hier überein.

So mögen wir denn in die Schrift schauen, oder das logische Denken befragen — das Resultat ist immer dasselbe: Jesus Christus ist Gottmensch. Er ist wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch — in einer Person. Wer das leugnet, der hat die Wahrheit gegen sich; und mit dem Schriftzeugniß fällt auch das Erlösungswerk. Wer das Eine in seiner Bestimmtheit verwirft, kommt auch um das Andere. Von der gottmenschlichen Person ist nun einmal Alles abhängig.

*) Diese Notiz bezieht sich selbstverständlich nur auf die allgemeinen Kirchenverhältnisse.

Streiflichter in ein dunkles Nachtgebiet.

(Eingesandt für die Theologische Zeitschrift.)

Unter dieser Ueberschrift möchte Schreiber dieses von Zeit zu Zeit Abschnitte einsenden, welche der Reihe nach die Fragen erörtern sollen, was vom Somnambulismus, Spiritismus, Sympathie, Zauberei rc. zu halten sei. Obgleich unsere Zeitschrift eine theologische ist und es also auf den ersten Blick scheint, als ob obige Gegenstände dem Zweck derselben fremd seien, so wird doch Niemand bei genauerem Nachdenken leugnen können, daß es für den im Amte stehenden Prediger durchaus nicht gleichgültig ist, ob er über oben genannte Dinge ein sicheres, zuverlässiges Urtheil hat, oder ob er selbst im Unklaren ist, was er davon zu halten, und wie er sich dazu zu stellen habe. Die Zahl der Spiritualisten soll hier zu Lande allein auf elf Millionen sich belaufen und mit denen in Europa rc. wird ihre Gesammtzahl auf zwanzig Millionen geschätzt!

Ist dem also und ist — wie wir glauben — der Spiritismus eine unselige Verirrung, einer jener kräftigen Irrthümer, von denen 2 Thess. 2, 9—11 geschrieben steht, wahrlich dann haben wir ein hohes Interesse daran, uns mit der Frage zu beschäftigen, was vom Spiritismus zu halten sei.

Zum richtigen Verständniß des Spiritismus gehört aber ein Verständniß der Erscheinungen des Magnetismus respektive des Somnambulismus, indem zwischen Somnambulismus und Spiritismus eine gewisse Verwandschaft besteht, insofern beide auf den Magnetismus sich gründen. Sympathie und Zauberei gehen ferner so vielfach im Schwange unter dem Volke und haben eine so furchtbare Wirkung für das innere Leben, daß auch hier es durchaus keine müssige Grille genannt werden darf, wenn der Verfasser versucht, die Frage zu beantworten, was an diesen Dingen Thatsächliches sei, und welche Folgen die Ausübung derselben für die Seele des Menschen habe.

I. Magnetismus und Somnambulismus.

„Wir wissen, daß der Mensch ein Bürger zweier Welten ist, einer sichtbaren und einer unsichtbaren, nämlich relativ unsichtbaren, für die Organe der sichtbaren Welt, — nicht eben absolut unsichtbaren und unkörperlichen. Er muß also auch Organe für beide Welten besitzen, wenngleich die Organe für die sichtbare Welt während seines Lebens in der sichtbaren gebunden und unthätig erscheinen. Der Magnetismus scheint ein Mittel zu sein, um unter gewissen Umständen die Organe für die unsichtbare Welt von ihren Banden zu lösen, während die Organe der sichtbaren Welt in Unthätigkeit versetzt werden."

„Durch den Magnetismus könnte also bewirkt werden, daß der Mensch die Dinge der sichtbaren Welt vom Standpunkt der unsichtbaren Welt aus betrachten könnte, wodurch für die sichtbaren Dinge mehrere Schranken der sinnlichen Wahrnehmung wegfallen würden."

So schrieb vor 62 Jahren Fr. v. Meyer in „Blätter für höhere Wahrheit."

Im fünften Bande desselben Werkes schreibt er: „Wir haben schon öfter darauf aufmerksam gemacht, daß der Magnetismus, wie alles Magische, d. h.

was die Grenzen der gemeinen Natur überschreitet, eine zweiseitige Gabe sei und zum Heil oder zum Unheil angewandt werden könne. Als körperliches Heilmittel in Krankheiten, welche die gemeine Heilkunst überbieten, bei Nervenleiden hauptsächlich — kann, wenn das Mittel mit gutem, frommem Sinn angewandt, hilft, Niemand es zweideutig nennen." —

Er meint hier Kuren, die durch magnetische Manipulationen, Striche ꝛc. vorgenommen werden, ohne Anwendung von Beschwörungsformeln, Sprüchen ꝛc., wie solche namentlich Dr. Lutze in seinem Lehrbuch der Homöopathie empfohlen und selbst reichlich angewandt hat mit gutem Erfolge.

„Aber, fährt v. Meyer fort, wo die hervorgerufene Nerventhätigkeit, (welche zugleich Nervenruhe ist), sich zu einem traumartigen Erwachen der Seele steigert; wo diese aus dem gemeinen Leben durch die Thorhalle des Schlafs in einen andern, freieren Raum tritt, aus welchem sie auch in den verlassenen Raum herüberschauen und sehr weite Blicke thun kann: Da können ihr nicht nur zweierlei Dinge begegnen, sondern auch der Gebrauch, der von diesem Sehen und Vermögen gemacht wird, kann verschieden sein. Endlich aber schützt auch eine hohe und reine Ekstase des Schlafwachens weder vor Stolz (cf. 2 Cor. 12, 7), der so leicht hohen Gaben einen Theil ihres Werthes nimmt, und den Seher fallen läßt, noch vor allen andern, auch den gröbsten Sünden, im wiedereingetretenen, gemeinen Dasein. Es wäre denn, daß sich damit noch besondere, bleibende göttliche Gnadenwirkungen verbänden."

Mit Voranstellung dieser Sätze Meyers möchte also der Werth, aber auch die Gefahr des Magnetismus im Allgemeinen angedeutet sein.

Die menschliche Seele hat in Verbindung mit ihrem Geiste bei der Schöpfung wesentliche und ursprüngliche Kenntnisse und Kräfte empfangen, vermöge welcher sie einen tiefen Einblick hatte in das Wesen aller Dinge und vermöge der Ursprache die Kraft besaß, auf die Natur einzuwirken und sie zu lenken nach dem Willen des Menschen, des gottgewollten Weltherrschers. Damals stand die Seele noch nicht unter der schmählichen Knechtschaft des Leibes, war noch nicht getrübt und geschwächt in ihren anerschaffenen Grundkräften und hatte darum ohne Zweifel eine klarere Einsicht und einen größeren Machteinfluß auf die Natur als wir heutzutage es haben, trotz dem gepriesenen Fortschritt der heutigen Naturwissenschaften.

Als jedoch durch den Sündenfall der Mensch unter die ihm als Herrschaftsgebiet zugewiesene Natur geknechtet und zugleich ein Sklave seines sündlichen Leibes ward, da wurden die Grundkräfte der Seele immer mehr erschüttert und zerrüttet. Im Geräusch des sinnlichen Weltlebens, des äußeren Lebens, wurde der Mensch dem inneren Seelenleben entfremdet, er wurde ein Fremdling für die höhere Welt, (der er doch eigentlich angehörte), und diese höhere Welt wurde ihm fremd und unbekannt. So sehr war das der Fall, daß mit der zunehmenden Entfremdung je länger je mehr alle Erscheinungen des inneren Seelenlebens, durch welche sich das Dasein einer höheren Welt dem sinnlich gewordenen Menschen vor Augen demonstrirte, für ihn den Charakter des Wunderbaren und Unbegreiflichen annahmen.

Heutzutage ist diese Entfremdung so weit gediehen, daß eine gewisse vornehme Wissenschaft entweder alle diese Erscheinungen ignorirt und todtschweigt oder aber die albernsten und thörichtsten Erklärungsversuche beibringt, um nur nicht zugestehen zu müssen, daß eine höhere Geisterwelt in unsere sichtbare Welt hereinragt, und daß unter Umständen der Mensch mit jener Geisterwelt in Verkehr treten könne.

Wenn nun auch wahr sein mag, was Dr. E. Haupt schreibt: „Nicht so steht es, daß sich das Dasein einer Welt der Ewigkeit und unsere Zugehörigkeit zu derselben aus den in Rede stehenden Thatsachen wissenschaftlich beweisen ließe, sondern diese Welt der Ewigkeit macht sich mit der Gewißheit einer Thatsache den Menschen demonstrativ geltend“ —, so ist doch auch so viel gewiß, daß nur eine durch Unglauben voreingenommene Wissenschaft die Augen verschließen und mit Blindheit schlagen kann für die wuchtigen Beweise für das Hereinragen einer höheren Welt in die unsere, die sich im Magnetismus sowohl, wie im Spiritismus dem mehr Unbefangenen aufdrängen. Die Thatsachen, die einmal fest bezeugt sind, erfordern, daß wir uns klar werden, welche Stellung wir dazu einnehmen sollen.

Ehe wir jedoch auf die Erscheinungen des Magnetismus selbst näher eingehen, möchte es von Wichtigkeit sein, gewisse Begriffe erst fest zu stellen, über die man durchaus in's Klare kommen muß, wenn man das Wesen des Magnetismus respektive des somnambulen Zustandes verstehen will. Es ist besonders das Wort „Geist,“ das einer genaueren Bestimmung bedarf. Die gewöhnliche Vorstellung ist die, daß der Mensch gewissermaßen aus drei fertigen Bestandstücken, Leib Seele und Geist, bestehe, oder zusammengesetzt sei. Von dieser Anschauung scheint auch Fr. v. Meyer, a. a. O., ausgegangen zu sein, als er schrieb: „Im Magnetismus spielt die Seele, daher das Gangliensystem oder sogenannte zweite Nervensystem um die Magenhöhle, dieses wahre Ahnungswerkzeug, womit die Seele schaut oder denkt, die Hauptrolle. Die magnetische wache Seele befragt sich von hier aus mit ihrem Geist, mit ihrer Intellectualität. Sie zieht ihn aus dem schlafenden Hirnsystem gleichsam zu sich herab und das nennt die Schlafrednerin nachdenken.“

Der Verfasser dieser Stelle nimmt also an, die Seele könne nur durch das Gangliensystem schauen oder denken, das Cerebralsystem ist ihm der Sitz des Geistes. Dieser Geist aber ist, wie das Citat zeigt, dem Verfasser identisch mit Intellectualität. Geist ist also hier die Denkkraft, (Verstand und Vernunft), während die Seele eigentlich getrennt vom Geiste gedacht, an sich verstandlos, unvernünftig sein müßte; erst in Verbindung mit dem Geiste käme dann die Seele zum Bewußtsein ihrer selbst und zur Unterscheidung dieses Selbst von der übrigen Welt. — Kommen wir von Fr. v. Meyer zu J. Kerners Buch: „die Seherin von Prevorst,“ so finden wir dort die sonderbare Aussage, daß im gewöhnlichen Zustand die Seele ihren Sitz mehr im Gehirn, der Geist mehr auf der Herzgrube habe. Im magnetischen Zustande aber, heißt es, „nähert sich der Sitzpunkt der Seele mehr oder weniger dem des Geistes.“ Das steht in offenbarem Widerspruch zu dem von Meyer Gesagten.

Sehen wir aber bei der Seherin uns näher um, so finden wir, daß, wo sie vom Geist schlechtweg redet, da versteht sie den inneren Menschen, ὁ ἔσω ἄνθρωπος, im Gegensatz zu dem mehr veräußerlichten, seelischen Menschen, welchen Begriff sie dann aber doch nicht genauer definirt. Daneben aber gebraucht sie häufig das Wort „Nervengeist," ein Begriff, der eine große Rolle bei ihr spielt, aber etwas Anderes ist als „Seele" und „Geist" schlechthin. — Um über diese verschiedenen Begriffe in's Klare zu kommen, müssen wir uns zu Baader wenden. Dieser schreibt: „Was Paracelsus den Astralgeist, J. Böhme den geistigen Tincturleib und die Seherin von Prevorst den Nervengeist nannten, ist dasselbe, was die Alten unter Lebensgeistern verstunden und zwar darum im Pluralis genommen, weil hier immer ein Complex oder eine Mehrheit von Potenzen oder secundären Lebensprinzipien gemeint ist, ohne welche (als Hülfsprinzipien des Lebens) kein Leben entsteht und besteht...... Von diesen Lebensgeistern (und zwar von jenen in der niedrigsten oder astralischen Region) behaupteten nun die Alten, daß im nichtgewaltsamen Tode dieselben sich vom Kopf und Leib in's Herz (cardia) zögen, um mit dem centralen Lebensprinzip den Leib zu verlassen; daß im gewaltsamen Tode hingegen eine (temporäre) Interception zwischen dem centralen Prinzip (Seele) und seinen Hülfsprinzipien stattfinde, indem letztere noch im Leibe verweilten, während ersteres, welches ohne sie nicht im Leibe haften könne, diesen bereits verlassen habe. Durch dieses zwischen beiden (bis zu ihrer Wiederconjunktion) bestehende Diesseits und Jenseits habe ich jenen magnetischen Rapport erklärt, welchen alle Blutopfer (gute und böse, z. B. auch die Menschenopfer) geöffnet und bezweckt haben. Aehnliches geht nun auch bei Somnambulen vor, indem auch bei ihnen, wie bei Sterbenden, die Lebensgeister sich aus dem Kopfe in die cardia ziehen und von hier aus gleichsam auf dem Sprunge sind, den Leib zu verlassen, folglich keineswegs etwa eine neue irdische Bindung mit den Gangliennerven eingehen. Und so sagte denn Ihre Somnambule, daß, wenn das Geistige und Leben sich ihr aus dem Kopfe in die cardia gezogen, sie sodann mit dieser losgewordenen und in ihre Disposition gekommenen Macht aus ihrem Leibe heraus in Ihren (als ihres Magnetismus) Leib dieselbe zu versetzen und letzteren somit zu besitzen vermögen. Wie aber dieses Eingehen nur allmälig geschehen könne oder solle, so dürfe auch die Rückkehr in den Leib der Somnambule, behauptete sie, nicht forcirt werden, indem doch hiebei noch immer die freie Verbindung mit ihrem centralen Lebensprinzip offen gehalten bleiben müsse, deren schnelle Unterbrechung entweder durch Ihr plötzliches Verlassen des Zimmers oder durch sonst einen Ihnen zugestoßenen Unfall der Somnambule den Tod brächte. — Und hiezu noch die Anmerkung Baaders: „Ich erhielt kürzlich von G. v. Eckartshausen kurz vor seinem Tode einige Aufschlüsse über das schlechte Kunststück einen noch lebenden Menschen anderswo erscheinen zu machen, wobei dieser nicht nur kataleptisch oder scheintodt ist, sondern wobei auch Lebensgefahr für ihn eintritt, wenn man gewisse Vorsichtsmaßregeln hiebei nicht beachtet, welche alle darauf hingehen, den Rapport des Luftbildes mit dem Menschen nicht zu unterbrechen oder zu hemmen." (Man ver-

gleiche die später mitgetheilten Beispiele einer solchen Art von Doppelgängerei). Diese ganze Stelle aus Baader ist zum Verständniß des Magnetismus sehr wichtig.

Der Astral- oder Nervengeist ist als ein geistiges, nicht intelligentes Naturprinzip (oder als eine Mehrheit solcher) zu fassen, das eine Art von Mittelrolle zwischen der Seele und dem Leibe spielt. Der Astralgeist steht auf einer tieferen Stufe, näher an der Region der eigentlichen Materie als die Seele, er ist das formgebende und erhaltende Naturprinzip des sichtbaren Leibes. Was im Leibe vorgeht, das geht durch die Vermittlung des Nervengeistes in die Seele über. Umgekehrt, was die Seele in ihrem Leibe ausrichten und thun will, das muß sie thun durch ihren Hausvogt, den Nerven- oder Astralgeist. Die Seele selber hat ihren Sitz im Blute oder im Centralorgan des Blutes: im Herzen.

Wenn nun Fr. v. Meyer sagt: „Die Seele denkt eigentlich nicht," und meint, erst durch den im Gehirn sitzenden Geist bekomme die Seele ihre Gedanken, so ist meines Erachtens das dahin zu berichtigen: Es ist allerdings nicht die Seele unmittelbar, welche das Denkgeschäft im Gehirn vollzieht, sondern sie thut das durch ihren getreuen Eckart, den Nervengeist, durch welchen sie überhaupt alle Geschäfte in ihrer leiblichen Behausung vollzieht. Die Gedanken selbst werden entweder von außen oder von innen veranlaßt —, was hier nicht weiter auszuführen ist. Nur das Eine sei hier bemerkt: Die Seele ist das denkende Subjekt; und insofern als die Seele im Herzen sitzt, sagt der Herr: „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken ꝛc......" Das Gangliensystem dagegen ist das leibliche Organ für die Affekte und Stimmungen der Seele; Empfindung und Wärme des Gemüths, ein lebhaftes Gefühlsleben, steht im engen Zusammenhang mit dem Gangliensystem. — Das Erkenntnißleben hätte demnach im Cerebral-, das Gefühls- und Affektleben dagegen im Gangliensystem sein leibliches Substrat. Diese beiden Lebenssphären aber sind im gefallenen Zustande mehr oder weniger von einander isolirt und getrennt. Ja sogar bis zur feindlichen Zwietracht können die beiden Regionen gegenseitig gebracht werden. In solchem Falle wird das vom Denkvermögen ausgehende Licht kalt und erkältend; das vom Gefühls- oder Empfindungsleben ausgehende Feuer (der Leidenschaft) wird finster und verfinsternd. Diese traurige Halbheit und schroffe Entgegensetzung findet sich im Grund bei jedem gefallenen Menschen von Natur. Was ist nun aber das Normale?

Das Normale findet sich nur da, wo die beiden Sphären oder Kreise sich versöhnen und decken ohne sich zu verwirren, oder wo eine wahre Union im Herzleben zu Stande kommt als im Centrum des Menschen. Diese Union aber kommt, nach Baader, nur dann und da zu Stande, wo die Seele sich dem göttlichen Lichtgeiste eröffnet, der durch den Sündenfall in ihr verblichen („in die Figur zurückgetreten") ist. Damit kommen wir nun an die Kernfrage vom „Geist." Nach Baader ist die Seele als solche aus dem ewigen, göttlichen Naturgrund (nicht durch Emanation) entsprossen und ist an und für sich finster,

ohne Licht, doch nicht lichtfeindlich. Durch Gemeinschaft mit dem göttlichen Lichtgeist aber stand ihr noch immer das göttliche Licht offen und sie wurde also dadurch erleuchtet und sollte ganz licht werden durch Hingabe an diesen göttlichen Lichtgeist und Befestigung ihrer Gemeinschaft mit ihm. Durch den Fall aber ist das göttliche Licht in ihr erloschen, die Seele steht in sich selbst im Abgrund, eine von ihr ausgehende Infection hat den inneren Lichtleib in ihr zum Erlöschen gebracht. So hat die Seele ihre manifeste Triplicität verloren und „gibt sich nur noch dualistisch als äußerer Elementar- und Sternenmensch und als innerer, finsterer Feuergeist, als Seele, kund." Mit anderen Worten: Der nicht wiedergeborene Mensch existirt blos dualistisch als Seele und Leib, er hat keinen Geist (vergl. Judä V. 19 im Griechischen, 1 Cor. 2, 14, Joh. 3, 6).

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Amerika. Der Gnadenwahlstreit scheint der Hauptsache nach durch die Versammlung der Synodalconferenz zu Chicago, Ill., 4. bis 10. October v. J., beendigt zu sein. „Lehre und Wehre" schreibt darüber im November-Heft v. J.: „Die diesjährige Versammlung war die erste nach dem Ausbruch des Streites über die Gnadenwahl. So erwartete man denn, daß die Versammlung eine Erklärung abgeben werde, wie sie in Bezug auf die streitig gewordene Lehre stehe. Zwar fand die Conferenz keine Zeit, besondere Lehrverhandlungen zu führen, aber drei der vertretenen Synoden, die Synoden von Minnesota, Missouri und Wisconsin, hatten bereits eine deutliche Erklärung in Bezug auf die Lehre von der Gnadenwahl mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Streit abgegeben. (Vgl. Theol. Zeitschr. 1882 S. 215 und 271.) Diese Erklärungen, sowohl die der Synode von Missouri, als auch die der Synode von Minnesota und Wisconsin, wurden von der versammelten Conferenz mit nur einer dissentirenden Stimme als solche Erklärungen, in welchen die rechte Lehre von der Gnadenwahl ausgesprochen sei, anerkannt. Denn auch die sämmtlichen anwesenden stimmberechtigten Delegaten der Norwegischen Synode, mit Ausnahme eines, des Herrn P. Muns, äußerten für ihre Person ihre herzliche Uebereinstimmung mit der in jenen Erklärungen bekannten Lehre, obwohl in ihrer Synode bis jetzt noch keine vollkommene Einigung in der streitigen Lehre erzielt sei .... Beinahe fünf Sitzungen nahmen in Anspruch die Verhandlungen über die Frage, ob Herr Prof. Schmidt, der als Laiendelegat von einem District der Norwegischen Synode gewählt war, als ein qualificirtes Glied der Versammlung anzuerkennen sei. Die Angelegenheit endigte mit der Abweisung Herrn Prof. Schmidts mit allen Stimmen gegen eine."

So weit „Lehre und Wehre." Ein Nachspiel kann kaum ausbleiben. Die Norwegische Synode steht mit der Synodalconferenz in Lehreinheit, und wird voraussichtlich auch zur Annahme der missourischen Lehre von der Gnadenwahl bewogen werden. Die Gelegenheit dazu wird, wie „A. u. N. 1882 S. 370" mittheilt, geboten werden, da die Synodalconferenz beschlossen hat, „Männer zu ernennen, die in ihrem Namen mit Gegnern aus der Norwegischen Synode disputiren sollen." — Wird nun ein Consensus erreicht, dann muß die Norwegische Synode mit Prof. Schmidt dasselbe thun, was die Synodalconferenz gethan hat, — sie muß ihn auf Grund von Röm. 16, 17 „von sich thun", denn mit der „Lehrzucht" geht es doch bei einem theologischen Professor nicht ab, sobald principielle Differenzen vorliegen. Das Ende dieses Nachspiels ist voraus zu sehen.

„Herold und Zeitschrift" schreibt 1882 S. 195: „Gleich und Gleich. — Zwar führen die Unirten dieses Landes oder die evangelische Synode des Westens, wie sie sich selbst nennen, nicht den Namen „lutherisch" und fordern von jeder Gemeinde, welche denselben etwa noch in ihrer Constitution oder an ihrer Kirche hat, denselben auszuthun; dessen ungeachtet fühlen aber die Pastoren der General-Synode, daß sie mit den Unirten recht zusammen wirken können, welches mit ihren lutherischen Namensbrüdern aus andern Synoden nicht möglich wäre. Der westliche Missionssekretär der „lutherischen" General-Synode schreibt aus Burlington, Iowa: „Mein Empfang seitens der Prediger der Gemeinden der vereinigten Synode des Westens (preußischen Union) war warm und herzlich. Es gibt in Burlington keine deutsche lutherische Gemeinden, welcher Umstand für uns sehr günstig ist; da die preußischen unirten Kirchen viel vortheilhafter für uns sind." —

Die „Unirten" haben doch eine schlimme Nummer im Register bei „Herold und Zeitschrift," — nur gut, daß dieses Compromißblatt schilt, ohne klar zu sein, wem's gilt. „Eine evang. Synode des Westens" gab es zu der Zeit, als der „Herold" und die „Lutherische Zeitschrift," jener in New York, diese in Allentown, noch „getrennt marschirten." — Doch gleichviel, wir wissen, wer gemeint ist, worauf es abgesehen ist, und geben Antwort: Wenn die „evangelische Synode" von ihren Gemeinden fordert, daß sie sich „evangelisch" und nicht „lutherisch" nennen, so ist das eine so selbstverständliche Sache, als wenn Lutheraner „unirte Gemeinden" erst „purificiren und rectificiren," bevor sie dieselben in den Verband der „lutherischen" Kirche aufnehmen: Gleich und Gleich. — Sodann, wenn ein „Generalsynodaler lutherischer Pastor" in Burlington, Iowa, mit unirten Pastoren in Verkehr getreten ist, so fragt es sich doch allererst, wer diesen Verkehr gesucht hat? Die Pastoren der „evangelischen Synode" gewiß nicht! Und wäre es der Fall, wozu denn lamentiren? Wir fragen: Ist denn das Lutherthum so schwach, daß das lutherische Bewußtsein durch den Verkehr mit Unionsleuten in Gefahr kommt, inficirt zu werden? Dann mag das heutige Lutherthum auf Luther selbst zurückgehen, der einen Melanchthon neben sich — mindestens duldete. — Im übrigen erachten wir Evangelische uns hier zu Land als bürgerlich und kirchlich Anderen gleich berechtigt, im Schelten aber dem „Herold und Zeitschrift" nicht: Gleich und Gleich.

Ueber den Gebrauch des Talars entnehmen wir der Ref. Kztg. folgende Notiz: „Nichts Neues unter der Sonne", wird Dr. Dickey, der Pastor der hiesigen presbyterianischen „Calvarygemeinde" gedacht haben, als er neulich zum erstenmal im Talar vor seiner zahlreichen Gemeinde erschien. Dr. D. ist ein verhältnißmäßig noch junger Mann, der als Kanzelredner große Fähigkeiten besitzt und der ehemaligen neuen Schule angehörte. Das bauschige Amtskleid verursachte ein großes Geflatter unter seinen frühern Collegen; allein er behauptet, daß dasselbe seiner Gemeinde nichts neues sei; von seinen Amtsvorgängern hätten dasselbe auch schon getragen, und daß das in der ersten Kirche dahier schon über hundert Jahre lang Gebrauch sei. Er sagt ferner: „In der Stadt New York tragen viele unsrer Prediger den Talar; und in Schottland, sowie in England und Irland ist es überall im Gebrauch. Es mußte das Eis von irgend jemand gebrochen werden; und da es nun gebrochen ist, werden Viele meinem Beispiele folgen."

Deutschland. In Berlin werden die schon seit vielen Jahren von der Evang. Alliance veranstalteten Gebetsversammlungen in diesem Jahre vom 7. bis 14. Januar abgehalten werden. In der Einladung dazu heißt es: „Die Januargebetswoche, von der Evang. Alliance in's Leben gerufen nnd lange von uns in der Stille gepflegt, ist nun in Berlin ein Gemeingut aller gläubigen Christen geworden, und beginnt auch im Lande hin und her, in Städten und Dörfern, Boden zu gewinnen. Der heilsame Einfluß der Gebetswoche auf unser Volksleben kann nicht ausbleiben, um so weniger, als alle Parteiungen, Gegensätze und kirchlichen Unterschiede in dieser Zeit schweigend zurücktreten hinter die große heilige Einheit der Kinder Gottes auf Erden." — Das Mitglied des Comites, Archidiaconus Baumann (Berlin, Nord Brunnenstraße 141 und 142), ist gern bereit, auf besonderm Wunsche, Programme der Gebetswoche zu versenden. — Für

Berlin insbesondere haben Dr. Baur, Dr. Wangemann und Hofprediger Stöcker eine Einladung erlassen, „auch die Woche nach Neujahr nicht ohne öffentliche Gebete vorübergehen zu lassen.“ Als besonderer Zweck wird, dem Nothstand in Berlin gegenüber, die Anregung zu christlichen Liebeswerken angegeben. Freilich mangelt es an Kirchen in Berlin, allein man sucht sich zu helfen, und wird die großen Hallen, namentlich die öffentlichen und höheren Schulen als Versammlungsorte benutzen. — Die Stadtmission stößt auf große Schwierigkeiten, doch wird rüstig weiter gearbeitet. Dafür sorgt und arbeitet mit der unermüdliche Hofprediger Stöcker. Im gleichen Sinne arbeitet im Norden Berlins in der Nazarethgemeinde der hier früher als Generalsekretär der deutschen christlichen Jünglingsvereine bekannte Pastor von Schlümbach „in aller Stille mit reichem Segen.“ Es kommt ihm nicht sowohl darauf an, nach Art anderer englisch-amerikanischer Brüder in großen Versammlungen zu reden, als unter den der Kirche Entfremdeten in den äußersten Vorstadtgemeinden zu wirken, und zwar in beständiger Verbindung mit dem geistlichen Amt, und von demselben durch Theilnahme an der Arbeit unterstützt. —

Aus Preußisch Oldendorf, unweit Minden, (Westphalen) sind im Dezember v. J. zwei junge, westphälische Theologen im Dienste der Mission nach Asien gegangen. Es wird dies als eine Seltenheit aus Deutschland gemeldet und bedauert, wie es so selten vorkommt, daß junge Theologen in den Missionsdienst treten. Als besondere Seltenheit aber können wir mittheilen, daß die beiden Westphalen aus einem Orte stammen, und beide Hartmann heißen, ohne indeß mit einander verwandt zu sein. Der eine, Pastor Ferd. Hartmann, von 1876—1881 Geistlicher der deutschen evang. Gemeinde zu Liverpool, hat nach anfänglichem Schwanken zuletzt mit zuversichtlicher Freude einem an ihn ergangenen Ruf Folge geleistet, und ist vielleicht schon mi Weib und Kind nach Hongkong, dem Ort seiner Bestimmung abgegangen. — Der andere, Candidat Martin Hartmann tritt in den Dienst der Goßner'schen Mission unter den Kohls in Vorderindien. —

Belgien. Die vom Staate unabhängige, belgische Missionskirche, gegründet auf reformirte belgische Confession von 1562, aber fern von allem Drängen auf fixirte Dogmen, arbeitet mit großem Eifer und Segen an der Evangelisation dieses Landes. Die Synode dieser Kirche trat am 1. November v. J. zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen, und verhandelte über einen Lehrpunkt, der auch für weitere Kreise beachtenswerth ist. Ein noch junger Pfarrer dieser Synode, Past. Byse, wurde 1880 aus der freien Kirche des schweizerischen Waadtlandes nach Brüssel berufen. Er galt für einen gläubigen, begabten Geistlichen, der allerdings in Lehreinzelnheiten sich zu sehr eigenen Auffassungen hingebe. Die Hauptabweichung betraf die Lehre vom ewigen Leben. Da Pfr. Byse aber die kirchlichen Bekenntnisse unterschrieb, auch ausdrücklich und schriftlich erklärte, daß es ihm, einem besondern Anhänger der christlichen und brüderlichen Einigkeit, in jedem Falle fern liege, einen öffentlichen Dissensus oder gar ein kirchliches Schisma zu erregen, so wurde er angestellt. Nach Jahresfrist jedoch trat er in Predigten und im Religionsunterricht offen mit seiner Lehre von der bedingten Unsterblichkeit hervor. Er lehrte nämlich: „Die Meisten glauben ohne Zweifel, daß das Heil in der Seligkeit bestehe, welche den Menschen zugesprochen wird, welche zwar elend durch ihre Sünden, aber schon von Natur unsterblich waren. Ich aber meinerseits glaube, daß das Heil vor allen Dingen in der Existenz, der geistlichen, seligen und ewigen Existenz bestehe, welche den Sündern, die der Vernichtung entgegen gingen, zu Theil wird.“ — Pfr. Byse glaubt und lehrt also, daß nur die Christgläubigen unsterblich sind, und demnach alle Ungläubigen der Vernichtung anheimfallen. Er kennt nur einen Himmel, keine Hölle, und steht demnach in direktem Gegensatz zur Schriftlehre von der Ewigkeit der Höllenstrafe. — Pfr. Byse wurde von den Brüdern, von der Pastoralconferenz, von der gesammten Geistlichkeit der Missionskirche dringend gebeten, diese Lehre als Privatansicht für sich zu behalten. Er aber bestand darauf, daß gerade durch seine Lehre Christus so recht als Centrum der Seligkeit

hingestellt werde, und durch sie das Christenthum erst im wahren Lichte erscheine. Von der französischen Freikirche war als Delegirter Pfr. Pressensé erschienen, und suchte zu vermitteln. Doch bekannte sich die Synode einmüthig zur Wahrung der Lehre heiliger Schrift und beschloß Streichung des Namens von Pfr. Byse von der Liste ihrer Pastoren. — Deutsche Blätter beurtheilen den Fall gar verschieden, für und wider die Synode. Unbestreitbar war aber die Pflicht der Synode, die auf dem Schriftgrunde steht, den schriftwidrig lehrenden Pastor auszuschließen, — aber ebenso muß zugestanden werden, daß die Synode in der Anstellung eines Mannes gefehlt hatte, von dem sie vorher wußte, daß er nicht fest stand. —

In Brüssel wurde Ende October v. J. eine „internationale Conferenz zur Einführung von Schiedsgerichten" abgehalten. Unter andern Vertretern nennen wir Lord Rollo Russel, Sohn des verst. John Russel. Aus Frankreich war erschienen — der bekannte Hyacinthe Loyson, welcher am zweiten Versammlungstage präsidirte und über seine beiden „Utopien", „gereinigten Katholicismus als Weltreligion — und dazu den Weltfrieden" schwärmte. — Als Curiosum sei bemerkt, daß am dritten Conferenztage der „unvermeidliche" Lasker aus Berlin eintraf, und in einer schroffen Rede gegen Moltkes Behauptung von der Nothwendigkeit des Krieges als die Basis des Weltfriedens den „Fortschritt in der Civilisation" hinstellte, aber mit den Worten schloß: Fangen wir das Werk mit ernstem Willen an, und Gott wird uns beistehen. — Wir meinen: All' Fehd' hat dann ein Ende, wenn Gott allein die Ehr'. — Die Civilisation kommt dann von selber nach. —

Italien. Der Civilprozeß Martinuzzi—Theodoli, oder, die Anwendung bürgerlicher Gerichtsbarkeit auf einen Bewohner des Vatikans trotz des Garantiegesetzes, ist durch eine Entscheidung des Appellationsgerichtes des Staates zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. Wir fassen kurz den Sachverhalt zusammen: Martinuzzi, ein aus päpstlichem Dienste entlassener Beamter, reichte nachträglich bei Msgr. Theodoli, dem Majordomus des Vatikans, eine Rechnung über angeblich früher geleistete und nicht honorirte Dienste ein, wurde aber abgewiesen. Ob nun aus eigenem Antriebe, ob von Andern angestachelt, bleibe dahingestellt, Martinuzzi reichte eine Civilklage beim bürgerlichen Richter ein, und dieser erließ eine Vorladung an Msgr. Theodoli zur weitern Feststellung des Thatbestandes. Zum Termin erschien ein vom Vatikan bevollmächtigter Advokat und beantragte die Incompetenz-Erklärung des Gerichtes. Der Richter ging darauf nicht ein, verhandelte den Fall, wies aber den Kläger wegen zu hoher Forderung ab. Dieser appellirte, und das italienische Appellgericht erklärte seine Competenz und bestätigte am 10. Novbr. v. J. das Urtheil der ersten Instanz. Aus den Rechtsgründen des Appellgerichtes heben wir besonders folgende hervor: Der Papst, so heißt es im Urtheil, ist allerdings in seiner Person als unantastbar zu betrachten, und seiner Person kommen zu die Ehre eines Fürsten, aber nicht das Recht der Gerichtsbarkeit des Staates. Alle übrigen Bewohner des Vatikans sind Unterthanen des Staates gleich den übrigen Staatsangehörigen, und gehören in Rechtsangelegenheiten vor dasselbe bürgerliche Gericht, wie diese, denn das vom Vatikan unlängst (Mai 1882) eingesetzte Gericht sei ohne staatliche Anerkennung und daher ohne Geltung. Ferner macht der Gerichtshof geltend, daß die staatliche Gerichtsbarkeit vom Vatikan selber früher beansprucht worden sei, wo es sich um Criminalfälle handelte, oder um Vermögens- und Erbschaftsangelegenheiten. Zudem habe man sich im Vatikan nicht geweigert, den sonstigen Erhebungen des Civilstandamtes zu genügen. — Die weltliche Macht, sagt das Urtheil weiter, ist beim Könige, geht von ihm aus; die weltliche Gerichtsbarkeit ist beim Könige, alle richterliche Gewalt ein Ausfluß von der königlichen. Dem Papste gebührt die geistliche Gewalt, und er übt seine Souveränität aus in einer gleichsam überirdischen Sphäre. — Dieser Richterspruch ist die erste officielle Kundgebung der Auslegung des Garantiegesetzes, und wie verlautet, ist den Bewohnern des Vatikans dabei zu Muthe, als sei ihnen eigentlich wenig oder gar nichts garantirt. Der practischen

Durchführung des gefaßten Rechtsstandpunktes des Staates steht aber noch ein Hinderniß entgegen. Der Art. 7 des Garantiegesetzes lautet: „Kein Beamter einer öffentlichen Autorität, kein Agent der Staatsgewalt kann, um Acta seines Amtes auszuüben, den Palast oder Aufenthaltsort oder die zeitweilige Wohnung des Papstes betreten, wenn er dazu nicht vom Papste autorisirt ist." Daß dadurch das Executionsverfahren des Richterspruchs lahm gelegt werden kann, liegt auf der Hand, immerhin aber ist im „Namen des Königs" der Grundsatz ausgesprochen worden, daß das Königreich Italien einen „Staat im Staate" nicht dulden wolle, und die Consequenzen werden folgen — trotz der Diplomatie der Garantiemächte. —

Indien. „Der Buddhismus hat gegenwärtig zwei frühere Christen als Missionare gewonnen, welche in dem Heimathslande desselben für ihn mit Begeisterung wirken: den amerikanischen Colonel Henry S. Olcott und eine Russin, Madame Blavatsky, beide Mitglieder einer theosophischen Gesellschaft in Indien, deren Präsident der erstgenannte ist. Ihre Absicht ist es, den Buddhismus zu reinigen und gegen das Christenthum zu stärken, zugleich aber ihm auch die Wege zu bahnen, damit er die allgemeine Weltreligion werde.

Olcott hat zu diesem Zweck einen buddhistischen Katechismus verfaßt, welcher die Genehmigung des buddhistischen Ortspriesters der Insel Ceylon erhalten hat und der nun auch in's Englische und Singhalesische übersetzt worden ist. Die Zeitschrift: „Der Theosoph" von Madame Blavatsky berichtet, welche Anerkennung Olcott unter den Eingebornen Indiens gefunden hat; sie selbst wirkt besonders unter dem weiblichen Geschlecht für die theosophische Gesellschaft.

Der erwähnte Katechismus Olcotts, welcher in 153 Fragen und Antworten abgefaßt ist, setzt (in diesem Punkte übrigens mit Paul Wurms vortrefflicher Schrift: „Der Buddhismus" übereinstimmend) das Wesen dieser Religion in die Erkenntniß und leitet alle Uebel aus der Unwissenheit, welche die Menschen über die Wahrheit irre führt. Durch Ueberwindung der Unwissenheit und Erwerbung der Weisheit kann jedes Wesen Nirvana (d. h. nicht die Vernichtung schlechthin, sondern einen Zustand vollkommener Ruhe, der Abwesenheit von Begierden und Sorgen) erreichen. Die völlige Abwesenheit eines persönlichen Gottes, „dieses riesenhaften Schattens", und die Leugnung einer Schöpfung durch Gott, deren Existenz vielmehr als das größte Uebel erscheint, in diesem System, bestätigt auch sein Katechismus. Ebenso daß die Erlösung (wenn sie auch nicht als bloße Vernichtung aufgefaßt wird) doch ein rein schattenhaftes Dasein ohne Activität ist.

Man braucht nur auf Ceylon und Tibet hinzusehen, um zu erkennen, daß der Buddhismus zur Erziehung der Menschen absolut untauglich ist; seine Ueberwindung in Indien durch den Brahmaismus ist daher durchaus erklärlich. Wenn er dagegen andere Millionen in Asien sich erobert hat, so geschah dies, weil ihn die bürgerlichen und religiösen Zustände in den betreffenden Gegenden als ein erwünschtes Heilmittel oder der völligen Veräußerlichung gegenüber als ein System der Innerlichkeit erscheinen ließen. Seinen Höhepunkt aber hat er gegenwärtig überschritten, und, wie er Indien verloren hat, so sieht er sich auch sonst überall zum Stillstand verurtheilt.

Die Apostel, welche er gegenwärtig aus abgefallenen Christen gewonnen hat, wollen jetzt den Buddhismus an seinen Quellen, in den Klöstern des Himmalaya kennen lernen. Gerade zu rechter Zeit kommt daher eine Schilderung der dortigen Zustände: „Reiseskizzen aus Indien (Ost-Himmalaya)", aus der Feder einer andern russischen Dame, der Frau Wereschagin, welche mit ihrem Manne jene Gegenden besucht hat und die, christlichen Anschauungen offenbar recht fern stehend, dennoch von dem dortigen Buddhismus ein wenig verlockendes Bild entwirft. Den Kupgenlama im Kloster zu Tomlong, welcher die Gottheit auf Erden darstellt, fanden die Reisenden an einer schlechten Krankheit leidend. Ueberall traten ihnen die unzweifelhaften Anzeichen dessen entgegen, daß der Buddhismus je länger je mehr seine innerlichen Kräfte eingebüßt hat." — (N. Ev. Kztg.)

Kurze Nachrichten.

In Philadelphia hatten die Deutschen den „Danktag" als Gabentag für das deutsche Hospital bestimmt und über $6000 an freiwilligen Gaben eingenommen. Dr. Späth und Herr File sind im Direktorium der Anstalt.

Ein neues luth. Waisenhaus. — Pastor Fr. Wilhelm in Denny, Butler Co., Pa., ist eine hübsche Ueberraschung zu Theil geworden. Eine christliche Wittwe seiner Gemeinde hat durch ihn der luth. Concordia-Synode eine Farm von 50 Ackern mit allen Gebäulichkeiten und Geräthschaften zu dem Zweck übermacht, um dort eine Heimath für Waisen und alte Leute zu gründen. Das werthvolle Weihnachtsgeschenk wurde mit freudigem Dank in Empfang genommen. Sofort soll das Haus durch einen Anbau vergrößert und eingerichtet werden, um Waisen aufzunehmen.

Nach dem Jahresbericht des Geschäftsführers des Reformirten Verlagshauses in Cleveland, O., haben ihre Zeitschriften folgende Verbreitung: Kirchenzeitung 4584; Lämmerhirte, monatliche Ausgabe 19,296; halbmonatliche 9024; Abendlust 1344; Lektionsblätter 7680. Der Vermögensstand des Verlagshauses $32,719.94; eine Zunahme gegen das Vorjahr von $2999.95. (Plgr.)

In Detroit gibt es 15 Hospitäler und Anstalten für die Pflege und Behandlung der Kranken und Mittellosen, einschließlich des lutherischen Waisenhauses nebst Taubstummenanstalt in Norris Township.

In die Stelle des verst. Konf.-R. und ersten (reformirten) Dompr. Focke in Halle a. S. ist Hofprediger Siegfr. Abr. Göbel in Halberstadt berufen, geb. als Sohn des in Posen verstorbenen O.-Konf.-R. Göbel in Winningen bei Koblenz am 24. März 1844 und bekannt als Verf. der Auslegung der „Parabeln Jesu" (1879).

Archidiak. Disselhoff an St. Jakobi zu Berlin ist vom Konsistorium nach Rohrbeck bei Potsdam, um welches Pfarramt er sich wegen seiner angegriffenen Gesundheit und vielleicht auch der Kämpfe der kirchlichen Parteien in Berlin müde, beim O.-K.-Rath beworben hatte, berufen worden. Die Wahl des Nachfolgers erfolgt durch die (liberalen) Gemeindeorgane von St. Jakobi.

Der seitherige Altkatholik und frühere Landrath des Kreises Lennep, Reg.-Bezirk Düsseldorf, Geh. Reg.-Rath Rospatt ist zur evangelischen Kirche übergetreten.

Am 8. November feierte der Bischof von Kulm, Johannes v. d. Marwitz, (geb. 20. April 1795 zu Tuchlin und, nachdem er die Befreiungskriege von 1813—15 mitgemacht, dann noch mehrere Jahre als Husarenoffizier gedient und es bis zum Rittmeister gebracht hatte, am 10. April 1830 zum Priester geweiht) sein 25jähriges Bischofsjubiläum. Von den Geistlichen seiner Diöcese wurde ihm die Summe von 16,000 Mk. als Grundkapital eines Priester-Vereins zur Unterstützung emeritirter Geistlichen überreicht.

Bevor Moody aus Paris abreiste, versammelte er eine Anzahl Pfarrer, Evangelisten und Arbeiter des Evangelisationswerkes in Paris, welche das von ihm angeregte Werk durch Erweckungsversammlungen weiter führen sollten. Bei dieser Gelegenheit kam es zu einer sehr lebhaften Diskussion über die Heilsarmee, mit der besonders der anglikanische Rev, Moran und der amerikanische Rev. Hitchcock unverworren bleiben wollten: ein erfreuliches Zeichen, woraus deutlich zu ersehen ist, daß nicht einmal die Engländer und Amerikaner das Treiben der Heilsarmee in Paris billigen.

Redaktionsanzeige.

Alle redaktionellen Zusendungen und Tauschblätter beliebe man von nun zu adressiren an Rev. W. Becker,
Cincinnati, Pawnee Co., Nebr.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XI. Februar 1883. Nro. 2.

Vorwort.*)

Die Theologische Zeitschrift der evangelischen Synode von Nord-Amerika tritt mit der vorliegenden Nummer in das zweite Jahrzehnt ihres Daseins ein. Diese Thatsache ist nun schon an und für sich erfreulich, aber noch erfreulicher wäre es, wenn man zur Erwähnung derselben ganz einfach den Wunsch hinzufügen könnte: Möge für die Theologische Zeitschrift das zweite Jahrzehnt werden, wie das erste war. Das können wir aber nicht, wir müssen vielmehr wünschen, daß es ihr besser, viel besser gehen möge als bisher. Denn sie hat in der That eine harte Jugendzeit hinter sich, so hart, daß es zum Verwundern ist, daß sie nach Allem, was sie bereits zu ertragen hatte, noch am Leben ist. Sie hat von einem Redacteur zum andern ziehen müssen, und ist auch mit dieser Nummer wieder in andere Hände übergegangen. Bei diesem unstäten Wanderleben hat sie noch obendrein Mangel und Tadel, Theilnahmlosigkeit und Angriffe zu erdulden gehabt.

Mangel ist es, wenn ein Synodalblatt Zuschüsse erfordert, nicht weil die Zahl der Synodalglieder, sondern die Zahl der Abnehmer desselben unter den Synodalgliedern so klein ist, daß es nicht einmal seine Kosten deckt. Mangel ist es auch, wenn der Beitrag der Mitarbeit der Synodalen oft nicht hinreichend war, den zu Gebote stehenden Raum des Blattes zu füllen. Unsre Synode ist ja verhältnißmäßig rasch gewachsen; wo aber Wachsthum ist, da ist nothwendigerweise auch Veränderung; da gibt es Fragen, die sich wohl von selbst stellen, aber nicht ebenso auch von selbst lösen, sondern zu ihrer Lösung die Mitarbeit verschiedener geistiger Kräfte erfordern. Man sollte nun erwarten, daß der enge Raum unserer Zeitschrift nicht ausreichend gewesen wäre für die Besprechung synodaler Fragen. Gleichwohl ist er seit einer Reihe von Jahren nicht nur ausreichend gewesen, sondern es war immer noch Raum da.

Derartigen Mangel sollte aber die Theologische Zeitschrift weder in der einen noch in der andern Weise zu erleiden haben, schon aus dem Grunde nicht, weil sie unser ist, das heißt, der Synode gehört und dazu bestimmt ist,

*) Das Vorwort war für die erste Nummer dieses Jahrgangs geschrieben, da ursprünglich beabsichtigt war, den Redactionswechsel mit dem Jahreswechsel eintreten zu lassen. Dies wurde aber durch Umstände, die außerhalb der Gewalt der betheiligten Personen waren, verhindert. Da ein Mißverständniß kaum zu befürchten ist, so folgt der Artikel ganz in seiner ursprünglichen Fassung.

der Synode und ebendamit jedem Gliede derselben zu dienen. Das kann sie aber um so besser, je weniger sie um ihre Existenz zu kämpfen hat. Wohl ist es wahr, daß der Ueberfluß, Ueppigkeit, Uebermuth und Unbesonnenheit begünstigt, aber nicht minder wahr ist, daß fortwährender Mangel schwächlich und kleinmüthig, zaghaft und unbrauchbar macht.

Weil die Theologische Zeitschrift unser ist, hat sie bei ihrer Arbeit im Dienste der Synode auch Anspruch auf die Theilnahme der Synodalen. Dieselbe sollte aber doppelter Art sein. Man darf nämlich nur die Protokolle der letzten fünf Jahre durchblättern, so findet man eine Anzahl von Beschlüssen, die der Theologischen Zeitschrift gegenüber Wünsche, Zurechtweisungen, Tadel u. s. w. aussprechen. Derartige mehr negative Theilnahme ist zwar an ihrer Stelle immer noch viel besser als gänzliche Interesselosigkeit, aber wenn sich an der Theologischen Zeitschrift nur diese Art von Theilnahme beweist, so ist, besonders wenn sich dieselbe bis zu dem Schlusse steigert, daß man Nichts dagegen hätte, wenn die Theologische Zeitschrift einginge, *) die Existenz derselben gewiß keine leichte. Sobald aber eine solche negative Theilnahme nicht ihre positive Ergänzung findet, verliert sie ihre Berechtigung.

Bei der Erziehung eines Menschen kann es nicht immer ohne Schläge abgehen, aber Schläge sind darum noch lange keine Erziehung; und wer sein Erziehungsrecht nur durch Schläge geltend machen wollte, würde eben damit sich dieses Rechtes begeben. Gerade so ist es auch hier. Außerdem begegnen wir hier der Thatsache, daß die Zahl der Abonnenten und damit sehr wahrscheinlich auch die Zahl der Leser der Theologischen Zeitschrift etwa halb so groß ist als die Zahl der Synodal-Pastoren. Dieser Umstand erklärt, zum großen Theile wenigstens, die so schwankenden Beschlüsse der Distrikte in Betreff der Theologischen Zeitschrift und nimmt denselben noch außerdem einen bedeutenden Theil ihres Gewichtes. Nimmt man nämlich an (was wohl im Allgemeinen auch richtig sein wird), daß das Verhältniß zwischen Lesern und Nichtlesern der Theologischen Zeitschrift in den einzelnen Distrikten dem Gesammtverhältniß entsprechend sei, und nimmt man ferner dazu, daß auch von den Gemeinde-Delegaten, unter welchen sich wohl nur sehr wenige Leser der Theologischen Zeitschrift befinden, über dieselbe beschlossen wird, so ergibt sich, daß die Zahl derer, die über die Theologische Zeitschrift beschließen, ohne sie zu lesen, mindestens noch einmal so groß, wenn nicht noch größer ist, als die Zahl derer, die dieselbe lesen und damit auch besser als dem bloßen Namen oder dem guten und bösen Gerücht nach kennen. Das hieraus erfolgende Verhältniß nun, daß nämlich der reelle Gehalt der über die Theologische Zeitschrift gefaßten Beschlüsse nur etwa ein Drittel des nominellen Werthes ist, läßt allerdings diese Beschlüsse leichter verschmerzen, wenn sie angreifender Art sind, aber leider auch nicht sicher auf dieselben bauen, wenn sie anerkennend oder ermunternd lauten. Ein solches Verhältniß wird aber wohl von

*) Die Anführung dieses schon längst wieder aufgehobenen Beschlusses geschiebt nur beispielshalber, nicht um einen Tadel auszusprechen, da ein solcher nach Aufhebung dieses und Annahme eines entgegengesetzten Beschlusses keine Berechtigung mehr hat.

Niemandem als normal bezeichnet werden, ebensowenig als man erwarten kann, daß es dem Gedeihen unserer Theologischen Zeitschrift förderlich sein werde.

Unsere Theologische Zeitschrift ist, wie Jeder weiß, Synodalblatt, das heißt, sie gehört und dient unserer ganzen Synode. Wäre sie nur das Organ einer kirchlichen Partei, so würden die Gegner derselben um so mehr mit ihr zufrieden sein, je weniger sie leistete, und die Partei, der sie diente, würde auch Manches weniger Gute mit in den Kauf nehmen, wenn es nur zur Förderung der Parteizwecke brauchbar wäre. Es wird aber Mehr und Besseres von der Theologischen Zeitschrift unserer Synode erwartet, und jedes Synodalglied ist berechtigt und verpflichtet, immer Mehr und immer Besseres zu verlangen. Wenn es aber wahr ist, daß man von dem, dem viel gegeben ist, auch viel fordern kann, so ist es gewiß ebenso wahr, daß, wo man viel fordern will, man nicht wenig geben darf. Wäre nun die Betheiligung an der Theologischen Zeitschrift sowohl im Lesen derselben, als auch im Schreiben für dieselbe eine solche, wie man zufolge des Charakters der Zeitschrift als eines Synodalblattes mit Recht erwarten könnte, so brauchte sie nicht nur der Verlagskasse nicht mehr zur Last zu fallen, sondern sie könnte etwa um ein Drittel ihres Umfanges erweitert und um noch mehr ihres Inhaltes verbessert werden.

Alle diese angeführten Mißverhältnisse können aber weder durch irgend welche redactionellen Maßregeln noch durch Synodalbeschlüsse gehoben werden. Die Abhülfe kann überhaupt nicht vom Ganzen der Synode ausgehen, sondern muß von dem Einzelnen und zwar von jedem Einzelnen, so viel an ihm ist, kommen. Nur wenn auch in dieser Hinsicht jeder Einzelne sagen kann: Ich habe gethan, was ich konnte, wird es der Theologischen Zeitschrift möglich sein, ohne Klagen über Mangel ihren Dienst thun zu können; denn es ist ja nur eine dienende Stellung, welche sie einnimmt. Wie aber der Werth eines Dieners nicht blos von seiner eigenen Tüchtigkeit, sondern eben so sehr davon abhängt, daß sein Herr ihn mit Einsicht verwendet, so werden auch die Dienste unserer Theologischen Zeitschrift um so werthvoller, je mehr und je richtiger sie in Anspruch genommen werden. Dazu bietet sich Gelegenheit genug. Es sind nicht eine oder zwei, sondern eine ganze Reihe von zum Theil tiefgreifenden Fragen, deren Lösung die Aufgabe unserer Synode ist. Dieselben sind allerdings nicht theoretischer, sondern praktischer Art und ihre wenigstens zeitweilige Lösung ist nur auf den Synodalversammlungen möglich; dort ist sie aber auch manchmal so unabweisbar, daß eben unter dem Druck der Nothwendigkeit eine Auskunft getroffen wird, die mehr aufschiebender als wirklich auflösender Natur ist, weil man, und nicht mit Unrecht, erwartet, daß die Erfahrung den Weg zu einer bessern Lösung zeigen werde. Erfahrung hat aber nur dann Werth, wenn sie nicht blos in der Vergangenheit gemacht worden ist, sondern auch in der Gegenwart benützt werden kann und in der Zukunft benützt werden soll. Das ist aber nur dann möglich, wenn sie durch Verarbeitung nutzbar gemacht wird. Zu diesem Zwecke läßt sich aber die Theologische Zeitschrift ganz gut gebrauchen. Da können Erfahrungen ausgetauscht, Ansichten dargelegt, Möglichkeiten erwogen, Maßregeln vorge-

schlagen, Mittel geprüft werden, ohne daß dadurch Verwirrung und Unsicherheit entsteht. Wollten wir alle diese Dinge in den Friedensboten verweisen, so ginge es uns wie einem Prediger, der seine ganze Studirstube mit auf die Kanzel bringt; ein solcher wird seine Zuhörer weder erbauen noch belehren, sondern langweilen und verwirren. Dagegen kann man ohne Schaden in der Studirstube zu einem Text zehn Dispositionen machen, und von diesen dann die beste aussuchen und nach ihr die Predigt gestalten. Je gründlicher man dabei verfährt, desto besser wird die betreffende Predigt werden, wenn sie nur eine von den zehn und nicht alle zehn Dispositionen enthält. Die auf die neun übrigen Dispositionen verwendete Arbeit wird aber nur der als verloren ansehen, der niemals die Sache durch eigene Erfahrung erprobt hat. Ebenso ist es auch mit der Arbeit unserer Synode im Ganzen. Es mögen zehn verschiedene Mitarbeiter an der Theologischen Zeitschrift zehn verschiedene Lösungen einer synodalen Frage aufstellen. Wenn dann auch vielleicht neun davon auf dem Papiere bleiben, so ist dennoch die aufgewandte Arbeit keine Kraftvergeudung, der ihnen in dem Blatte gewährte Raum keine Papierverschwendung, denn die zehnte Lösung wäre vielleicht gar nicht gefunden worden, wenn die neun andern nicht vorangegangen wären.

Dazu kommt noch etwas. Die schadhaften Stellen irgend welchen Materials treten nirgends sicherer und deutlicher hervor, als wenn dasselbe nicht blos in einzelnen Punkten untersucht, sondern überall bearbeitet wird. Findet sich dann keine schadhafte Stelle, so kann man, allerdings nicht mit absoluter Gewißheit, aber doch mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß das ganze Material gesund sei. Das Gleiche ist der Fall bei der formellen Durcharbeitung eines Gedankens. So lange derselbe blos in Gedanken bleibt, hält man oft Manches für selbstverständlich, was sich als unmöglich oder unzulänglich erweist, sobald man es in eine bestimmte Form zu verarbeiten, auf einen bestimmten Fall anzuwenden versucht; oder es zeigt sich auch vielleicht, daß ein Gedanke, dem man keine besondere Bedeutung beimaß, weitgehende und tiefgreifende Consequenzen hat. Bleibt dann eine derartige Arbeit nicht im Pulte liegen, sondern findet sie ihren Weg in die Theologische Zeitschrift, so ist es sehr wohl möglich, daß Andere nun auch bemerken, was sie vorher übersehen hatten und daß, was dem ersten Bearbeiter vielleicht entging, von einem Andern desto genauer bearbeitet wird.

Ja selbst wenn eine Ansicht nur das Schicksal hätte, daß sie im Ganzen wie im Einzelnen als durchaus unhaltbar dargethan würde (ein Fall, der wohl als möglich gedacht werden kann, aber in Wirklichkeit nicht oft vorkommt), so könnte allerdings der Vertreter derselben unangenehm dadurch berührt werden, aber er hätte dem Ganzen der Synode dennoch einen Dienst geleistet. Hat sich nämlich eine Ansicht einmal als unhaltbar, ein eingeschlagener Weg als ungangbar erwiesen, so werden Andere nicht leicht versucht werden, denselben Weg noch einmal zu betreten. Geschieht nun die Erörterung irgend einer synodalen Frage sine ira et studio, so wird es sicherlich in vielen Fällen dahin kommen, daß die entgegenstehenden Ansichten sich an

einander abschleifen, und so eine Vermittlung zwischen denselben leichter, ja manchmal eine Vereinigung derselben möglich gemacht wird, indem Ansichten, die anfänglich als unvereinbare Gegensätze erschienen, sich oft bei näherer Untersuchung als die beiden Seiten einer und derselben Sache erwiesen. Wenn aber auch dieser Fall nicht eintritt, so ist doch jedenfalls das sicher, daß eine literarische Erörterung kühler gehalten werden kann und weniger beschleunigt zu werden braucht, als die Debatte einer Synodalversammlung. Hier haben oft die Gegensätze keine Zeit zur Ausgleichung und es muß, um zu einem Ende zu kommen, durch Stimmenmehrheit entschieden werden. Kommt nun eine Minorität zu der Ansicht, daß sie nur unterlegen sei, weil die Majorität die Sache nicht eingehend genug behandelt, die Gegengründe nicht reiflich genug erwogen, der andern Seite nicht genug Gehör geschenkt habe, so erzeugt eine solche Ansicht, auch wenn sie ganz grundlos ist, eine Verstimmung, die niemals gute Folgen hat. Ist aber eine Frage vor ihrer parlamentarischen Erledigung literarisch behandelt worden, so hat, wenn dies nicht im Interesse einer Partei, sondern des Ganzen geschehen ist, eine solche Mißstimmung viel weniger Grund zu ihrer Entstehung und viel weniger Veranlassung zu ihrer Ausbreitung. Aus dem bisher Angeführten läßt sich wohl leicht ersehen, daß die Erörterung synodaler Fragen in der Theologischen Zeitschrift den ersten Rang einnehmen sollte.

Dabei ist denn durchaus nicht zu befürchten, daß solche Diskussionen sich in's Endlose hinziehen werden. Synodale Fragen sind, wie schon gesagt, immer praktischer Art. Ihre Lösung erfolgt nicht durch Bezeichnung einer bestimmten Richtung, oder durch Festsetzung eines bestimmten Punktes, sondern durch Maßregeln, die in jeder Richtung ihre Größe und in vielen verschiedenen Punkten ihre Berührung mit dem Gesammtgebiet der Synode haben. Da sie aber auf dieses Gebiet beschränkt sind, so folgt von selbst, daß sie nicht in unendlicher Anzahl darin Platz haben, sondern daß vielmehr ihre Zahl immer eine beschränkte, ja sehr oft eine ganz kleine ist. Demgemäß wird sich auch die Besprechung synodaler Fragen, sofern damit nur bei der Sache geblieben wird, gestalten; sie wird sich von selbst dahin ziehen, daß nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Frage spruchreif und damit die Untersuchung derselben nicht mehr nöthig sein wird. Etwas Anderes ist es mit Fragen, die man als wissenschaftlich bezeichnet. Bei diesen ist das Gebiet, auf dem sie sich bewegen, so unbegrenzt, die Richtungsunterschiede sind oft so klein, die Differenzen so verschieden, daß eine derartige in der Sache selbst liegende Begrenzung ihrer Erörterung, wie bei synodalen Fragen, sich nicht finden, und daher die Länge und Breite ihrer Besprechung von Außen her ihr Maß nehmen und ihre Beschränkung finden muß. Eine solche findet sich schon nur zu reichlich in dem geringen Umfang unserer Theologischen Zeitschrift, von andern Dingen gar nicht zu reden.

Fehlen soll aber die Behandlung derartiger Fragen auch nicht; schon deßwegen, weil wir als evangelische Pastoren nicht nur uns selbst, sondern auch Andern Rechenschaft unseres Glaubens zu geben haben und weil von

uns auch in Hinsicht des Wissens nicht blinde Unterwerfung unter eine oberste kirchliche Autorität, sondern eigene Ueberzeugung verlangt wird. Diese kann aber nicht zu Stande kommen ohne eigene geistige Arbeit. Man könnte nun allerdings behaupten, daß wir gelehrte theologische Arbeiten viel besser und billiger importiren können, als wir sie durch unsere Theologische Zeitschrift erhalten. Das ist nun freilich ganz richtig, aber es frägt sich denn doch, ob die fremde, bessere und billigere Arbeit für uns denselben Werth habe, wie unsere eigene, die vielleicht etwas theurer und weniger vollkommen ist. Da müssen wir aber ganz entschieden mit „Nein" antworten. Fremde Arbeit ist niemals eigene Arbeit. Zudem ist die Aneignung fremder Arbeit an sich selbst auch schon eine Arbeitsleistung und erfordert eine Arbeitstüchtigkeit, die auch erst durch eigene Anstrengung erworben werden muß. Wollten wir nun sagen: Wir ziehen fremde Arbeit unserer eigenen vor, weil diese noch nicht so gut ist wie jene, so ginge es uns wie Schülern, die ihre Arbeiten von andern abschreiben, weil sie in diesem Falle auch besser sind, als wenn sie dieselben selbst machten. Daß solche Schüler aber damit nicht vorwärts, sondern rückwärts kommen, dürften wir wohl alle von unsern Schuljahren her noch wissen. Eben so gut wird uns auch noch in Erinnerung sein, daß Solche, die zwar vielleicht schwächer waren, oder später in eine Klasse eintraten, aber niemals fremde, sondern immer nur eigene Arbeit einsetzten, niemals rückwärts, ja in einzelnen Fällen erstaunlich schnell vorwärts kamen.

Aehnlich ist es heute noch mit uns. Unsere Synode ist noch jung, ebenso unsere Lehranstalten und unsere Theologische Zeitschrift. Wir können in wissenschaftlicher Hinsicht noch nicht leisten, was etwa eine gleich große Synode Deutschlands könnte. Wenn wir aber aus diesem Grunde Nichts thun wollten, so kämen wir zuletzt dahin, daß wir Nichts mehr thun könnten und, wohl oder übel, von Andern abhängig werden und bleiben müßten. Der Beweis, daß wir wenigstens Etwas thun können, liegt in den zehn ersten Jahrgängen der Theologischen Zeitschrift handgreiflich vor uns.

Wohl ist es wahr, daß unsere Zeitschrift eben Zeitschrift ist, d. h. daß nach ihrer ganzen Anlage und Bestimmung ihr Inhalt an sich nur temporäre Bedeutung hat. Aber obschon die Form zerbrochen werden kann, wenn der Guß gelungen, obschon der Bauriß ausgebraucht ist, wenn das Gebäude vollendet ist, so sind doch diese Dinge zu ihrer Zeit und an ihrem Orte nicht überflüssig, weil und wenn sie eben nicht für sich selbst, sondern um des Größern willen, dem sie dienen, da sind.

So ist auch die Theologische Zeitschrift nicht um ihrer selbst (das hätte sie nie gekonnt und hat sie nie gewollt), sondern um unserer Synode willen da. Diese selbst aber ist wiederum nicht um ihrer selbst willen, sondern um ihres Herrn willen, dem sie dient und dienen soll.

Dienen wir aber alle treu unserm Herrn, so kann auch unsere Zeitschrift nur in seinem und keines Andern Dienste stehen. Da mag denn ihre Bestimmung nur eine zeitliche, ihr Werk nur ein vorbereitendes, ihre Stellung nur eine dienende und ihr Dienst nur ein untergeordneter sein, die Arbeit an

ihr ist gleichwohl nicht vergeblich, die auf sie verwendete Kraft nicht verloren, und wir können auch in dem nun begonnenen Jahre wieder getrost an's Werk gehen, weil auch hier das Wort des Apostels gilt: Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn; sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.

Streiflichter in ein dunkles Nachtgebiet.

(Eingesandt für die Theologische Zeitschrift.)

(Fortsetzung.)

Was der Mensch an Geist in sich trägt, ist blos ein latenter Same oder Keim, der schon dem Kinde innewohnt und entwickelt werden soll durch freie Hingabe der Seele an ihn. Wo nun der Mensch den Feuerodem seiner Seele dem sanften, göttlichen Lichtodem, der ihm von Christo her zuströmt, hingibt, da wird der Seele von eben diesem göttlichen Lichtgeist die ihr durch die Sünde verloren gegangene göttliche Natur (2 Pet. 1, 4) zugehaucht, es entzündet sich ihr Feuerodem und die Seele verbindet sich mit der göttlichen Natur zu dem, was die Schrift den Geist im Menschen nennt; der Lichtgeist wird jetzt in ihr geboren, der als solcher die alleinige unmittelbare Wohnstätte und der Tempel des lebendigen Gottes ist. — Diese innere Erneuerung der Seele, oder ihre Reunion mit dem Geiste Gottes, soll nun aber auch in der Folge eine Reunion der oben genannten, feindlich getrennten Sphären des Seelenlebens, des Erkenntniß- und Gefühlslebens herbeiführen, so daß durch die Vereinigung der beiden in ihrem Centralorgan das Licht kältefrei, erwärmend, belebend, das Feuer aber finsterfrei wird. Freilich wird diese wahre Reunion hier, wie alles Andere, nur Stückwerk sein und bleiben, aber ein Anfang davon muß doch in jedem Wiedergeborenen sich zeigen.

Im magnetischen Zustande dagegen sieht Baader, nach einem Briefe vom Jahr 1840, eine — wenigstens vorübergehende, temporäre Wiedervereinigung der beiden getrennten Sphären, des „Apperceptions"- und des Affektlebens, so daß für die Zeit der magnetischen Ekstase die Isolation der beiden aufgehoben erscheint, indem beide eben in's Herz zurücktreten durch das, oben angedeutete, sich Sammeln der Lebensgeister im Herzen, als ihrem Centralorgan, dem sie untergeordnet sind. Die Seele ist im magnetischen Zustande jederzeit das schauende Subjekt, aber das Schauen selbst erscheint auch da als vermittelt durch den Astralgeist, und zwar wohl meistens so, daß die Seele im Leibe bleibt, aber mit dem aus dem Leibe gesammelten, freigewordenen Nervengeiste sich nach außen versetzt.

Nach Baader gibt es für jede Region oder Welt eine doppelte Gemeinschaft, *eine leibliche und eine außer dem Leibe oder die magische*. Unser irdischer Leib ist der materiellen Sphäre angehörig. Die leibliche Gemeinschaft der Seele mit dieser irdischen Sphäre wird, nach dem Obigen, vermittelt durch den Hausvogt, der im Haus der Seele, dem Leibe, Alles

verrichtet, was die Seele will. So lange nun dieser Hausvogt, der Nervengeist, im Leibe zertheilt, seines Geschäftes waltet, ist der Mensch isolirt von der übrigen Welt, d. h. er wird sich des geheimen Einflusses nicht bewußt, den die übrige Welt auf ihn und er auf sie ausübt. Der geheime, verborgene Wechselverkehr, sowie die Geheimnisse der Welt in und außer ihm bleiben ihm fremd und unbekannt.

Sobald aber der Astralgeist im Herzen sich sammelt, erwacht der magische Verkehr zwischen der Seele und ihrem Leibe sowohl, als der Seele und der Geisterwelt, d. h. die Isolation oder Individuation der Seele wird bis auf einen gewissen Grad aufgehoben (unbeschadet der Persönlichkeit), und sie tritt in eine organische Gemeinschaft mit dem großen, kosmischen Gesammtorganismus. Diese organische Gemeinschaft wird hergestellt durch eine Eintauchung oder Reduction unseres (particularen) Astralgeistes in den kosmischen Universalgeist, als das Centralprinzip aller kosmischen Erscheinungen und Wirkungen. Dadurch erklärt sich die theilweise wenigstens eintretende Aufhebung von Raum und Zeit, sowohl für die Sphäre des Erkennens als des Handelns, die bei magnetischen Zuständen sich beobachten läßt. Wie der Telephonverkehr in den Städten wesentlich vereinfacht und erleichtert wird durch eine Centraloffice, welche die Correspondenten gegenseitig beliebig in Rapport setzt und diesen wieder aufhebt, so vermag die magnetische Seele, durch ihren Astralgeist in bewußten Rapport gesetzt mit dem kosmischen Astralgeiste (der Centraloffice), nun auch in Rapport zu treten mit irgend einem andern Gliede des großen kosmischen Gesammtorganismus.

Der kosmische Astralgeist also stellt hier den Rapport der Seele mit der siderischen oder astralischen Region her, so daß sie Naturgeheimnisse zu schauen vermag, theils in der äußeren Natur, theils in ihrem eignen Leibe, der ihr nun gleichsam fremd geworden, theils auch im leiblichen Organismus anderer Menschen, wozu jedoch irgend ein Hülfsmittel nöthig ist. Ob ein solcher Verkehr auch mit andern kosmischen Weltkörpern möglich ist, möchte wohl von Manchen beanstandet werden. Thatsächlich aber berichtet manche Somnambule von Dingen, die sie angeblich im Monde oder anderen Himmelskörpern gesehen haben will.

Mit dem Zurücktreten des Astral- oder Nervengeistes, aus Kopf und Leib in das Herz hängt dann jedenfalls auch die andere Erscheinung zusammen; daß im magnetischen Zustand die körperlichen Funktionen meist ganz aufhören, eine Desorganisation zwischen Leib und Seele oder eine Dematerialisirung, Loslösung der Seele von den Banden der Materialität, ist mehr oder weniger der constante Begleiter des Somnambulismus. Baader nennt darum die magnetische Ekstase eine Antecipation des Todes.

Freilich, nicht immer findet eine solche Lösung der Bande zwischen Leib und Seele statt; es gibt vielmehr verschiedene Grade des magnetischen Zustandes.

1. Auf erster oder unterster Stufe wird zunächst nicht eine Aufhebung, sondern eine Steigerung der organischen Gemeinschaft

zwischen Leib und Seele beobachtet, so daß die Empfindungen der leiblichen Sinne geschärft erscheinen im Vergleich mit andern nicht magnetischen Personen.

Die Gabe, Geister zu sehen, scheint eben darin zu bestehen, daß manche Personen durch die Annäherung von Geistern in diesen untersten magnetischen Grad versetzt werden und dadurch im Stande sind, Dinge zu sehen, die Andere nicht sehen können. Das innere, geistige Auge wird geweckt und schaut durch das äußere Auge hindurch Dinge, die ein rein natürliches Auge nicht sieht.

2. Als Zweites nennt Kerner den magnetischen Traum, der noch immer ohne jene Desorganisation eintreten kann. Bilder im magnetischen Traum geschaut, sind meist bedeutungsvoll und bleiben auch nach dem Erwachen in der Erinnerung.

3. Der dritte Grad wird von Kerner der halb-schlafwache Zustand genannt. Nach Aussage der Seherin findet hier ein mehr seelisches Schauen statt (im Unterschied vom vierten Grad), und ist daher noch mehr oder weniger unrein und getrübt. Lag sie in diesem halbwachen Schlaf, so redete und schrieb sie eine eigenthümliche, magische Seelensprache, die in Laut und Schrift viel Verwandtschaft mit orientalischen Sprachen zeigte.

4. Den vierten Grad nannte sie den hellschlafwachen Zustand. In diesem trat ihre Seele in den tiefsten Kreis ihres Inneren, sah viel heller und machte sich Verordnungen. — Erinnern wir uns an das Oben Gesagte vom Aufleuchten des göttlichen Lichtgeistes in der Seele, das dann eintrete, wenn sich dieselbe dem göttlichen Geiste eröffne. Etwas Aehnliches scheint bei frommen, sittenreinen Somnambulen zuweilen einzutreten, oder zum mindesten ist dieser vierte Grad eine bedeutende Annäherung zur Lichtregion des realen Gottesreiches. Durch diese Annäherung flammt der in der Seele schlummernde Geisteskeim auf und in diesem Sinne verstehen wir es, daß die Seherin sagt: „Im Hellschlafwachen tritt der innere Mensch (der gute Genius) ganz hervor und durchschaut den äußeren, welches aber weder im Schlaf noch im Traum geschieht. Denn das ist das hellste Wachen, weil der innere, geistige Mensch da ungebunden und frei von dem Körper lebt. In diesen Momenten ist alsdann der Geist ganz frei und kann sich von der Seele und dem Leibe trennen (doch wohl nicht absolut zu verstehen!) und gehen, wohin er will, gleich einem Lichtstrahl."

Die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes sind insofern von Wichtigkeit, als dadurch auch mehr oder weniger die Sphären, in welche hineingeschaut wird, und der Grad des Schauens bestimmt wird.

Baader führt folgende Regionen oder Sphären auf: die göttliche, die geistige, die natürliche, die materielle und die unreine (infernale). Eine rein siderische Ekstase versetzt, nach ihm, den Magnetischen zunächst nur in die natürliche Region, „denn die Natur wird hier als Astrum (Geist) der Materie betrachtet." In diesem Zustande zeigen Somnambulen, die nie fremde Sprachen gelernt, die Fähigkeit, solche zu verstehen oder gar zu reden. Diese siderische Ekstase ist im Ganzen ungefährlich.

Dagegen droht der Seele Gefahr durch das Aufgehen der Geisterwelt,

Im siderischen Zustande ist die Seele viel mehr als im materiellen Leibesleben den geistigen Einflüssen bloßgestellt; sie sieht sich sowohl dem Himmel als der Hölle gegenüber. Meist aber drängen sich Geister aus dem Zwischenreich an die Ekstase heran. Läßt sich eine Somnambule einmal mit einem solchen Geiste ein, so wird sie ihn so leicht nicht wieder los, und kann oft sehr schlimme Folgen davon haben. Baader hat wahrhaft dämonische Besessenheit bei manchen Somnambulen beobachtet.

Wir führen nun eine Reihe von Beispielen an, um das bisher mehr abstrakt Behandelte dadurch zu beleuchten.

Das Hellsehen im Raume kann eintreten auch ohne magnetischen Schlaf. Bekannt ist, daß es Menschen gibt, die auf bedeutende Tiefe Wasser fühlen und genau anzugeben vermögen, wo man graben müsse, um auf Wasser zu stoßen. Andere wieder fühlen gewisse Metalle und andere in der Erde verborgene Dinge; besonders haben Manche ein deutliches Gefühl von Leichnamen, die in der Erde begraben sind. Hierher gehört namentlich das sogenannte zweite Gesicht, das im wachen Zustande eintritt und zu dem die gälischen Bewohner von Hochschottland besondere Anlage haben. Das Auge sieht dann starr vor sich hin, es sieht nichts von dem, was um den Seher vorgeht, sondern blos den Gegenstand der Vision. Von dem berühmten Magier Apollonius von Tyana, welcher im Alterthum lebte, berichten mehrere alte Schriftsteller übereinstimmend, daß er in Ephesus am hellen Tage, während er einen Vortrag hielt, plötzlich die Ermordung des Kaisers Domitian, welche zu Rom geschah, schaute. „Er ließ erstlich die Stimme sinken, als ob er etwas fürchte. Dann sprach er unzusammenhängend, wie wenn Einer während des Redens die Aufmerksamkeit auf etwas Anderes richtet. Endlich schwieg er ganz, blickte furchtbar zur Erde und drei oder vier Schritte vortretend, rief er aus: „Stoß ihn nieder, den Tyrannen, stoß ihn nieder!“ nicht wie Einer, der ein Schattenbild der Wahrheit aus dem Spiegel nimmt, sondern der das, was geschieht, wirklich sieht.“ — Die später nachfolgende Kunde bestätigte, daß Apollonius richtig gesehen hatte. — Swedenborg befand sich 1762, an dem Tage, als Kaiser Peter III. von Rußland starb, in einer Gesellschaft zu Amsterdam. Mitten im Gespräch veränderte sich seine Physiognomie und man sah, daß etwas Außerordentliches mit ihm vorging. Sobald er wieder zu sich gekommen war, antwortete er auf wiederholte Anfragen endlich: „Jetzt in dieser Stunde ist Kaiser Peter in seinem Gefängniß gestorben,“ wobei er auch die Art seines Todes angab. Die Zeitungen bestätigten die Nachricht. In noch höherem Grade pflegt solches Fernsehen beim Schlafwachen einzutreten, indem der Seher alsdann in der Ekstase genau beschreibt, was eben vorgeht, aber nach dem Erwachen aus dem magnetischen Schlafe weiß er nichts mehr, was er gesehen und geredet hat. — Bezieht sich das Schauen auf Dinge, die auf Erden vorgehen oder zu finden sind, so läßt sich meist die Wahrheit des Gesagten erproben. Anders verhält es sich, wenn Somnambule behaupten, sie schauen auf ferne Planeten oder auf die Sonne und Beschreibungen geben von dem, was allda vorgeht, oder was sie da sehen. So berichtet z. B.

ein Buch von „Reisen in den Mond, in mehrere Sterne und in die Sonne", welche die Seherin Phil. Demuth Bäurle von Weilheim an der Teck gemacht habe im Alter von nahezu 17 Jahren. Wer den Aussagen über solche Dinge mißtrauen will, hat dazu natürlich volle Freiheit. Doch wo der Eindruck der Redlichkeit und Wahrheit aus den Reden und sonstigen Umständen sich aufdrängt, will es schwer halten, andere Aussagen, die man nicht controlliren kann, als bloße Phantasiegebilde zu betrachten.

Somnambule schauen ferner durch Vermittelung von Haaren, Kleidungsstücken &c. auch ferne Personen, durchschauen deren Organismus und beschreiben ihre Krankheiten. Wir haben oben die Central-Office eines telephonischen Instituts erwähnt und gesagt, der Rapport zwischen Magnetischen und anderen Personen gehe durch Vermittlung des kosmischen, centralen Astralgeistes. — Hier sei uns ein anderer Vergleich erlaubt. Der Ekstatiker kommt hier offenbar zunächst in direkten Rapport mit dem Kranken durch die genannten Gegenstände. Trotzdem glauben wir, daß auch hier ein Schauen nur durch das Centrum des kosmischen Astralgeistes möglich ist. Die elektrische Kette mag uns das veranschaulichen. Der Draht stellt zwar eine direkte Verbindung zwischen zwei entfernten Orten her, aber er ist nur die Hälfte der Kette, die Erde bildet die andere Hälfte der Leitung. Wie also in diesem Falle die Erde mitwirkt beim telegraphischen Verkehr, so glauben wir, daß dem Ekstatiker kein Einschauen in fremden Organismus möglich wäre, ohne b e w u ß t e n Rapport mit dem Centrum; auf Seiten des Kranken aber erfordert es keinen b e w u ß t e n Rapport, weil keine a k t i v e g e g e n s e i t i g e Correspondenz beabsichtigt ist. — In Columbus, O., ist ein sogenannter Schlafdoktor, der sich auf oben genannte Weise mit seinen, oft viele Meilen weit abwesenden Patienten in Verbindung setzt, in der Ekstase ihre Krankheiten beschreibt und oft auch entsprechende Heilmittel geben kann, oft aber auch nicht. Man erwarte nicht zu viel von solchen Leuten, denn auch sie können leicht irren oder irre geleitet werden. Manchesmal sind sie auch im Stande, richtige, natürliche Heilmittel dafür anzugeben. In hohem Grade besaß die Seherin von Prevorst diese Gabe. Schrieb man ihr den Namen der Kranken auf ein Blatt Papier und gab's ihr in die Hand, oder wusch den Namen in Wasser ab und gab's ihr zu trinken, so fühlte sie in kurzer Zeit auf magische Weise in sich selbst die Leiden des betreffenden Kranken und gab die Heilmittel dafür an. — Viele Proben von Hellsehen in dem Organismus des eigenen Leibes gehören mit zu der in Rede stehenden Art des Hellsehens. Es war dann, wie wenn der vom Körper abgelöste, siderische (oder Astral-) Geist über den Körper schwebte und diesen durchschaute. (Schluß folgt.)

Corpus Domini.

Ein Blatt aus dem religiös-kirchlichen Leben Süd-Italiens.

Kein Glaubenssatz der römisch-katholischen Kirche hat durch die Kunst eine solche Verherrlichung erfahren als derjenige von der Transsubstantiation. Welcher Rompilger erinnerte sich nicht jener Bilder Rafaels, welche, unzwei-

felhaft von ihm selbst gemalt, sich in der sogenannten Stanza d'Eliodoro im Vatikan vereinigt finden? Der Meister in Bildern dramatischen Lebens begegnet uns hier in vier historisch-symbolischen Bildern: die Vertreibung des Heliodor soll die Vertreibung der Franzosen aus dem Kirchenstaat andeuten; Attila vor den Thoren Roms weist auf die Verjagung der Franzosen aus Italien hin; die Befreiung Petri erinnert an einen ähnlichen Vorgang aus dem früheren Leben Leo's X., endlich die Messe von Bolsena will die Ueberwindung der Irrlehren des 16. Jahrhunderts symbolisiren. Das Städtchen Bolsena, am See gleichen Namens in Mittel-Italien gelegen, erlebte 1263, so wird erzählt, in der Kirche S. Christina die Bekehrung eines die Brotverwandlung bezweifelnden Priesters zum Glauben und Bekennen derselben, nachdem er, die Messe celebrirend, einen Tropfen Blut aus der Hostie hatte fließen sehen. Diese Erzählung benutzte Rafael, damals etwa 25 Jahre alt zum Hofmaler des Vatikan berufen, für das erwähnte Bild, indem er nicht so sehr den Vorgang selbst als vielmehr die in Hinsicht des kirchlichen Dogmas vor sich gehenden Gemüthsbewegungen, in der Papstgruppe die unerschütterliche Ruhe, in den Volksgruppen die ahnungsvolle Gewißheit darstellte.

Zu diesem Bilde kommt als zweites Denkmal jener Dogmenschöpfung eine Kirche, die in gewisser Hinsicht wohl einzig auf Erden dasteht; es ist der Dom von Orvieto. Jenes angebliche Mirakel in Bolsena gab nicht nur Anregung zur Einführung des Festes corpus domini (Frohnleichnamfest), sondern veranlaßte auch den damals gerade in dem hochgelegenen und wohlgesicherten Orvieto (urbs vetus) sich aufhaltenden Papst zur Gründung einer Kirche zur immerwährenden Erinnerung an jene legendenhafte Begebenheit. Im J. 1290 ward der Grund zu dem genannten Dome gelegt. Wer andere Kirchen des 13. Jahrhunderts, z. B. den Dom in Siena und S. Maria novella in Florenz gesehen, genoß ein leises Vorspiel von dem, was die glanzvolle Farbenpracht des Domes in Orvieto in seiner Façade bietet. Strahlende Mosaiken, edle Skulpturen sind in wunderbarem Reichthum dort vereinigt und bieten dem Beschauer in ihren Einzelheiten und in ihrer Gesammtwirkung eine Quelle wahrer Herzensfreude. In dem linken Seitenschiff des Domes befindet sich in der Cappella del Corporale ein silberner Schrein, an dem jenes Bolsena-Wunder dargestellt ist, und auch an den Wänden ist dieser Gegenstand vielfach al Fresco abgebildet.

Die allgemeine Einführung des Frohnleichnamfestes fällt in den Anfang des 14. Jahrhunderts, und von Anfang an war eine feierliche und glanzvolle Prozession mit demselben verbunden. Ueberhaupt war es von vornherein die Absicht bei dieser Gelegenheit durch volle Prachtentfaltung zu imponiren, und das Tridentiner Koncil spricht in dieser Hinsicht uralte Tendenzen aus, wenn es (Sessio XIII) sagt: „Ut adversarii in conspectu tanti splendoris et in tanta universae ecclesiae laetitia positi vel debilitati et fracti tabescant vel pudore affecti et confusi aliquando resipiscant“. Wer aber in dem Glauben zur Hauptstadt des Katholicismus reist, daß er dort die festliche Prachtentfaltung des Frohnleichnamfestes sehen

werde, würde sich empfindlich täuschen. Rom ist seit den bekannten Ereignissen an öffentlichen kirchlich-volksthümlichen Festen sehr arm, der Vatikan ein Eremitensitz, und wie mit dem Fall des Cäsarenthums die Zeit des panem et Circenses endete, so ist in der Geschichte der Papstcäsaren die Zeit gekommen, wo nach menschlicher Ansicht für immer die Jahrhunderte der Vergangenheit angehören, in denen die Vatikan-Imperatoren der Schaulust ihrer Römer genügten. Als einziger Rest volksthümlicher Kirchenfeste hat sich in der Siebenhügelstadt die Feier der St. Johannes-Nacht erhalten, aber die Kirche hat in neuerer Zeit mit diesem noch jetzt populären Feste nichts mehr zu schaffen, und wenn in jener Nacht der weite Platz am Lateranpalast von Lichtern strahlt, so sind die dortigen geistlichen Bauwerke stumm und still wie die Riesenreste des Colosseums, an welchem die Festgenossen vorüberpilgern. Frohnleichnam gilt zwar in Rom noch immer als hoher Festtag, aber die Prozession beschränkt sich auf St. Peter, und von der Glanzentfaltung der heiligen Woche ist kaum mehr etwas übrig geblieben als die Lamentationes und das Miserere in der Sixtinischen Kapelle. Die alte Glanzfeier des Frohnleichnamfestes suche man nur in Süd-Italien, wo man sich blutwenig um Rom und den Gefangenen des Vatikan kümmert und sich nach wie vor im Besitz der Kirchenfeste auf's höchste befriedigt fühlt, auch nicht im entferntesten daran denkt, sich dieselben nehmen zu lassen. Eben so wenig duldet man hier fremde Eindringlinge. So hat Neu-Italien ein politisches Fest, das Fest des Grundgesetzes, lo statuto, in den Festcyklus eingeschoben, bis jetzt ohne Erfolg; denn man sieht dann nichts weiter als eine Beleuchtung öffentlicher Gebäude. Allerdings haben die politischen Veränderungen auch das Glanzfest des Frohnleichnam nicht unberührt gelassen. Früher nämlich betheiligte sich der gesammte Hof des Königreichs Neapel an der Prozession, und die königliche Leibgarde erhöhte den Effekt, sowie zahlreiche auf öffentlichen Plätzen errichtete Altäre. Dieser Königsglanz ist nun weggefallen, im übrigen aber ist alles beim alten geblieben, ja, es läßt sich entschieden, wie wir uns selbst bei der soeben gehaltenen Feier überzeugten, eine Zunahme in der Festpracht behaupten, wie nicht minder in der Theilnahme der Bevölkerung.

Vom Dome Neapels, dessen Façade nach einigen Jahren den Anblick zweier neugebauter Thürme gewähren wird, nahm die Prozession Morgens 9 Uhr ihren Ausgang und brauchte über eine Stunde, um an dem stillstehenden Zuschauer vorbeizupassiren. In endloser Reihe ward sie von einem Korps Freiwilliger eröffnet, nämlich von sogenannten Bruderschaften (Confraternita), deren mehrere hundert in Neapel existiren. Alljährlich meldet sich eine Zahl derselben zur Betheiligung an der Frohnleichnamsprozession, und diese Meldungen waren in diesem Jahre besonders zahlreich ausgefallen. Viele Hunderte solcher Brüder erblickten wir, in schneeweißen Mänteln, die mit verschiedenfarbigen seidenen Kragen und Wappen, je nach dem Namen der Bruderschaft versehen waren. Prachtvoll gestickte Fahnen belebten den Zug; denn jede confraternita, welcher stets Männer der verschiedensten Stände angehören, hat ihr eigenes Emblem und sucht durch den Glanz desselben die an-

deren zu überbieten. Den Bruderschaften schlossen sich an die Seminaristen der Priesterschulen mit gesticktem Ueberwurf, dann die verschiedenen Abtheilungen der Geistlichkeit in Prachtgewändern, die mit Gold und Silber gestickt waren. Hierauf folgte ein Korps der Armen aus der größten Versorgungsanstalt der Stadt, dem Armenhause von S. Gennaro dei Poveri. Alte gebrechliche Leute finden dort ein Unterkommen, und die Elite derselben erscheint alljährlich bei der Prozession, seltsam gekleidet, humpelnd in blauer Jacke und rother Weste. Eine besondere Klasse dieser Alten bilden die sogenannten Vierziger, vom Volk die Quarantisten genannt, eine Art Bruderschaft, die sich in schwarzer Gallakleidung mit weißer Kravatte zeigte, den hohen Hut in der Hand, mancher auf den Krückstock sich lehnend. Neue Korps von Priestergreisen zogen vorüber, dann die uniformirten Kammerdiener des Erzbischofs und endlich unter einem goldstrahlenden Baldachin die hohe Gestalt des letzteren, die goldene Monstranz allen sichtbar tragend. Laute, eintönige Gesänge vernahm man in den letzten Priesterreihen; alle übrigen blickten gar heiter in die Welt oder kürzten sich die Zeit mit lebhaftem Zwiegespräch. Uns gewährte es besonderes Interesse, die Physiognomien der Priester zu studiren, und wir müssen gestehen, daß uns der Ausdruck höherer Intelligenz äußerst selten begegnete, in dem Korps der Kanoniker sogar durchweg eine gewisse Stupidität. In hohem Grade anziehend dagegen war die wahrhaft kirchenfürstliche Gestalt des Erzbischofs Sanfelice, in dessen edlen Zügen sich Würde mit herzlichem Wohlwollen vereinte.

Die Stadtverwaltung hatte für die Aufrechterhaltung der Ordnung, namentlich auch in Hinsicht auf die Ruhestörungen beim letzten Pfingsten in ausgiebiger Weise durch Soldaten und Polizeimacht gesorgt. Diese Maßregel erschien bei dem unglaublichen Volksandrang gerechtfertigt. Ein durch Jahrhunderte geheiligtes Herkommen weist der Prozession ihren Weg; sie beschränkt sich auf einen Theil der mit engen und zum Theil schmutzigen Straßen versehenen Altstadt, indem sie die neuen Theile durchaus vermeidet. Unterwegs durchzieht sie mehrere uralte Kirchen, wo jedesmal der Erzbischof unter Orgelklang der knieenden Menge den Segen spendet. In allen Straßen, durch welche sich der Zug bewegte, sahen wir die Häuser mit bunten Teppichen geschmückt, alle Balkons, mit denen hier sämmtliche Fenster versehen sind, mit festlich gekleideten Bewohnern besetzt, die Straßen mit Blumenblättern und bunten Papierschnitzeln bedeckt, von denen die Prozession beständig überschüttet wurde. Bei Annäherung der Monstranz beugten fast alle auf der Straße das Knie. Im übrigem bot das Publikum, welches „vorging und nachfolgte,“ einen seltsam heiteren Anblick. Haufen zerlumpter Kinder umschwärmten die Prozession wie die Sperlinge einen vollen Kornwagen, sammelten in ihren Körben die Rosenblätter, balgten sich laut schreiend um den Besitz der großen und kleinen Papierschnitzel und suchten vor allen Dingen aus den mächtigen brennenden Wachskerzen Gewinn zu ziehen, die von allen Theilnehmern der Prozession getragen wurden. Zu dem Ende hatten sich diese kleinen Bettler mit einem Holzstöckchen oder mit Papier versehen, mit dessen Hülfe sie die abfließenden Wachstropfen auffingen.

Die erste Station des Zuges bildet die Kirche S. Agostino della Lecca. Eine breite Freitreppe führt zu derselben hinauf. Unter der Treppe hat der Handel und Wandel in Gestalt von Fleischern und Magazinen abgelegter Hüte und Röcke sich eingenistet, wie so oft bei hiesigen Kirchen, welche fast nie von profanen Geschäften und Gebäuden abgesondert sind, wie denn z. B. in den Arkaden der prächtigen Kirche St. Francesco di Paola sich außer Läden und Werkstätten auch eine Birreria (Bierschenke) befindet. Von jener Kirche aus gelangt die Prozession zum Mercato del Pendino, jenem Mittelpunkt des neapolitanischen Volkslebens der Altstadt, einem langgestreckten, winkeligen, von finsteren, schmutzigen Quartieren umgebenen Platz. An beiden Seiten dieses von schreienden Käufern und Verkäufern stets wimmelnden Platzes ziehen sich in doppelter und dreifacher Reihe die durch Pfähle gestützten Wachstuchbuden der Händler hin. Heute ist Festtag, der Markt Kopf an Kopf gefüllt; wer es vermag, will sich heute ein Stück jener dort feilgebotenen schlechten Fleischwaaren erstehen. Die Prozession erhält gewaltsam Bahn durch die Polizei; überall, wo die Monstranz unter dem Baldachin sich zeigt, kniet alles nieder, verstummt der Lärm; aber kaum ist das Heiligthum vorüber, so braust und tost der ohrenbetäubende Lärm auf's neue, die langen Züge der mit Gemüse und Früchten beladenen Esel bewegen sich weiter, ihre Führer schreien und brüllen wie früher, die Fleischerweiber schwingen wieder ihre Messer und die Besitzer der Straßenküchen theilen wie vordem ihre nenn- und unnennbaren Speisen aus. Es ist sofort das brausende Leben wieder da, als hätte nie das Heilige dieses schmutzige Pflaster betreten.

Denkwürdige Plätze sind es, welche die Prozession im Weiterschreiten berührt. Da ist zu nennen der Largo S. Giovanni maggiore. Diese uralte, jetzt gründlich renovirte Kirche befindet sich an derselben Stelle, wo einst, den Schiffern weithin sichtbar, das Denkmal der Parthenope, der Schutzpatronin der Stadt, sich erhob. Diese Kirche war es, in welcher einst Occhino seine gewaltigen Fastenpredigten vor Kaiser Karl V. hielt. Ferner ist zu nennen der Largo Trinita maggiore, wo wir die seltsam finstere Façade der Jesuitenkirche erblicken, außen wie ein abschreckendes Gefängniß, innen wie ein prachtvoller Ballsaal. Wer den Barockstil in seiner vollendeten Fratzenhaftigkeit und unnatürlichen Gespreiztheit kennen lernen will, der betrachte auf diesem Platze die im J. 1747 mit ungeheuren Kosten errichtete über hundert Fuß hohe Gedenksäule der Immaculata mit all den Schnörkeln, Engeln, verzückten Heiligen und der obendrauf stehenden affektirten Statue. Eine andere Station der Prozession, welche die Säule umschreitet, ist die Kirche S. Chiara. Sie war ursprünglich ein Denkmal des Dogmas der Transsubstantiation und erhielt bei ihrer Gründung im Jahre 1310 den Namen at corpus domini. Wer ein Beispiel jenes Raffinements sehen will, mit dem gerade in Neapel der barocke Baustil die einst so würdigen Gotteshäuser entstellt hat, der betrete diese einschiffige gewaltige Kirche, an deren ursprünglich gothische Bauweise wenigstens außen in den Strebepfeilern und dem Rundfenster noch leise Erinnerungen sich finden; inwendig hat der Baumeister sie in eine „klas-

sische Perrücke" verwandelt. Der Platz vor der Kirche ist aus Anlaß der Prozession in einen Marktplatz verwandelt. Die letztere zieht aus der Kirche weiter, hinter ihr, neben ihr, den Raben gleich, die schreienden Händler mit Genußmitteln aller Art, und keine Polizei denkt daran, hier Ruhe zu gebieten. Man vergleiche mit dieser Prozession eine solche in Tirol, wo niemals die ernste Würde bei solchen Gelegenheiten fehlt. Die gespreizte Prachtdekoration der Kirche paßt zu der sie durchschreitenden Prachtprozession. Von hier gelangt letztere zur Piazza di S. Domenico. Eine barocke Marmor-Gedenksäule mit reichem affektirten Dekorationsschmuck, hoch oben darauf der Heilige, befindet sich in der Mitte; an der Nordseite fesselt das Auge der festungsartige malerische Hinterbau der dem h. Dominikus geweihten Kirche, an welche das gewaltige Kloster stößt, in welchem einst der große Thomas von Aquino lehrte, wie eine Inschrift im Klosterhof noch heute meldet, und zwar mit dem Hinzufügen: Mercede unius unciae auri. Wir sahen in jenem Kloster kürzlich die Zelle des großen Scholastikers; der Erzbischof hat sie restauriren lassen und bewahrt eigenhändig den Schlüssel. Thomas von Aquino war ein Hauptförderer des festum corporis domini, wie die Bollandisten behaupten, und von ihm rührt das officium, die Gottesdienstordnung für diesen Festtag her. Von hier kehrt der Zug zum Dome zurück.

Das Prozessionswesen besteht in Süd-Italien in durchaus ungeschwächter Kraft, und mit demselben hat die römisch-katholische Kirche nicht etwa ein Neues in den Kultus eingeführt, sondern nur ein Element des griechisch-römischen Kultus aufgenommen, konservirt und umgestaltet. Bekannt sind die Prozessionen der Griechen bei gewissen hohen Festen z. B. des Dionysos, der Athene ꝛc., bekannt die riesige Götterprozession beim jedesmaligen Beginn der großen Cirkusspiele in Rom. Die Corpus-domini-Prozession nimmt in ganz Süd-Italien, in allen kleinen und großen Städten eine bevorzugte Stellung ein und gestaltet sich überall verschieden, indem das Herkommen, der Schönheitssinn, Reichthum oder Armuth der Bevölkerung dabei ihren Einfluß geltend machen. Eine durchaus naive Gestalt hat dieselbe auf den benachbarten Inseln, z. B. auf Capri, wo der naive Charakter des Volkes sich vor allem in seinen Lieblingsfesten zeigt. Jedermann ist dort bestrebt, zum Frohnleichnamfest sein Scherflein beizutragen; da ist keine noch so arme Familie, die nicht mit Stolz irgend etwas für die Verherrlichung des Festes thäte, und hier bietet die Prozession ein wahrhaft liebliches Bild, wenn von allen Seiten kleine weißgekleidete, mit Kränzen geschmückte Mädchen zusammenkommen, um durch ihren langen Zug die Festfeier zu verherrlichen. Wie sehr aber manche Prozession an das Heidenthum erinnert, haben wir oft zu beobachten Gelegenheit gehabt. In Portici ist der Schutzheros der in der gesammten Bevölkerung hochangesehene, Heilkräfte spendende S. Ciro. Wir sahen kürzlich seine Statue von angesehenen Bürgern durch die Straßen getragen, von allen Seiten von einem Rosenregen überschüttet, die ganze Stadt in fieberhafter Erregung, alles aufgeboten, um Pracht und Glanz um den Schutzheiligen zu verbreiten. Bei der von festlich gekleideten Schaaren, von unabsehbaren Zü-

gen singender Frauen begleiteten Statue war es besonders auffallend, daß die letztere sich hier und da den Häusern verneigend zuwendete, namentlich bei allen öffentlichen Instituten, worauf sie von Tausenden für solche Gunst mit Jubel begrüßt wurde. Im Bewußtsein des Volkes ist Statue und Heiliger nicht verschieden. Wir sahen eine grandiose Prozession in S. Giorgio, verschiedene Heilige, zuletzt die Madonna wurden getragen, und hinter ihr führte man ein stattliches, reich geschmücktes Mastkalb. War dies ein Opferthier? Gewissermaßen. Der dasselbe führende Bauer schenkt es der Madonna, d. h. der Kirche, und der Pfarrer verkauft dasselbe alsbald für schweres Geld; denn auf solchen Thieren ruht besonderer Segen der Himmelskönigin. Ebenso opfert man Hühner, Enten ꝛc. Wo ist der Unterschied zwischen antikem und modernem Kultus in Italien?

Willst du gesund werden? *)

„Das ist einmal ein gesunder Christ," — so hörte ich letzthin sagen, als ein gewisser Mann die Gesellschaft verließ. Ueber dies Wort bin ich heftig erschrocken, denn offenbar ging es aus der Ansicht hervor, daß gesunde Christen eine große Rarität seien. Der Meinung bin ich nun, Gott Lob, nicht; daß sie aber immerhin dünn gesäet sind, wird leider wohl wahr sein. Wie glücklich wäre ich, wenn diese Schrift dem Einen oder Andern, der kränkelt, zu fröhlicher Gesundheit verhelfen würde! —

Was uns noth thut in dieser kritischen Zeit, das ist dies, daß die Stillen im Lande innerlich gestärkt, ermuthigt und geläutert werden. Braust dann demnächst der große Sturm Gottes über die Welt, so stehen sie dann da als ein zwar kleines, aber geweihtes, siegesfreudiges und starkes Volk des Herrn, als Leute, die wissen, was sie wollen, und die wollen, was sie wissen. — Wir leben in einer Zeit gewaltiger Kämpfe, politischer, socialer und religiöser Kämpfe. Die müssen ausgekämpft werden und ein Jeder mag sich klar werden, ob auch er den Beruf hat, da mit „einzuspringen". Aber es ist nicht minder nöthig, daß hinter der Linie fort und fort solides Brot gebacken wird zur Stärkung der Kämpfenden und daß reichliches kaltes Wasser bereit gehalten wird, und zwar nicht nur um die Durstenden zu tränken, sondern auch um es den Helden, die über dem Streit allzu heißblütig, einseitig, oder gar fanatisch worden sind, über die Köpfe zu gießen.

Aber auch etwas Anderes muß den Zeugen Christi am Herzen liegen. Wer nämlich unser Geschlecht kennt, der weiß, daß es darin viele edle, liebe Menschen gibt, die wirklich dem Reiche Gottes nicht ferne stehen, die aber zur Zeit durch Zweifel von allerlei Art bis auf den Grund verwirret sind. Es ist bei Tausenden keine leere Phrase, wenn sie sagen: „Wir fühlen uns so

*) Das ist der Titel der „Beiträge zur christlichen Seelenpflege" des weit bekannten P. Otto Funcke. Bremen, 1882. (Vorräthig in der Buchhandlung von A. G. Tönnies, 2208 nördl. 14. Straße, St. Louis, Mo.) Wir lassen das Buch sich selbst empfehlen, wenn wir aus der Vorrede einige Stellen hervorheben.

unglücklich im Unglauben; wir möchten so gerne das Evangelium annehmen, aber wir können nicht. Der Glaube an göttliche Wunder, den Gottes Wort überall voraussetzt, der Glaube an Vorsehung und Weltregiment Gottes, der Glaube an Gebetserhörung sogar — ist uns abhanden gekommen, und wir können ihn nicht wiederfinden." Wem wären nicht solche schmerzliche Stimmen in's Ohr getönt? Oft habe auch ich sie von zitternden Lippen vernommen, und kaum vergeht ein Tag, daß ich nicht durch Briefe aus allerlei Land und Stand gebeten würde: „O, helfen Sie uns doch, daß wir den Frieden des Glaubens wiederfinden, daß wir den Ariadnefaden greifen, der uns aus dem Labyrinth der Zweifel wieder heraushilft!" —

Nun, wer bin ich armer, ungelehrter Mann, daß ich mich unterwinden möchte, auch nur ein einziges Menschenherz frei zu machen —? Wenn aber der ein Schelm ist, der mehr gibt als er hat, so ist nicht minder der ein Schelm, der das Wenige, was er hat, nicht gibt, zumal wenn sich ihm so viele bittende Hände vertrauensvoll entgegenstrecken. Und so verabfolge ich denn in diesem Büchlein auch für die Zweifel-Kranken schlicht und simpel, was meine kleine Handapotheke zu geben vermag und schreibe aus Herzensgrund das Sprüchlein darüber, was jener ehrliche fränkische Pharmaceut seinen Mixturen aufzukleben pflegte: „Gesegne es Gott in Gnaden, sonst schafft es eitel Schaden!"

„Unsere Zeit liegt in Geburtswehen" — hat letzthin ein weltkundiger Mann geschrieben, und er hat Recht. Auch der Kurzsichtige kann sehen, daß sich auf allen Gebieten des Lebens ein Neues anbahnt. Auf dem religiösen Gebiete liegt ohne Zweifel die letzte Entscheidung; aber gerade hier ist die Wirrniß am größten. „Es heult der Sturm, es braust das Meer, die Wogen fahren schwarz und schwer" — so möchte man heute wohl singen. Wohl dem, der aber aus innerer Erfahrung weiß, was das ist: „Jehovah ist noch größer in der Höhe". Sonst wahrlich muß der Ruf der Ruderer und Steuerleute im Schifflein Jesu: „Meister, hilf uns, wir verderben!" — zum Ruf der Verzweiflung werden.

Der Geist der Zeit und die Mächte der Zeit stürmen ein gegen das alte Christenthum, oder (was vielleicht noch schlimmer ist) sie gehen verächtlich und mitleidig daran vorüber, als ob es schon begraben wäre. Die meisten Vertreter der modernen Wissenschaft (Gott Lob, aber nicht alle!) meinen der Welt einen großen Dienst zu thun, wenn sie schlankweg das exakte Wissen an die Stelle des Glaubens setzen. Die Presse, welche heute eine ungeahnte Macht über die Geister hat und die täglich jedes einzelne Individuum verarbeitet, steht allermeist im Dienste des naturalistischen Zeitgeistes.

Was Wunder, wenn auch in die Kirche der Unglauben eingedrungen ist, der Art, daß selbst ein erheblicher Theil der Diener der Kirche, öffentlich oder heimlich, um das goldene Kalb des Zeitgeistes tanzen. Was soll aber aus den unbefestigten, suchenden, tastenden Geistern werden, wenn selbst solche, die berufen sind das Evangelium zu predigen, hinter jeden Artikel des christlichen Glaubens ein dickes kritisches Fragezeichen malen, wenn sie sogar den Wunderglauben und damit (ohne es vielleicht zu wollen) allen Glauben in die Rumpelkammer werfen —?

Mehr und mehr tritt innerhalb aller evangelischen Landeskirchen das Ja und Nein des Glaubens scharfschneidig und unversöhnlich einander gegenüber. Es ist der Anfang vom Ende, denn keine Kirche kann bestehen, in der Ja und Nein gleiches Recht haben. Meine theure Heimathsstadt Bremen (wo, nebenbei gesagt, der Herr auch ein so treues, opferwilliges Volk hat, wie vielleicht in wenig deutschen Städten) — Bremen also, sage ich, ist insofern ein interessanter Platz, da man hier studiren kann, wohin der kirchliche Liberalismus kommt, wenn er keine Rücksichten zu nehmen braucht. Unser "summus episcopus" nämlich bekümmert sich um das Bekenntniß der Prediger, so viel offenbar wird, gar nicht. Jede Gemeinde wählt sich den Pastor, der ihr paßt, und jeder Pastor predigt was er will. Kein Kirchenregiment und kein „Ketzergericht" hindert hier die „freien Protestanten", von Kanzel und Katheder herab ihres Herzens Gedanken auszusprechen. So sind wir denn zu höchst seltsamen Zuständen gekommen. Die großen Thaten Gottes zur Erlösung der Welt, die seit dem Tage des ersten Pfingstfestes Fundament und Eckstein der christlichen Gemeinde sind, werden als überwundener Standpunkt mit vornehmem Lächeln auf die Seite geschoben.

Wie schnell aber der kirchliche Liberalismus, der doch die Worte Toleranz und Humanität auf seine Fahne geschrieben hat, von der Verneinung der christlichen Grundwahrheiten zu ihrer Verhöhnung übergehen kann, das erleben wir auch hier im Asyl der Freiheit. Vor mir liegt der gedruckte Vortrag eines Kollegen, eines Erben der Kanzel Gottfried Menkens und Treviranus, eines „Doktors der Theologie". Nur einige Hauptgedanken will ich aus der Schrift dieses hanseatischen Herostratus entnehmen, bedaure aber dabei bemerken zu müssen, daß (wie selbst die Parteigenossen Dr. Schwalbs öffentlich bezeugen) die Ausdrücke im mündlichen Vortrag noch viel härter und schärfer waren. „Das kirchliche Christenthum — so behauptet Schwalb (in „Licht- und Schattenseiten des kirchlichen Christenthums") also das kirchliche Christenthum — verdirbt gerade das, was es pflegen soll, nämlich die Frömmigkeit, die Wahrhaftigkeit, die Menschenliebe. . . . . Die alleinige Offenbarung vollzieht sich vor unsern Augen in der Natur und in der Weltgeschichte." (Eine andere Offenbarung gibt es also nicht.) Von dem Heiland, der auf Golgatha sterbend sein triumphirendes „Vollbracht" rief, sagt Schwalb: „Die Religion Jesu ist mit ihm gestorben. (Sie existirt also nicht mehr.) Er hinterließ seinen Jüngern nur Trümmer seiner großen Hoffnung." Ueber den persönlichen Gott sagt er mit empörendem Hohn: „Ja persönlich, sehr persönlich ist allerdings der Gott des kirchlichen Christenthums! Er ist, (fast möchte man sagen, wenn man nicht arge Mißverständnisse zu befürchten hätte,) ein Persönchen, ein kleines, durch seine persönlichen Eigenschaften nichts weniger als anziehendes Wesen." Von den Vertretern des „kirchlichen Christenthums" (worunter Schwalb aber schlechthin alles und jedes Christenthum versteht) hören wir: „Zu den Füßen des eingebornen wirklichen Gottessohnes kriechen alle kirchlichen Kinder Gottes armselig genug herum und keines wagt zu ihm mporzuschauen als zu seinem wirklichen Bruder."

Was soll nun aus einer Kirche werden, wo derartige Stimmen der Lästerung aus dem Munde eines Pastoren und eines Doktors der Theologie möglich sind — ? Man wird mir vielleicht entgegnen: das ist die Stimme eines einzelnen liberalen Fanatikers, der schon seiner semitischen Abkunft wegen nicht maßgebend sein kann — der notorisch das: "enfant terrible" der liberalen Partei ist und den diese gern von ihren Rockschößen abschütteln möchte. — Das Alles weiß ich und sage es gern, aber thatsächlich ist doch der Genannte ein Sprecher jener Richtung und zwar der Wirksamsten Einer, und wie unbequem er auch seinen Parteigenossen ist, so wagen sie doch nicht, ihn „abzuschütteln". Und das können sie auch nicht. Man kann sich zwar wohl des Schwalb'schen Cynismus, nicht aber seiner inneren Consequenzen entwehren, wenn man einmal den Boden der positiven Offenbarung verlassen hat. Ich meinerseits glaube, daß solche Erscheinungen in der Kirche ein Symptom sind und daß schließlich „die Halben von den Ganzen" mit fortgerissen werden und nicht umgekehrt.

Man soll also nicht sagen: „Ja, dergleichen ist nur möglich in eurem unglücklichen Bremen, im übrigen Deutschland würde das kein Kirchenregiment leiden;" — wenn ich auch so dächte, würde ich hier über diese Sache kein Wort verlieren. Nach meiner Meinung aber ist das „unglückliche Bremen" gewissermaßen ein Glück für Deutschland, da wir hier, trotz "summus episcopus", thatsächlich absolute Lehrfreiheit haben, so ist unsre Hansestadt „eine Versuchsstation des kirchlichen Liberalismus", und man kann hier lernen, wohin man anderwärts mit der Zeit fortschreiten wird und sich bei Zeiten darauf einrichten. Denn es täusche sich doch Niemand! dieselbe negative Richtung, die hier in Bremen so stolz und breit auftritt und eine Kanzel nach der andern erobert, — sie hat in allen Theilen der evangelischen Kirche massenhafte Vertreter, und sie wird nicht am wenigsten dadurch gestärkt, daß die Christgläubigen so oft und viel unter sich streiten und wandelbare kirchliche Formen und menschliche Formeln nicht scharf und klar von dem ewig festen Offenbarungsgehalt des Evangeliums scheiden. Der Abfall also an dem Evangelium der Offenbarung ist in Millionen Herzen innerlich vollzogen und er wird auch noch überall als kirchliche Erscheinung äußerlich offenbar werden. Auch in Hunderten und Aberhunderten von Theologenköpfen spukt diese Richtung; das wird sich zeigen, wenn eines Tages „in den oberen Regionen" der Wind umspringt und das Rücksichtnehmen überflüssig macht. Die Kirchenregimente in allen Ehren, aber nur Götzendiener können darauf ihr Vertrauen setzen. Kein noch so „gesicherter Bekenntnißstand", kein noch so strenges Kirchenregiment kann die Landeskirche zusammenhalten, wenn ein großer Theil ihrer Glieder das Christenthum quittirt hat. Und so stehen die Sachen. Vor unsern Augen scheiden sich die Geister, und der Tag wird kommen, wo die Volks- und Landes- und Staatskirchen aufgehört haben werden zu existiren.

Man muß sich an den Gedanken gewöhnen, daß es demnächst keine „christlichen Völker" mehr gibt. Daß auch auf deutscher Erde Millionen von Men-

schen sein werden, die sich unumwunden von der alten Religion lossagen, ein neues Heidenthum etabliren, oder auch mit Atheismus vorlieb nehmen.

Nun sollen wir als Christen gewiß Alles thun, diese Zustände zu verhindern; aber wir sollen nicht verzagen, wenn sie wirklich eintreten. Freilich wird dann viel Schreckliches, das uns jetzt noch verhüllt ist, offenbar werden; aber auch das Evangelium wird dann seine, jetzt oft noch verborgenen Kräfte entfalten. Alsdann, wenn die Gemeinde Jesu gereinigt von allen fremdartigen Elementen, befreit von allen hemmenden Gewalten, sich nach ihrem eigenen inneren Gesetzen gestalten kann; — alsdann, wenn alle wahren Jünger Jesu sich unter seinem Kreuz, durch die Noth getrieben, in allem Nothwendigen gereinigt haben und nun dastehen als ein Volk Gottes, angethan mit den Waffen des Lichts und mächtig wirkend die Werke der Gerechtigkeit und der Liebe, — alsdann, wenn jene Unzähligen, die wieder Heiden geworden waren, mit Entsetzen erkennen, wohin sie gekommen sind, losgelöst von dem Evangelium, — — alsdann wird Europa ein fruchtbarerer Boden für die Mission sein als heute, wo Alles noch einen christlichen Firniß zeigt und noch vom Naturalismus durchwühlt und zersetzt ist.

Kirchliche Rundschau.

Braunschweig. Die Ende November zusammen berufene außerordentliche Landessynode beschäftigte sich mit der Neuordnung des Emeritirungswesens der braunschweigischen Geistlichen. Dasselbe hat folgende günstige Regelung erfahren. Das Ruheeinkommen beträgt, wenn die Versetzung in den Ruhestand während des ersten Dienstjahres eintritt, 40 Proc. des Diensteinkommens, mindestens aber 1500 Mk. Dasselbe steigt mit jedem folgenden Dienstjahre um ein Proc. bis zu der schließlichen Höhe von 80 Proc. des Diensteinkommens. — Der Emeritirungsfond wird beschafft durch jährlichen Staatszuschuß bis zu 33,000 Mk., sowie durch Abgaben, welche die Geistlichen zu leisten haben und zwar diejenigen mit einem Diensteinkommen von nicht mehr als 2700 Mk. in der Höhe von ½ Proc. desselben; bei einem Diensteinkommen zwischen 2701 bis 3900 Mk. von ein Proc., bei 3901 bis 4500 Mk. von 1½ Proc., bei mehr als 4500 mit 2 Proc. Dazu hat jeder Geistliche im ersten Jahre als Eintrittsgeld 2 Proc. seines Diensteinkommens in zweimaligen Raten zu zahlen. — Bei Emeritirung eines Geistlichen hat dessen letzte Stelle die Hälfte der Einkünfte, welche sie über den Betrag des Minimaleinkommens (2100 Mk.) einträgt, acht Jahre lang an den Emeritirungsfond abzugeben. Der Nachfolger eines emeritirten Geistlichen, der früher bei dem Ableben des letzteren, weil die volle Einnahme der Stelle für seine Jahre eine zu hohe gewesen wäre, meistens versetzt zu werden pflegte, wird danach nicht mehr genöthigt sein in dem bezeichneten Falle seine Stelle zu verlassen. Es kann diese Emeritirungsordnung gewiß zur Nachahmung empfohlen werden. —

Baden. Der Evangelische Ober-Kirchenrath hat die Bitte von etwa 30 Gemeinden um ausnahmsweise Beibehaltung des alten Katechismus zurückgewiesen und in seinen Entscheidungsgründen den betreffenden Pfarrern zugleich nahe gelegt, daß es ihre Pflicht gewesen wäre, von einem Vorgehen der betheiligten Gemeinden gegen eine von der berufenen gesetzlichen Vertretung der Kirche beschlossene und auch innerlich wohl begründete Schöpfung abzurathen, statt dieselbe zu unterstützen und zu vergrößern. —

Sachsen. Das sächsische Landesconsistorium macht in seinem Bericht für das Jahr 1881 bezüglich des Confessionswechsels folgende Angaben: Während es im Jahre 1880 noch 383 Austritte aus der Landeskirche gab, hat das Berichtsjahr deren nur 204 aufzuweisen. Freilich sind auch der Rück- resp. Uebertritte zur Landeskirche etwas weniger (92 gegen 117 im v. J.) geworden; nur aus der römisch-katholischen Kirche war der Zuwachs größer als im Jahre vorher (34 gegen 32). Um mit den kleinen Zahlen zu beginnen, so gingen zu den Deutschkatholiken 3 (gegen 2 im v. J.), während 6 (gegen 8) von ihnen wiederkehrten. Zum Judenthum traten 3 (gegen 2); es kamen von ihm zu uns 10 (gegen 9); zu den religiösen Nihilisten gingen 12 (im Jahre 1878 : 215, im Jahre 1879 : 11, im Jahre 1880 : 20); es kehrten von ihnen wieder um 20 (gegen 38 im v. J.). Die eifrigste Agitation entwickelten die Methodisten, den größten Zuwachs erfuhren die Irvingianer. Denn zu diesen traten 87 Personen (gegen 152 im v. J.), während jene nur 41 (gegen 93) erlangten und überdies 11 (gegen 2) wieder ziehen lassen mußten. Von den Irvingianern kehrten nur 2 (gegen 11) zur Landeskirche zurück. Zu den Missouriern gingen 33 (gegen 88), von ihnen kehrten zurück 8 (gegen 17). Den Hauptschauplatz des Konfessionswechsels bildeten die Ephorien Chemnitz und Zwickau.

Nach dem statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin für 1880 herausgegeben von R. Böckh, bezifferte sich die Einwohnerzahl Berlins bei der Zählung am 1. December 1880 auf 1,122,330; davon waren nur 486,784 in Berlin geboren, ein Zeugniß der Unstätigkeit seiner Bevölkerungselemente. 46,356 sind aus den nichtpreußischen deutschen Staaten zugezogen. — Merkwürdig ist, daß die Juden trotz der gegen sie herrschenden wenig freundlichen Stimmung stärker als die Anhänger der christlichen Confessionen zugenommen, dagegen die evangelischen Separatisten um 11 Procent abgenommen haben. Wir zählten 972,209 Evangelische, 10,662 Separatisten, 79,877 Katholiken, 53,916 Juden. Nach der Schulstatistik befanden sich während des bezeichneten Zeitraums unter 7496 Gymnasiasten 1696 Juden, ein Verhältniß, das bekanntlich bei den oberen Klassen noch viel schlimmer hervortritt, während unter 4098 Realschülern nur 406, unter 1067 Gewerbeschülern nur 46 Juden sind. Allerdings ist es uns hierbei angenehm aufgefallen, daß zum ersten Mal seit langer Zeit die Zahl der evangelischen und katholischen Gymnasiasten stärker zugenommen hat als die der jüdischen; sonst war in starkem Mißverhältniß das Umgekehrte der Fall. Dagegen ist es für das Berliner Schulwesen wiederum sehr charakteristisch, daß 628 jüdische Kinder jüdische Gemeindeschulen, 456 die communalen Schulen besuchen — ein klarer Beweis, daß die Juden die Simultanität den Christen zwar zutheilen, sich aber selbst ersparen wollen. — Die Confessionsverhältnisse im Großen sind dem Protestantismus günstig. Die Secten gedeihen in Berlin nicht. Die Methodisten haben nur 100 erwachsene Mitglieder hier, die Baptisten 559; die Irvingianer 1037. Uebertritte zur evangelischen Kirche fanden 77 aus der katholischen Kirche, 22 von Dissidenten, 43 vom Judenthum statt; dem stehen Uebertritte zur katholischen Kirche 3, zu andern Denominationen 25, zum Judenthum 4 gegenüber. —

In der Schweiz hat das geplante Schulgesetz, durch welches auch dieses Land vollständig in den Kulturkampf hineingezogen worden wäre, eine Niederlage erlitten, wie man sie wohl von seiten der Freunde der konfessionellen Volksschule nicht erwartet hätte. Mehr denn 300,000 Stimmen haben bei der allgemeinen Abstimmung am 26. November die Anstellung eines Schulinspektors oder „Schulvogts“ verworfen, der berufen werden sollte, das gesammte Schulwesen der Schweiz zu centralisiren und zu entchristlichen. Bei der Ablehnung des Gesetzes hat wohl der Wunsch der Kantone, wie bisher in Schulsachen selbstbestimmend zu sein, mitgewirkt; aber den Hauptwiderstand fand dasselbe doch an der richtigen Erkenntniß des Volkes, daß mit dem neuen Gesetze es seine christliche Schule verlieren würde, weßhalb sich auch alle christlichen Elemente verbanden, um eifrig gegen die von oben her kommende radikale Strömung zu reagiren. Die Liberalen aber sind verblüfft und werden sehr wahrscheinlich infolge dieser gewaltigen Niederlage noch einige kleinere fernerhin erleben müssen.

Spanien. In der spanischen Kammersitzung vom 7. December legte Marschall Serrano das Programm der neuen Partei, der vereinigten dynastischen Linken dar, welches für die Verfassung von 1869 eintretend neben dem allgemeinen Stimmrecht auch bürgerliche Trauung, Freiheit der Presse und der Religionsübung verlangt. Im Namen der Conservativen erklärte Marquis Orovio den Beitritt derselben zum Programm Serranos. Ein unmittelbarer Erfolg Serranos gilt als unwahrscheinlich. Der Premierminister Sagasta erklärte die neue politische Bewegung für inopportun und gefährlich und bezeichnete es als seinen Entschluß, die Constitution von 1876 aufrecht zu erhalten und auf dem Wege der allmäligen Reformen zu verharren. Im Senat erklärte Sagasta am 9. December, er werde weder das allgemeine Stimmrecht, noch auch das Gesetz über Religionsfreiheit annehmen.

Die reformirte Kirche Ungarns nach der debrecziner Synode. So wären denn die Reformirten Ungarns in den von ihnen so heißersehnten Hafen eines einheitlichen kirchlichen Organismus eingelaufen. Der König hat die modificirten Beschlüsse der debrecziner Synode sanktionirt, und sind die nunmehr zur Gesetzeskraft erhobenen Kanones nicht blos an die einzelnen Diöcesen zur Ausführung versendet, sondern auch im Drucke veröffentlicht worden.

Ein beachtenswerthes Werk ist es, das vor uns liegt, beachtenswerth schon deßhalb, weil es die Frucht der ersten wahrhaft ökumenischen Synode Ungarns ist. Denn während in der Vergangenheit nur einzelne Landestheile ihre Kirchenangelegenheiten ordneten und ohne Berücksichtigung der übrigen Distrikte ihr Hauswesen bestellten, stehen wir hier einem Bau gegenüber, an dem die gesammte reformirte Kirche Ungarns, Siebenbürgen mit eingerechnet, Hand angelegt, und in dem sich die bis jetzt ziemlich zerstreuten Glieder als ein einig Volk von Brüdern fühlen und häuslich einrichten sollen.

Das Werk, welches aus zwei Hauptabschnitten, Kirchenverwaltung und Kirchendisciplin, besteht, läßt sich in 308 Paragraphen über das gesammte Gebiet der Kirchenordnung aus, und sucht Altes und Neues, Längstbestehendes und durch die Zeitverhältnisse Gebotenes in ein organisches Ganze zusammenzufassen. Vom Presbyterium, Gemeindeausschuß, bis zur Synode wird der Wirkungskreis einer jeden Körperschaft genau angegeben, die Agenden des Küsters wie des Bischofs — dies ist von nun an die officielle Benennung des Superintendenten — werden umschrieben, und, was freilich bei dem bisherigen kunterbunten Wesen nicht ganz überflüssig sein mochte, sogar angeordnet, wie sich der Geistliche im Privatleben und amtlichen Verkehr zu kleiden habe, und festgesetzt, daß die Amtstracht aus einer ungarischen Filzmütze, einer weißen oder schwarzen Halsbinde, einem schwarzen Schnürrock und aus einem Mantel von derselben Farbe zu bestehen hat.

Es würde zu weit führen, wenn wir uns in die Einzelnheiten dieser Kirchengesetze einlassen wollten; bemerken müssen wir aber doch, daß der Kodex, wenn auch nicht von bedeutenden Mängeln frei, nicht wenig Lobenswerthes enthält und ganz geeignet ist, dazu beizutragen, daß auch äußerlich Alles ehrlich und ordentlich zugehe.

Der presbyterial-synodalen Verfassung, in deren Genusse sich die reformirte Kirche Ungarns seit Jahrhunderten befindet, ist überall Rechnung getragen; der Einfluß des weltlichen Elements auf alle Angelegenheiten des kirchlichen Lebens ist im ausgedehntesten Maße gewahrt; liegt ja doch die Leitung der Ortsgemeinde in seiner Hand, und die höheren berathenden, ja gesetzgebenden Versammlungen (Senioral-, Distriktual-, Generalkonvent, Synode) bestehen zur Hälfte aus Laien. Aber auch der Geistlichkeit, die namentlich in dieser Kirche vor wenigen Jahrzehnten noch eine höchst klägliche Rolle spielte, so daß sie sich hier und da jedes dritte Jahr einer förmlichen Neuwahl unterziehen mußte, ist die ihr gebührende Stellung eingeräumt. Der Willkür, die bei der Besetzung der Pfarrstellen ausgeübt wurde, sind heilsame Schranken gezogen und Sorge getragen worden, daß dem Verdienste seine Krone, und den treuen, langjährigen Arbeitern im Weinberge des Herrn die Möglichkeit geboten werde, auf einträglichere Posten vorzurücken.

Auch hat die Synode zwei Institutionen in's Leben gerufen, die seit einer langen Reihe von Jahren als förmliche Panacee bezeichnet worden sind, nämlich einen Generalkonvent und einen allgemeinen Kirchenfond. Jener soll das Bindemittel zwischen den

fünf Distrikten bilden, die Kirche nach außen vertreten und die Beschlüsse der Synode, die nur jedes zehnte Jahr zusammentritt, vollstrecken; aus diesem sollen Unternehmungen von gemeinsamem Interesse, sowie arme Gemeinden und hülfsbedürftige Seelsorger unterstützt werden. Es ist bemerkenswerth, daß dieser Fond nicht blos aus freiwilligen Spenden, sondern auch im Wege einer allgemeinen Besteuerung gebildet werden soll, und ist die Modalität getroffen worden, daß jedes Familienhaupt zu diesem Zwecke mindestens ein Tausendstel jenes Betrages jährlich zu entrichten hat, dessen es zur Erhaltung seines Haushaltes bedarf. Es ist dies eine Maßregel von eminenter Tragweite. Denn nachdem die politischen Behörden verpflichtet sein werden, bei der Vollstreckung auch dieses Kanons hülfreiche Hand zu bieten, dürfte die reformirte Kirche demnächst in der Lage sein, über höchst bedeutende Mittel zu verfügen.

In Schottland soll — wie der „K. Z." gemeldet wird — um der "Liberation Society" (der Gesellschaft zur Entstaatlichung der Kirchen) wirksam entgegenzutreten, ein „Vertheidigungsbund der schottischen Kirche" in's Leben gerufen werden. Broschüren, Vorlesungen und Versammlungen sollen die Sache der schottischen Kirche dem Volke an's Herz legen, und schließlich zur Wahl von staatskirchlichen Abgeordneten für das Unterhaus führen. —

New York. Es wird gegenwärtig in 18 verschiedenen Sprachen sonntäglich gepredigt, dabei aber noch lange nicht „einem Jeglichen in seiner eigenen Sprache." Nun hat das Presbyterium von New York die Gründung von einer italienischen presb. Gemeinde beschlossen und hat bereits die Pastoren Crosby, Hastings und Carter mit Ausführung dieses Beschlusses betraut. Unter den vielen einwandernden Söhnen des sonnigen Italien befinden sich auch viele Angehörige der freien evang. Kirche und der Waldensergemeinden. Eine presbyterianische Kirche wird ihnen eine erwünschte geistliche Heimath sein. (Evangelist.)

Am 10. November starb auf Island einer der angesehensten Geistlichen der Insel, der Pastor und Altingsmann Sira Gudmundr Einarsson. Er ist Verfasser einer Sammlung geistlicher Lieder, hat sich aber auch durch vortreffliche landwirthschaftliche Schriften namentlich um den Haupterwerbszweig Islands, die Schafzucht, verdient gemacht. Auf dem Alting nahm er, wie früher zur Zeit des Verfassungsstreites, so auch, seitdem sich dort eine Rechte und eine Linke gegenüberstand, eine vermittelnde Stellung ein. Große persönliche Liebenswürdigkeit, redlicher Wille und strenge Gewissenhaftigkeit in dem Bemühen Allen etwas zu sein, wird dem Verstorbenen von Freund und Feind nachgerühmt.

Dr. A. C. Tait, anglikanischer Erzbischof von Canterbury, Primas von ganz England und erster Peer des englischen Oberhauses nach den königlichen Prinzen, starb in London am 3. Dezember. Im Jahre 1811 als der Sohn eines gebildeten Landbesitzers in Harristown in Schottland geboren, erhielt er seine erste Erziehung in der Akademie zu Edinburg und besuchte darauf die Universitäten Glasgow und Oxford. 1856 nach dem Rücktritt Blomfields wurde ihm das Bisthum von London übertragen. Auch hier entwickelte er große Energie und scheute sich nicht, Dinge zu thun, die sonst ein Bischof von London nicht zu thun pflegt. Er predigte auf Höfen, besuchte Krankensäle und sorgte für das Wohl der Verkommenen. Seinem unermüdlichen Eifer gelang es, durch jährliche Beiträge in fünf Jahren 350,000 Pfd. Sterling aufzubringen zur Erbauung von Kirchen, Schulen und Pfarreien in den ärmeren Distrikten von London. 1868 starb Erzbischof Longley von Canterbury, und Disraeli, der während seiner ersten Premierschaft die Stelle zu vergeben hatte, trug sie, wahrscheinlich dem Wunsche der Königin folgend, dem Bischofe von London an. Als Mitglied des Oberhauses und in seiner Amtsthätigkeit bewies Tait stets „große Toleranz in nebensächlichen Dingen und Abneigung gegen schneidende Maßregeln."

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XI. März 1883. Nro. 3.

Streiflichter in ein dunkles Nachtgebiet.

(Eingesandt für die Theologische Zeitschrift.)

(Schluß.)

Im magnetischen Zustande hatte die Seherin von Prevorst namentlich ein ungemein feines Gefühl für die Eigenthümlichkeit der Naturgegenstände, mit denen sie in Berührung gebracht wurde. Jede Gesteinsart, jede Art Metall übte auf sie einen besonderen Einfluß aus. Besonders das Kieselgeschlecht war ihr sehr angenehm, erzeugte ihr aber eine solche Muskelrigität, daß, wenn sie unbedachtsam auf Sand oder Sandsteine sich niederließ, sie ganz steif wurde und völlig unfähig, sich selbst zu helfen. Mit großer Feinheit bezeichnete sie die verschiedenen Gesteinsarten, die nur ein Mineralog von einander unterscheiden konnte. Ebenso wirkten verschiedene, Pflanzen merkwürdig auf sie ein. Von den verschiedensten Traubensorten gab man ihr Beeren in die Hand, sie nannte jedesmal den Namen und beschrieb die verschiedene Wirkung, die sie in ihr erzeugten. Von allen Sorten vermochte sie nur eine zu essen.

Die Sonne hatte einen gar merkwürdigen Einfluß auf sie, je nachdem sie gegen Süden oder gegen Westen lag. „Der rothe Lichtstrahl machte sie bei längerer Einwirkung kataleptisch, was durch Schwerspath in die Herzgrube gelegt, sich wieder hob. Der violette Strahl machte sie magnetisch; derselbe macht auch Eisen magnetisch und soll sehr das Wachsthum der Pflanzen befördern. — Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, in welche organische Naturgemeinschaft der magnetische Zustand den Menschen zu versetzen vermag.

Hier war natürlich diese Gemeinschaft ein krankhaftes Leiden; aber das hindert uns nicht, anzunehmen, daß im noch ungefallenen Normalzustand des Menschen eine ähnliche organische Gemeinschaft zwischen ihm und der Natur bestand vermittelst seines Leibes, welche jedoch durch die Kraft des Geistes von allem schwächlich-krankhaften Wesen befreit war. — Daß die alten Naturvölker, welche der Natur noch viel näher standen und ihre Laute noch besser vernahmen, noch tiefe Blicke in das Wesen der Dinge hatten, die uns im Laufe der Zeit abhanden kamen, ist ziemlich gewiß.

Eine Art von Hellsehen, die auch bei Frau Hauffe (Seherin von Pr.) häufig vorkam, aber auch sonst sehr beobachtet wurde, ist das Selbstsehen.

Sie erzählte ihrem Arzte von einem solchen Falle, wo sie sich selbst in einem weißen Kleide auf dem Stuhle sitzen sah: „Ich war dazumal sehr gesteigert, jeden Tag nahm mein Leiden zu, sieben Tage lang. Niemand erkannte meinen Zustand richtig, ich wußte mir selbst nicht zu helfen. Ich bat immer Gott, er wolle mir nur einmal wieder Ruhe geben. Nun verließ meine Seele die Nerven und bildete außer mir meinen Körper vermittelst der Luft, mein Geist nur war in mir, in meiner Herzgrube. Ich sah mich dann mit geistigen Augen. Die Seele ging aus meinem Körper, sie hatte gar keinen Antheil mehr an ihm, sie wurde geistig. Mein Geist und die Seele hingen aber immer noch zusammen, die Seele hätte sich doch nicht weiter vom Geiste trennen können. Aber dadurch, daß die Seele die Nerven ganz verlassen hatte, bekamen diese eine andere Stimmung, ich wurde ruhiger." Ob hier ein Tausch stattfand in der Weise, daß der Nervengeist zurückblieb und die Seele aus dem Leibe, oder ob auch hier der innerste Seelenkern, der innere Mensch gemeint sei, von dem schon oben die Rede war, wagen wir nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich ist das Letztere gemeint, so daß der Nervengeist als mit der Seele ausgegangen zu denken ist und nur der bei ihr geweckte innere Lichtgeist noch als im Leibe haftend zu denken ist, obwohl jedenfalls vermittelt durch die Seele, wenn auch in geheimnißvoller Weise. Denn jedes geistige Wesen hat seine besondere Stätte, in der allein es seinen Tempel findet.

Dieses Selbstsehen steigerte sich zuweilen in dem Grade, daß das Bild auch von Anderen gesehen wurde. Dr. Kerner trat einmal, als es es bemerkte, zwischen sie und das Bild, was ihr die unangenehmste Empfindung machte, „sie habe sich, wie von ihrer Seele abgeschnitten gefühlt."

Ob hierher jener bekannte, merkwürdige Fall von Dr. De Wette in Basel gehört, d. h. ob er ähnlich zu erklären sei, soll eignem Nachdenken überlassen werden. Dieser ging nämlich eines Abends nach Hause, sah von der Straße aus, daß Licht in seinem Studirzimmer sei, und daß er selbst bei diesem Licht am Pult sitze. Er ging in das Haus eines gegenüber wohnenden Freundes, von welchem aus man bequem in sein Studirzimmer sehen konnte, führte diesen Freund an's Fenster und fragte ihn, ob er dort drüben etwas sehe. Auch er erkannte deutlich die Gestalt Dr. De Wettes und war erstaunt. Sie sahen nun, wie jene Gestalt sich in dem Zimmer in's Bett legte und das Licht auslöschte.

De Wette schlief jene Nacht bei seinem Freunde und ging erst am andern Morgen in sein Haus und in jenes Zimmer. Da fand er zu seinem Erstaunen die Zimmerdecke herabgebrochen über der Stelle des Bettes, was sein Tod gewesen wäre, wenn er darin geschlafen hätte.

Verwandt mit diesen Vorkommnissen ist ein noch höherer Grad plastischer Darstellung der Seele außer dem Leibe, der aber bereits in das Gebiet der eigentlichen Magie zu gehören scheint, womit jedoch kein Urtheil darüber gefällt sein soll.

Die Geschichte mag schon hier beigefügt werden, um bereits vorauszuwinken, wie Magie und Magnetismus in innerem Zusammenhang stehen.

Eine Kapitänsfrau" in Südamerika hatte lange keine Nachricht von ihrem Manne erhalten und fürchtete, er sei mit seinem Schiffe untergegangen. Dieser Gedanke wurde ihr immer quälender und ließ ihr keine Ruhe Tag und Nacht. Da hörte sie von einem Manne, der ihr vielleicht sichere Kunde verschaffen könnte. Sie ging zu ihm und bat ihn dringend, er möge ihr, wenn er es vermöchte, Nachricht von ihrem Manne verschaffen. Auf langes Zureden gab er endlich nach, hieß die Frau hier warten, und ging in ein nebenan stoßendes Zimmer, wo er ziemlich lange verweilte. Endlich trieb die Neugier die Frau an, nach dem Manne zu sehen, was ihr durch ein Fenster möglich war. Sie sah ihn ganz erstarrt, wie todt auf dem Bette liegen und erschrak auf's äußerste, wartete jedoch noch länger auf ihn. Endlich trat er wieder heraus und erzählte, er sei bei ihrem Manne in London gewesen, wo er ihn in großer Gesellschaft gesehen und mit ihm gesprochen habe. Er gab ihr nun genau die Zeit an, wann nach seiner Aussage ihr Mann zurückzukehren hoffe. Natürlich war diese Aussage so groß und unglaublich, daß die Frau nur um so mehr gespannt war, ob sich die Angaben jenes Mannes bestätigen werden. Als dann wirklich ihr Mann um die angegebene Zeit zurückkehrte, bestätigte er zu ihrem großen Erstaunen auch das, daß ein Mann, wie sie ihn beschrieb, um jene Zeit ihn in London in großer Gesellschaft gesprochen habe, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, daß dieser Mann nicht leiblich zugegen war.

Offenbar besaß jener Mann die Kraft, sich willkürlich in magnetischen Zustand zu versetzen und in diesem Zustand sich anderwärts in dem Maße plastisch darzustellen, daß er für kurze Augenblicke sogar reden konnte mit anderen Personen. Die Möglichkeit einer solchen Darstellung außer dem Leibe wird aus verschiedenen Aussagen der Frau Hauffe ersichtlich.

Der Seele als einem geistigen Wesen muß es im materiell-freien Zustand möglich sein, die Raumdistanzen zu durchdringen, so daß sie gleichzeitig hier und dort sein kann. Die magnetische Ekstase versetzt sie aber in solche Loslösung von den Banden der Materie. Durch das Centrum, den kosmischen Astralgeist, vermag sie mit Leichtigkeit die gesuchte Person in irgend einem Welttheil zu finden. Die Seele ist es nun wohl, die im Leibe bleibt und zugleich auch auswandert mit ihrem Hausvogt, dem Astralgeist. Dieser, das Gestalt und Form gebende Prinzip des Leibes, ist es, der am andern Ort gewisse Aetherstoffe anzieht und damit einen temporären Scheinleib bildet. Wenn nun die Seele gar mit Hülfe dieses Scheinleibes reden und somit sich hörbar und auch fühlbar machen kann, so scheint das etwas sehr Wunderbares und fast Unmögliches, indeß die Thatsache selbst ist durch manche Beispiele von Doppelgängerei bezeugt. — Der eigentliche Leib liegt dabei scheintodt, kataleptisch an einem andern Orte.

Wir müssen es natürlich den Zweiflern überlassen, an der Möglichkeit der hier erzählten Dinge zu zweifeln und theilen nur mit, was Andere als beglaubigte Thatsachen berichtet haben.

Mit diesem letzten Fall ist nun aber auch bereits das Gebiet des Fern-

sehens im Raume verlassen und wir sind beim Wirken in Raumferne angelangt. Daß es eine magische Wirkung in die Ferne gibt, ist eine reichlich bezeugte Thatsache; der wissenschaftliche Ausdruck dafür ist actio in distans. Kreyher schreibt darüber: „Der Begriff der actio in distans bildet den eigentlichen Kern dessen, was man in alter und neuer Zeit unter Magie und magischem Wirken verstanden;“ es ist „eine psychische Thätigkeit, welche die Erscheinungsform des räumlichen Wirkens durchbricht.“ Der bloße feste Wille scheint bei willenskräftigen Menschen schon die Kraft magischer Fernwirkung zu besitzen. Besonders in Momenten großer Angst oder Gefahr scheint auch unbewußt eine solche magische Fernwirkung auf Personen stattzufinden, an welche der Geängstigte oder Bekümmerte eben denkt. „Pfarrer Renaud erzählt: 1826 wohnte zu Bern ein gewisser Daniel Kieffer, der an Lungenschwindsucht litt. Ich besuchte ihn öfter. Einmal konnte ich ihn einige Tage nicht sehen. Da weckte mich eine Stimme auf, wie die seinige und forderte mich auf, zu ihm zu kommen. Ich stand auf und machte Licht, aber da es mir lächerlich vorkam, um Mitternacht einen Besuch zu machen, legte ich mich wieder. Eine Stunde darauf wiederholte sich die Sache. Ich schlief wieder ein. Um 2 Uhr die nämliche Stimme, aber dringend und vorwurfsvoll. Nun ging ich zu dem Kranken. Als ich leise an die Thür klopfte, rief er: „Kommen Sie nur, ich rufe Sie seit zwei Stunden!“ Sein Wärter hatte ihn verlassen, er durstete grausam.“ (Kreyher.)

In der Nacht, als der Vater der Frau Hauffe zu Oberstenfeld gestorben war, lag diese zu Weinsberg und verfiel zu ungewöhnlicher Zeit in magnetischen Schlaf, in welchem sie wieder aus sich hinausgeführt wurde. Da rief sie: „Ach Gott!“ Es tönte aber wie gehaucht. Sie erwachte daran und sagte, sie habe sich wie doppelt gehört, als hätten zwei aus ihr gesprochen. Der Arzt, Dr. Föhr, war zu dieser Stunde im Wohnzimmer des Verstorbenen und hörte deutlich im Nebenzimmer, wo Niemand, als der Verstorbene war, mehrmals den Ruf: „Ach Gott!“ Er eilte dorthin und glaubte, der Verstorbene sei blos scheintodt und wieder erwacht, konnte aber auch nach langem Warten und genauester Untersuchung sich nur überzeugen, daß er gestorben sei.

Die Seherin gab später im Schlaf eine genaue Erklärung des betreffenden Vorgangs. — Kerner wollte einst von der Seherin eine Probe dafür, ob sie sich ihm auch in der Ferne kund geben könnte. Sie versprach es.

Sie wohnte damals mehrere Häuser entfernt von Kerners Hause. Am folgenden Tag, Nachts 11 Uhr, als er schon zu Bett gegangen, aber mit seiner Frau noch wach war, „klopfte es auf einmal wie über unserm Haupt in der Luft des Zimmers. Diesem Klopfen folgten noch sechs gleiche, jeder im Zwischenraume von einer halben Minute, so daß wir jeden einzelnen Klopfer genau hören und über dessen Art nachdenken konnten bis wieder ein neuer Schlag geschah.“ Sie frug am folgenden Abend den Arzt, ob sie ihm wieder klopfen solle. „Sie versicherte mich später einmal: Dieses Klopfen sei mit dem (Astral-) Geiste und der Luft, nicht mit der Seele geschehen und zwar durch den festen Willen in tiefem magnetischen Zustande.“

Um einen dritten Zeugen anzuführen, theilen wir noch eine Erfahrung Baaders mit. Es war am 18. Oktbr. 181..., als Baader von 9 Uhr früh bis Mittags 1 Uhr meistens ganz allein bei einer Somnambule (Anna Spielmann) sich befand, deren Magnetiseur Dr. Urban war. Dieselbe war seit einiger Zeit von Dämonen geplagt. (Ihre Besessenheitsgeschichte ist sowohl in Fr. v. Meyers Blättern für höhere Wahrheit als im vierten Bande von Baaders Werken zu finden.) An genanntem Tage erhielt Baader, als er ziemlich weit entfernt von ihrem Bette saß, einen empfindlichen Schlag über beide Arme und durch die Brust, wobei die Somnambule mit ihrem gewohnten fürchterlichen Gelächter mich mit den Worten begrüßte: „Hast Du's gespürt? Hätte ich Dir nur zugekonnt, Du würdest mehr erfahren haben!“

Mit der letzteren Mittheilung sind wir aber bereits zu der gefährlichsten Seite des magnetischen Zustandes gekommen. Baader schreibt darüber: „Ueber das Gefährliche beim Magnetismus bin ich mit Ihnen einverstanden und habe mich hinreichend klar hierüber öffentlich ausgesprochen. Sobald unser Astralgeist, von seinen Bauch- oder terrestrischen Banden mehr oder minder los, und in den Universal-Sternen- oder Weltgeist zurückkehrend, in dieser Universität das Organ (des Schauens und Wirkens) unseres Ichs wird (anstatt daß selbiger es blos durch den Leib vermittelt und es sonst gebunden war), so erheben wir, falls nicht mit dem Geiste des Herrn bewaffnet, unsern Kakodämon mit in diese höhere, magische Sphäre, und dieser säumt nicht, sich der längst vorenthaltenen Schätze in dieser höhern Region, seiner Heimath, zu bemächtigen.“ Und ein anderes Mal: „E. W. haben vollkommen Recht, wenn sie sagen, daß wir beim Magnetisiren das Purum atisiren (Reinigen) nicht vergessen dürfen — mit andern Worten: das Gebet nicht versäumen, weil ohne solches der Magnetiseur entweder der Dupe (Betrogene) oder der Complice (Mitgenosse) mit einem finstern Dämon werden kann, oder beides zugleich. Meine letzte Somnambule (eben die vorhin genannte) hat mich hierüber ganz hellsehend gemacht. Dieser Mißbrauch des Hellsehens ist übrigens ungleich gefährlicher und Gottlob! nur seltener, als jener, den Schubert im Sinn hatte.“ — Ein andermal: „Kein Rapport in der Welt bedarf der Heiligung durch's Gebet mehr als der magnetische......“

Im Zusammenhang mit diesen Citaten können wir uns nicht versagen, eine andere Stelle aus einem Briefe Baaders mitzutheilen, die verschiedene Schlaglichter nach anderen Richtungen hinwirft. „Mir sind wieder mehrere Erfahrungen über den thierischen Magnetismus bekannt geworden, welche erstaunenswerth sind. Am lehrreichsten ist mir aber die hieraus sich ergebende Folge gewesen, daß jede magnetische Heilung per transpositionem (durch Uebertragung, Ueberleitung) wirkt und daß der heilende Magnetiseur jedesmal die Krankheit der Magnetisirten auf sich nimmt und absorbirt. Wir können uns also einander „Leben und Tod bekämpfen helfen.“

In Privatcommunion des Lebens ist diese Hülfe nur schwach, aber sie wird ungeheuer, wenn wir unser Leben in Lebensbatterien (gleich den galvanischen) vereinen, und durch den Schwer- und Wachspunkt des Lebens

(Christus als Sonne) diese Vereinung im Gebet effektiv machen. Wie der Magnetiseur die Schwäche des Magnetisirten in Rapport auf sich nimmt, so nahm der Christ im Tode den Tod aller Menschen an und auf sich, um ihn zu präcipitiren. — Seitdem steht in jedem Menschengemüthe jener Abgrund der Liebe offen, in der Jeder aus uns seine Privat-Todesschwäche und seine Sündenkraft hineinwerfen kann! Wie es bei einem vollständigen Rapport nur eines Wallens (Wollens) bedarf, um diesen Rapport effektiv zu machen, so bedarf es nur eines ähnlichen Wallens (Gebets), um unsern Rapport mit dem Christ gegen jeden unserer Brüder effektiv zu machen, um uns durch das Faktum zu überzeugen, daß Beten „Wirken" ist, und zwar das centrale, kosmische Wirken des Menschen! Man verzeihe diese kleine Abschweifung um der Lichtblicke willen, die von hier aus auf die geheime Heilwirkung der Erlösung und des Gebets fallen.

Es ist nur ein Aufsteigen in die höhere, göttliche Region nöthig, um das oben von dem kosmischen Universalgeist und dem durch ihn vermittelten Schauen und Wirken Gesagte anzuwenden auf den höheren Rapport der Propheten und göttlichen Wunderthäter mit dem centralen Gottesgeiste, der ein Schauen und Wirken ermöglicht, das hoch erhaben ist über dem siderischen Schauen und Wirken gemeiner Ekstatiker. Kreyher (a. a. O.) hat zwar die Analogie zwischen den biblischen Wundern und den magnetischen Erscheinungen nachzuweisen sich bemüht; hat aber den gewaltigen Unterschied der Sphären, in welcher gewirkt wird, übersehen, und damit die göttlichen Wunder auf den Boden des gemeinen Siderismus herabgedrückt, wodurch der Sache des Christenthums mehr geschadet als genützt wird.

Hier möchte es übrigens angezeigt sein, noch ein Wort über den Magnetiseur zu sagen. — Nach Baader und der Seherin von Prevorst können nicht nur lebende Menschen andere magnetisiren. Baader spricht es vielmehr als seine Ueberzeugung aus, „daß der eigentliche Magnetiseur jeder Somnambule kein Anderer, als ein Geist oder Abgeschiedener ist, die Somnambule mag nun davon gar nicht, oder nur zum Theil und unklar davon wissen oder sprechen.

Die Rolle des Magnetiseurs, wenn derselbe ein lebender Mensch ist, scheint einzig darin zu bestehen, zur Kräftigung und Stärkung des Astralgeistes beizutragen, wie denn auch kräftig magnetische Personen eine geistige Kraft ausströmen fühlen.

Baader sagt hierüber ungefähr Folgendes: Wenn der individuelle Astralgeist so geschwächt ist, daß er der Einwirkung seines Elementarleibes unterliegt (schwächer wird als dieser Leib), so verliert er eben dadurch seine eigene aktive Kraft, wird fortan nicht nur ein mehr passives Werkzeug des universellen Astralgeistes, „sondern der Mensch wird in solchen Fällen von einem anderen aktiven individuellen Astralgeist abhängig, nämlich zu seiner Fixirung in seiner leiblichen Wirksamkeit bedürftig. In der Regel reducirt sich also die Abhängigkeit der Somnambule von ihrem Magnetiseur auf die Abhängigkeit des Kranken von der Arznei, welche nämlich hier der Arzt selbst ist, weil in

der lebendigen Region der Geber und die Gabe, die Person und die Sache nicht trennbar, sowie nicht vermengbar sind, und darum freilich die Gabe den Geber (nicht als Zeichen, oder, wie man auch sagt, mystisch, worunter man nur unreell versteht, sondern wirklich und wirkend) vergegenwärtigt, wie dieses bei den Sacramenten geschieht, deren Kraft nur die Unwissenheit jenes Gesetzes (der Untrennbarkeit der Gabe und des Gebers) verleugnet." — Welch ein Lichtblick fällt auch hier wieder von der niedrigen, astralisch-magnetischen Wirkung auf die höhere, göttliche Wirkung, welche durch die reale Union Christi mit den Sacramenten in den Herzen der Gläubigen vollzogen wird! Es sei hier noch bemerkt, daß nach Dr. Kerners Aussage die Seherin von Prevorst in den letzten Jahren ihres Lebens so schwach war, daß sie eigentlich nur dadurch noch ihr Leben fristete, daß sie von andern anwesenden, kräftigen Personen Kraft anzog, eine Wahrnehmung, die kräftige Personen auch sonst oft schwachen gegenüber machen, daß ihnen durch dieselben Kraft entzogen wird. — Magnetismus kann demnach, wie das Vorangehende zeigt, wenn durch Gebet geheiligt, als leibliches Heilmittel zuweilen gute Dienste leisten, wovon Baader Beispiele anführt. Aber ꝛc...... Aber „wehe dem Magnetiseur, der nicht den rechten Ableiter gegen die Höllengeister in sich hat," die sich zuweilen bei solchen Ekstasen zeigen, die deutliche Symptome satanischer Besessenheit an sich tragen. „Der gemeine Somnambulismus erhebt uns nicht weiter, als in die siderische und Sternenregion, und nur durch ihn vermittelt bis in die himmlische oder zieht uns bis in die höllische hinunter."

Ich enthalte mich, auch hierüber Beispiele anzuführen und bemerke nur, daß an die schon mehrfach erwähnte Frau Hauffe sich eine ganze Menge Geister herandrängte. Das geschah aber nicht blos in ihrem magnetischen Zustande, sondern selbst, wenn sie ganz wach zu sein schien. Der zweite Band Kerners enthält darüber eine Menge stark beglaubigter Zeugnisse. Meist waren es Geister, die zwar nicht verdammt, aber doch in unglücklichem Zustande sich befanden und von ihr Hülfe und Belehrung suchten. Kommt man von Baader an Kerner, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren: Hätte Kerner, wie Baader, es verstanden, durch Gebet eine Macht auszuüben, so wäre diese unglückliche Frau nicht so viel gestört und geängstigt worden durch die an sie sich herandrängenden Geister. Was die Somnambulen von ihren „Führern" sagen, scheint jedenfalls auf Wahrheit zu beruhen, d. h. es erscheinen ihnen oft gewisse Geister, die sie umherführen und ihnen Dinge des jenseitigen Lebens zeigen. Nur möchte es schwer sein, in allen Fällen festzustellen, ob es reine Geister sind, die sich zu Führern darbieten oder verdächtige. Es muß darum alles mit großer Vorsicht aufgenommen werden, was die Somnambulen vom jenseitigen Leben aussagen. Auch dann, wenn der Eindruck hohen Wahrheitsernstes sich durch alle Wahrheitsreden hindurchzieht, möchte es dennoch gewagt sein, alle Aussprüche vom jenseitigen Leben, der Hölle, dem Zwischenreich, den verschiedenen Stufen der Seligkeit ꝛc. für unumstößliche Wahrheit hinzunehmen. Ganz verfehlt wäre es, solche Aussprüche für unfehlbare, göttliche Offenbarungen zu halten und sie der heil. Schrift gewissermaßen an die Seite stellen zu wollen.

So sind z. B. die Beschreibungen von den Wohnungen der Seligen in den verschiedenen Planeten, welche die schon erwähnte 17jährige Demuth Bäurle machte, sehr schön und erbaulich. Man kann vielleicht auch sagen: Es ist möglich, daß es so ist, wie sie beschreibt! Aber es ist doch auch möglich, daß Täuschungen mit unterlaufen, die sie selbst nicht erkannt hat. Ihr Führer sollte angeblich ein als Kind verstorbener Bruder von ihr sein, der seitdem im Jenseits zum Jüngling herangereift war.

Um zu einem Abschluß über diesen Gegenstand zu kommen: Der Magnetismus ist nicht Betrug und Selbsttäuschung, wie der Materialismus behauptet (s. z. B. Meyers Conversations-Lexikon s. v. Thier-Magnetismus); er ist nicht eine übernatürliche Begabung und Wunderkraft, wie leicht unerfahrene Leute glauben könnten, und dadurch sich verführen lassen, zu viel Vertrauen in die Aussagen oder Verordnungen der Somnambulen zu setzen; er ist auch nicht lauter Teufelswerk, Zauberei und höllische Gaukelei, wie allzu ängstliche Gemüther fürchten. Der thierische Magnetismus kann vielmehr unter Gebet mit reinem, keuschem Sinn angewandt, wirklich als Heilmittel zuweilen herrliche Dinge wirken.

Wo ungemacht, von selbst, sich magnetische Schläfe und magisches Schauen einstellen, da darf es gewiß auch nicht sündig genannt werden, wenn der Arzt zu lernen sucht und manche neue Aufschlüsse zu erlangen strebt. Aber die Gefahren, die in diesem Falle drohen, sind groß und mahnen zu großer Vorsicht. Wo aber gar der somnambule Zustand künstlich erzeugt und erhalten wird, um die Somnambule in Schaubuden öffentlich umher zu führen, den Leuten um Geld wahrzusagen und dergl., da ist jedenfalls niedrige, gemeine Gewinnsucht mit der Sache verbunden und kein Christ wird mit gutem Gewissen sich können wahrsagen lassen, denn im besten Fall ist's eine rein siderische Ekstase und Spielerei, sehr leicht können aber gerade hier unreine Geister sich einmengen und es wäre nicht ganz ungefährlich, aus reinem Vorwitz sich mit solchem Unwesen einzulassen. Louis Haas.

Welches ist der Nutzen des wissenschaftlichen Studiums für das geistliche Amt?

Von P. Daniel Irion.

Das geistliche Amt hat die Aufgabe, die Seelen öffentlich und privatim auf das Heil in Christo hinzuweisen und durch Lehre und Mahnung sie zum Besitze dieses Heiles zu führen und in demselben zu befestigen. Daß zur rechten Verwaltung dieses Amtes die Salbung von oben gehört, bedarf nicht des Beweises. Daß aber auch eine Ausrüstung mit sog. wissenschaftlicher Bildung dazu nöthig ist, dies zu erörtern, liegt nicht im Bereiche unserer Aufgabe, wir können den Punkt nur beiläufig prüfen. Es gibt so zu sagen Gefürstete am Geiste, die trotz der Schranken eines kleinen Umkreises wissenschaftlicher Ausrüstung Großes zu leisten vermögen. Die Mehrzahl der Apostel waren in den Augen der jüdischen Gelehrten ungebildete Leute und Laien und haben

doch Großes zu Stande gebracht. Aber sie waren bei dem Herrn selbst in die Schule gegangen; es fehlte ihnen daher auch, menschlich gesprochen, nicht an einem Ersatz für die in Rede stehende wissenschaftliche Bildung. Immerhin muß es auffallend sein, daß der Apostel, welcher mehr gearbeitet hat als alle Andern, auch ein wissenschaftlich geschulter Mann war. Wenn also, wie aus dem Leben Pauli erwiesen werden kann, dieser Apostel nicht trotz, sondern vielmehr vermöge seiner Bildung so Großes geleistet hat, so ist es wohl der Mühe werth, über den Nutzen des wissenschaftlichen Studiums im geistlichen Amte sich Klarheit zu verschaffen.

Treten wir nun unserer Aufgabe näher, indem wir folgende Punkte hervorheben:

Das wissenschaftliche Studium dient zur Klärung der Begriffe.

Das Studium bewahrt den Prediger vor dem sog. Auspredigen, es schützt gegen geistlose Wiederholung in seinen Predigten.

Das Studium lehrt die Menschen kennen und zeigt, wie sie am sichersten zu leiten und zu behandeln sind.

Das Studium zeigt die Tiefen des Wortes Gottes und erschließt sie.

Ernstes Studium schützt vor Hochmuth, denn hiedurch erkennen wir die Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens.

Das wissenschaftliche Studium dient zur Klärung der Begriffe. Wie wichtig dies ist, kann Jeder ermessen, dessen Beruf es ist, öffentlich zu reden, und dessen ganze berufsmäßige Thätigkeit in der rechten Handhabung des Wortes besteht.

Die klare Erkenntniß der Schrift beruht zwar zunächst auf Erleuchtung von Seiten des Geistes Gottes. Darin liegt wohl auch zum großen Theil das Geheimniß des erfolgreichen Wirkens bei solchen Predigern, die so gut wie kein wissenschaftliches Studium im strengen Sinne des Worts zu betreiben vermögen, weil ihnen die Grundlagen dafür fehlen. Solche befassen sich im allgemeinen mit den Heilsthatsachen und ihre Wirksamkeit besteht sehr oft blos darin, daß sie die Sünder wecken und zu Christo führen, während sie das Befestigen und Gründen der gewonnenen Seelen andern Kräften überlassen. Als Beispiel mag der bekannte Evangelist Moody dienen, dessen Hauptstärke in einem lebendigen und kräftigen Zeugniß von der Sündhaftigkeit der Menschen und in einer begeisterten Anpreisung der Liebe und Gnade Christi besteht. Er ist ein Bußprediger, und die Theologie als Wissenschaft liegt ihm fern. Seine gedruckten Reden verrathen weder eine besondere Tiefe in der Durchdringung des Schriftsinns, noch auch jene geistige Frische, die wir in den Predigten solcher Theologen finden mögen, deren Wirkungskreis viel enger ist als der seinige.

Wären solche Evangelisten wie der obengenannte das Ideal eines Predigers, dann würde Gott dafür sorgen, daß sie häufiger würden. Ihre Seltenheit gibt uns die Gewähr, daß Gott im allgemeinen nicht durch außerordentliche Mittel seine Reichssache gefördert sehen will, sondern vielmehr durch die Benutzung menschlicher Hülfsmittel, die er dann freilich durch seinen Geist fruchtbar machen muß.

Solche menschliche Hülfsmittel sind für den Prediger die Disziplinen der Wissenschaft. Soll unser Wort wirksam sein, dann muß es von uns mit Klarheit und Verständniß geredet werden. Diese Klarheit erlangen wir allein durch das Eindringen in und Durcharbeiten des uns vorliegenden Stoffes. Der Zusammenhang und die Gliederung eines Ganzen muß nicht nur im Allgemeinen erfaßt, sondern auch klar durchschaut sein. Wenden wir dies auf unsern Text an, den wir einer Predigt zu Grunde legen, so empfehlen sich uns ganz von selbst zur Erreichung unseres Verständnisses die s. g. Hülfsdisziplinen, als Sprachkunde, Geschichte und ähnliche, außerdem Exegese, Archäologie, Dogmatik u. s. w. Ein gründliches Verständniß der Schrift ohne diese Wissenschaften ist uns, wie Jeder weiß, unmöglich. Jeder Prediger kommt in die Lage, gewisse abstrakte biblische Ausdrücke wie Wiedergeburt, Bekehrung, Heiligung u. s. f. erklären zu müssen. Es wird uns unmöglich sein, uns verständlich zu machen, wenn wir selbst diese Begriffe nicht klar auseinanderzuhalten vermögen und sie ihrer bestimmten Bedeutung nach nicht verstehen. So werden z. B. Wiedergeburt und Bekehrung sehr oft verwechselt oder vermischt. Es will bei oberflächlicher Betrachtung nicht recht einleuchten, daß diese beiden Begriffe im Grunde nicht identisch sind, während sie doch bei genauer Betrachtung wohl zu trennen sind.

Haben wir nun das Verständniß für uns erlangt, dann erübrigt noch, daß wir in der Rede das rechte Wort am rechten Orte gebrauchen, den passendsten und wiederum verständlichsten Ausdruck wählen, die Grammatik nicht vergewaltigen, kurz dem klaren Inhalt eine klare Form geben. Solche Erwägungen machen dem Prediger ein ernstes Studium im Interesse seiner Amtsthätigkeit und seiner eigenen Förderung nothwendig.

Aus dem oben angegebenen Nutzen des Studiums ergibt sich nun noch etwas Anderes:

Das Studium bewahrt den Prediger vor dem s. g. Auspredigen, es schützt ihn vor geistlosen Wiederholungen in seinen Predigten.

Die Gefahr des Auspredigens ist für einen Mann, der Sonntag für Sonntag öffentlich zu reden hat, dabei noch öfters in Wochengottesdiensten, bei Beerdigungen und andern Kasualien in Anspruch genommen wird, durchaus keine kleine. Fast in allen Fällen, wo der Prediger aufzutreten und seines Amtes zu warten hat, erwartet die Gemeinde ein freies Wort von ihm, das aus dem Schatze seines Herzens genommen sei. Nun wird freilich nicht verlangt, daß wir jedesmal etwas Neues sagen, ein solches Verlangen wäre unstatthaft und dem Geiste einer Christengemeinde geradezu zuwider; hat doch Christus von dem guten Haushalter gesagt, daß er aus dem Schatze seines Herzens Altes und Neues hervorbringe, und schreibt doch Paulus, daß seine Briefe immer dasselbe enthielten. Auch bei uns soll der Gegenstand der Predigt immer das alte Evangelium sein, aber immer in neuer Vertiefung, mit immer innigerem Verständniß. Aber an dieser Vertiefung und Verinnerlichung darf es der Prediger nicht fehlen lassen. Wer sich damit begnügt, blos für die jedesmalige Predigt sich vorzubereiten, und auch diese Vorberei-

tung nur oberflächlich vornimmt, dessen Gedankengang dürfte sich wohl bald in einem gewissen Umkreis bewegen, über den hinaus er selten geht. In diesen Fällen läuft man Gefahr, seine Predigten einer nach und nach fast unmerklich entstandenen Schablone anzupassen, und man fühlt sich zuletzt so arm, gleichsam ausgepumpt, daß man förmlich nach neuen Gedanken haschen muß.

Vor dieser Gefahr schützt ein treues und gründliches Studium, das auch neben der Vorbereitung auf die Predigten hergehen sollte. Freilich sind viele Pastoren durch die Pflichten ihres Amtes so in Anspruch genommen, daß von einem besondern wissenschaftlichen Studium, besonders wenn es mit den Amtspflichten in nicht direktem Zusammenhange stehen sollte, wenig die Rede sein kann. Doch das sind Ausnahmen, in der Regel hat Jeder doch etwas freie Zeit übrig, die er dem Studium zuwenden kann. Und Jeder, der dies recht thut, muß auch finden, daß es sich der Mühe lohnt.

Denn so groß die Gefahr des Auspredigens da ist, wo das Studium vernachlässigt wird, so reich ist auf der andern Seite die Mannigfaltigkeit geistiger und geistlicher Anregung, wenn man die Mühe des Grabens nach den verborgenen Schätzen nicht scheut. Schon der Ausdruck verräth den studirten Mann, vielmehr noch die Tiefe und Gründlichkeit seiner Rede. Exegese und Dogmatik, Philosophie und Naturkunde, heilige und Profangeschichte, kurz alle Zweige des menschlichen Wissens und Erkennens müssen, natürlich stets in Gemäßheit der Veranlagung des Redenden, dazu dienen, das Gold des Wortes Gottes recht glänzen und den Sieg göttlicher Thorheit über irdische Weisheit helle leuchten zu lassen.

Alles, was wir sind und haben, sollen wir ja in den Dienst Gottes stellen, lasset uns dies auch damit beweisen, daß wir unsere Anlagen und unsere Freistunden mit Treue verwalten und damit wuchern zu immer größerer Bereitschaft, zu treiben das Evangelium des Friedens.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nun einem andern Punkte zu, dem nämlich, wie unser wissenschaftliches Arbeiten unsere Amtsthätigkeit beeinflußen kann.

Das Studium lehrt die Menschen kennen und zeigt, wie sie am sichersten zu leiten und zu behandeln sind.

Wie richtig es für die ist, die unter und auf Menschen zu wirken haben, die Menschen recht kennen zu lernen, bedarf gar nicht der Erörterung. Es ist die Aufgabe des Predigers, die, auf welche er wirken soll, recht kennen zu lernen, denn nach dem Befunde seiner Erkenntniß muß er die Art seiner Wirksamkeit einrichten. Eine Generation baut sich auf aus der vorhergehenden, sie erbt von ihr ihre geistige Befähigung, ihre Denkweise, ihre Anschauungen, und bildet sich dieselbe nach ihrer Individualität um. Das Menschengeschlecht hat seine Geschichte, jedes einzelne Volk hat seine Geschichte. Diese Geschichte genau und in ihrer Wirksamkeit auf das Menschengeschlecht und besonders auf die jetzt lebende Generation kennen zu lernen, das sollte mit eine Hauptaufgabe des Predigers sein. Da lernt man, was an den

Menschen anders geworden ist und wie sie dieselben geblieben sind. Dieses Geschichtsstudium darf sich natürlich nicht begnügen mit der Einlernung oder Sammlung von welt- und litteraturhistorischen Daten, sondern muß sich bemühen, aus der Geschichte den Charakter und die Sünden oder Tugenden der Menschen kennen zu lernen, er muß die Wechselwirkung der einzelnen Ereignisse beachten, besonders aber die Sprache Gottes aus der Geschichte beachten. Man kann an dem Beispiel geschichtlicher Personen lernen auf sein Geschlecht zu wirken, man kann die ewigen Wahrheiten durch eine mannigfaltige Auswahl von einzelnen Zügen erläutern, gleichsam illustriren. — Wahrer Fleiß wird ein solches Studium bald als äußerst fruchtbringend und befruchtend erkennen.

Ebenso bietet das Gebiet der Psychologie und ähnlicher in dies Fach einschlagenden Wissenschaften dem Fleißigen eine Fundgrube des brauchbarsten Materials, mittelst dessen er sein Wirken auf die ihm anvertrauten Seelen sich erleichtern kann. Interessant und zugleich lehrreich ist es, die menschliche Seele in ihren Regungen, in ihren Bedürfnissen und Neigungen, in ihren Leidenschaften und ihrem Sehnen gleichsam belauschen zu können. Wenn es auch wahr ist, daß durch das Studium der Psychologie noch keiner ein Menschenkenner wird, sondern daß diese Fähigkeit auf einer ganz besondern Begabung beruht; so ist doch auf der andern Seite wieder wahr, daß diese Begabung durch eben dies Studium zu möglichster Vollendung und Leistungsfähigkeit gebracht werden kann.

Diese Andeutungen mögen genügen, uns die Zweckmäßigkeit des Studiums zum Behufe einer Mehrung unserer Menschenkenntniß zu zeigen. Wenden wir uns nun einer andern Erwägung zu.

Das Studium zeigt die Tiefen des Wortes Gottes und erschließt sie.

Die Quelle und Norm aller evangel. Predigt ist das Wort Gottes. Nichts ist einem Prediger heiligere Pflicht, als in die Tiefen des Wortes Gottes einzudringen und dasselbe für seine eigene und seiner Gemeinde Erbauung fruchtbar zu machen. Oben schon ist darauf hingewiesen worden, wie der Geistliche im Interesse einer stets gehaltreichen Predigt mit ernstem Studium den Inhalt seiner Bibel durchforschen sollte. Wir werden jetzt davon zu reden haben, einmal, daß zur rechten, vollen Erfassung der Schrift im Zusammenhang und im Einzelnen ernstes, fortgesetztes Studium nöthig ist, sodann, daß gerade dies Studium, weil es das Verständniß klärt, zu einer klareren und in Folge dessen eindringlicheren Predigt und Seelsorge führen kann.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so brauchen wir nur in aller Kürze anzudeuten, wie so manches in der Schrift nur dann recht verstanden werden kann, wenn man sich mittelst eingehender Forschung von Zeiten und Menschen auf den Standpunkt zu versetzen vermag, von dem aus der betreffende Passus geschrieben worden ist. Archäologische, kulturgeschichtliche, vielfach auch besondere politische Zustände, die jetzt ganz unbekannt sind, werden von den heil. Autoren vorausgesetzt und ihre Kenntniß ermöglicht es uns allein, ein

klares Verständniß des betreffenden Buches zu erlangen. Hier thut sich uns ein weites Gebiet auf und werden Vorstudien nöthig, die anderweitig mit dem Berufe des Predigers nur wenig Fühlung haben. Doch dies sind zu bekannte Dinge, um noch ein weiteres Wort darüber zu verlieren.

Andererseits bietet aber auch der Inhalt der Schrift sowohl in seiner Gesammtheit als auch im einzelnen dem Studium eine unerschöpfliche Quelle geistiger und geistlicher Anregung, so daß ein anhaltendes Forschen auf dem Gebiete nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Die ewige Wahrheit, die Gott in seinem Worte niedergelegt hat, tritt uns, je länger und eifriger wir uns mit ihrer Erfassung beschäftigen, desto gehaltvoller und großartiger entgegen, und der begibt sich der reichsten Segnungen, welcher bei einer gewissen Summa von einmal Erfaßtem stehen bleiben zu dürfen glaubt.

Die Strahlen einer solchen neu errungenen Erkenntniß fallen erhellend auf die Predigt selbst, sie geben uns ein immer größeres und schöneres Bild von dem großen Heil, das wir der Welt anzupreisen haben. Diese Erkenntniß muß dann auch naturgemäß das bewirken, daß wir aus vollerem Herzen und mehr zum Herzen predigen können; sie befähigen uns, die gepriesene Gnade möglichst begehrenswerth erscheinen zu lassen. Es wird eine naturgemäße Folge sein, daß der Prediger, der selbst tüchtig in seiner Bibel forscht, auch Gemeindeglieder erziehen kann, die selbst Bibelforscher sind, während ein träger Prediger auch schwerlich andere als träge Bibelforscher und Kirchenglieder überhaupt erzieht.

Dieser Umstand, recht erwogen, muß mit der schwerwiegendste Grund für uns sein, einem treuen Studium nach Maßgabe der Fähigkeiten und der Muße obzuliegen; das "Qualis rex, talis grex" ist sicherlich auch hier nicht bloße Redensart.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit dem Punkte zu, dem wir in der Anlage dieser Arbeit die letzte Stelle angewiesen hatten. Er lautet:

Ernstes Studium schützt vor Hochmuth, denn hiedurch erkennen wir die Unzulänglichkeit menschlichen Wissens.

Für einen Diener Christi ziemt sich jene Demuth, der der Apostel Paulus dadurch Ausdruck verleiht, daß er weder nach Corinth gekommen sein wollte mit Worten menschlicher Weisheit, noch nach Philippi mit dem Bewußtsein, daß er es schon ergriffen habe. „Wissen blähet auf," sagt derselbe Apostel, und er hat dabei jedenfalls die Weltweisheit im Sinn, die Weisheit der Sophisten, die alles mit ihrem Verstande zu durchforschen und zu beherrschen sich fähig wähnten. Aber das ernste Studium zur tieferen Erkenntniß der göttlichen Wahrheit verwirft er nicht, vielmehr spricht er ihm das Wort, wenn er dem Bekenntniß, daß er es noch nicht ergriffen habe, hinzufügt: „Ich jage ihm aber nach, ob ich es ergreifen möchte." Ein Prediger, der von der Höhe seiner wissenschaftlichen, klassischen oder sonstigen Bildung mit Verachtung auf weniger Gebildete oder auf die ihm anvertraute Gemeinde herabblickt, hat sich noch nicht einmal zu dem Standpunkte jenes Heiden emporschwingen können, dessen Weisheit in der Erkenntniß gipfelte, daß er nichts wisse.

Das Studium im Dienste Christi kann Keinen, der es mit seinem Amte gewissenhaft nimmt, aufblähen, sondern es wird ihm eine beständige Aufforderung zur Demuth sein. Denn je mehr wir studiren und uns nach dem Wissenswerthen nach allen Seiten umsehen und uns dasselbe zuzueignen suchen, desto unzulänglicher muß uns die eigene Fähigkeit vorkommen. Die einfachsten Wahrheiten der Bibel, auch wenn wir ihren Inhalt erfaßt zu haben meinen, sind in ihrem ganzen Umfang und in ihrer vollen Bedeutung noch von Keinem erfaßt worden. So lange wir also noch mit Paulus sagen müssen: „Unser Wissen ist Stückwerk,“ so lange kann uns auch das Studium nur zu beständiger Demüthigung dienen. Nikodemus war ein Meister in Israel, aber das, was Jesus ihm von der Wiedergeburt sagte, hat er doch nicht verstanden, und so mag Mancher ein Meister genannt werden, ohne doch Grund zu haben, sich seiner Meisterschaft zu überheben im Hinblick auf die Lücken, deren Ausfüllung ihm sein Leben lang viel Gedanken und Kopfzerbrechen verursachen.

Daß die Dinge so liegen, ist jedenfalls auch sehr gut. Denn bei dem vollen Besitze alles Wissens wäre wohl die Gefahr nicht ausgeschlossen, der Liebe zu ermangeln. Dies scheint wenigstens Paulus andeuten zu wollen, wenn er den Fall setzt, daß ein Mensch alle Geheimnisse wissen, alle Erkenntniß haben und dabei doch der Liebe ermangeln könnte. Unser großer Meister konnte ohne Selbstüberhebung die Wahrheit und Weisheit ganz besitzen, bei uns muß das beständige Streben nach jenem Vollbesitz vorhanden sein, und wir können den uns anvertrauten Seelen, gleichsam auf demselben Boden mit ihnen stehend, zurechthelfen, können ihnen suchen helfen nach den Gütern des Heils, dessen Besitz auch uns nur unter der Bedingung beständiger Treue gewiß ist.

Die Stellung der modernen Theologie zu der Gottheit Jesu Christi.

(Referat auf der St. Louis Pastoral-Conferenz von P. A. Thiele.)

Es gibt Zeitfragen, welche die Fragen aller Zeiten sind und bleiben werden. Sie können untertauchen und in dem Gewoge der Tagesfragen völlig begraben zu sein scheinen — aber urplötzlich erstehen sie wieder und machen sich mit derselben ursprünglichen Kraft geltend, als ob sie noch niemals irgend eine Beantwortung gefunden hätten. Eine solche Frage aller Zeiten, ja, noch mehr, die Frage aller Zeiten und aller Menschen ist die christologische Frage. Seitdem einmal dort in einem Winkel Galiläas aus Christi eigenem Munde die Frage ausgesprochen ist: „wie dünket euch um Christo? weß Sohn ist er?“ — seitdem ist diese Frage nicht mehr verklungen. Alle Probleme, die seitdem die Welt bewegten, hat sie überlebt. Sie ist durch die Länder der Erde, durch die wechselnden Geschlechter der Menschen hindurch gegangen, sie hat die Herzen Unzähliger im tiefsten berührt, sie hat die gewaltsamsten Erschütterungen hervorgerufen. Kurz, zur Ruhe über sie ist die Menschheit

seitdem nicht mehr gekommen. Es ist ein nun schon achtzehn Jahrhunderte überdauernder Kampf, der um Christum, um die Lösung der in Ihm beschlossenen tiefen Räthsel entbrannt ist, der gerade unsere Gegenwart wieder so laut durchtönt. Christi eigenes Wort, daß er nicht gekommen, den Frieden zu senden, sondern das Schwert, hat sich auch nach dieser Seite hin in überraschender Weise bewahrheitet.

Um was es sich in diesem christologischen Streite in letzter Instanz handelt, ist allbekannt. Nicht das ist die entscheidende Frage, ob Jesus ein Lehrer über alle Lehrer, ein Prophet über alle Propheten, der höchste religiöse Genius der Wahrheit war, noch ob ein Ideal sittlich vollkommnen Lebens und Wandels in Ihm gegeben sei. Kurz, nicht das ist der Kernpunkt der ganzen Frage, ob Er der begnadigste, gottähnlichste aller Menschen sei, der dann ja doch bei alledem nur ein bloßer Mensch bliebe. Wäre nur das des Kampfes Brennpunkt, so hätte augenscheinlich die ganze Controverse auch nur annähernd ähnliche Tragweite niemals gewinnen können. Vielmehr handelt es sich um ein ungleich weiterragendes Problem und muß sich um ein solches handeln, nach der ganzen Stellung, die Christus zum Christenthum und das Christenthum zu Christo hat. „Das ist eben das Unterscheidende" — sagt Dorner — „Muhamed und alle anderen Religionsstifter sind eben nur Stifter und Vermittler des Glaubens, wie Moses Vermittler des Gesetzes; Jesus ist selbst der Inhalt, der Kern des Glaubens, den Er lehrt, Christus ist das Christenthum." Er *zeigt* nicht nur den Weg, sondern Er *ist* der Weg und die Wahrheit; Er *lehrt* nicht nur die Auferstehung, sondern Er *ist* die Auferstehung und das Leben. *Die Person Jesu selbst* ist nach der Lehre des Evangeliums das absolute Centrum der Religion, das eigentliche Objekt des Glaubens. Das kann sie selbstverständlich nur sein, sofern diese Person selbst und nicht nur ihre Lehre wesentlich auch göttlicher Art und Natur ist. Und das ist ja allerdings der allgemeine und uralte Glaube der christlichen Kirche, die je und je bekannt hat, daß in der Person Jesu von Nazareth die wahrhafte Einheit Gottes und des Menschen erschienen sei. Ueber diesen großen Glaubenssatz, dies tragende Fundament der Kirche, wogt denn der Streit. Das ist die letzte Frage, auf welche Antwort gesucht wird — eine Frage, der man's unmittelbar anfühlt, daß sie, einmal gestellt, zur Frage aller Fragen, zur Weltfrage werden mußte — die Frage: ist Jesus wahrer Gott und Mensch, ist *Jesus der Gottmensch*? Die „Gottheit Jesu Christi" — da jetzt Niemand mehr an seiner wahren Menschheit zweifelt — ist in der modernen Theologie, also auch in der Theologie unserer Tage wieder die Frage, um die sich Alles dreht. So dürfte es gewiß auch für uns fruchtbar und segensreich sein, nach dieser Stellung der modernen Theologie zur Gottheit Jesu Christi zu fragen. Das ist nun auch in der That der Gegenstand des vorliegenden Referates.

Das Gottsein Jesu Christi ist der Mittelpunkt seines Selbstzeugnisses gegenüber dem Unglauben seines Volks. Sowohl in seinen Reden bei den Synoptikern, als in denen bei Johannes

sucht Er bald indirekt bald direkt, in ächt pädagogischer Weise, die Hörer zum Glauben an seine Person zu führen. Nicht daß Er der Messias, der Christ, sei, war der Stein des Anstoßes, sondern, daß Er als Messias des Menschen Sohn, daß Er Gottes, Jehovahs Sohn sei und wesenseins mit Jehovah, als seinem Vater. Deßhalb die beständige Anklage auf Gotteslästerung, welche schließlich die alleinige Ursache war für seine Verurtheilung — und zwar weil alle anderen Anklagen sich als nichtige und unhaltbare erwiesen, lediglich auf Grund seines Selbstbekenntnisses, das Er vor dem officiellen Gerichtshof in feierlicher Sitzung und mit heiligem Eide abgelegt hatte. Kann hier von Eitelkeit, Hochmuth, Selbsttäuschung die Rede sein, wenn nicht blos ein- und zweimal, sondern von dem ersten Zeugnisse im zwölften Jahre an bis zu seinem letzten: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret — bis an der Welt Ende" — eine ununterbrochene Kette von Aussagen über sich von gleichem Inhalte vorhanden ist? von diesen Selbstaussagen sein Thun und Wandel, wenn ihnen die Wirkung seines Wortes wie die Werke seiner Hand und der Eindruck seiner Person, wenn ihnen die eigenthümlichen Begebenheiten seines Lebens vor seinem Eintritt in die Welt, bei seiner Taufe und Versuchung, bei seiner Verklärung und seiner Auferstehung und seinem Hingange zum Vater entsprechen? wenn mit seiner Person sein Lebenswerk, wie Er es selbst und wie es seine Jünger darstellen, wenn mit der Gesammtoffenbarung Jesu die Vorbereitungsgeschichte im Alten Bunde und die von ihm aus begründete Heilsgeschichte in der Kirche des Neuen Bundes in harmonischer Uebereinstimmung steht? Was Jesus von seinem Volke beansprucht, daß sie den Sohn ehren ebenso wie sie den Vater ehren, ist Ihm nur in dem Kreise der Seinen widerfahren; dem Jüngerbekenntniß durch Petri Mund entspricht das des Thomas: „mein Herr und mein Gott." Gott und Jesu, dem Christ, Mensch geworden — das ist der Schlüssel für die Geschichte Jesu, wie für die des alten Bundes und der Kirche Gottes in der Welt. Von diesem kündlich großen Geheimniß zu zeugen war die Aufgabe der ersten Zeugen, und wie ihre schriftlichen Zeugnisse es beweisen, haben sie es alle gethan. Dieses Geheimniß zu glauben, war Sache der heilsbegierigen Seelen; in dieses geglaubte und gelehrte Geheimniß der Gottseligkeit sich dankend und erkennend zu versenken, es in seiner Wahrheit und Lauterkeit zu wahren und gegen seine alten und neuen Gegner zu vertheidigen, ist Sache der Kirche und ihrer Wissenschaft, der Theologie, bis auf den heutigen Tag und bis an's Ende der Tage.

Daß der Glaube an die Gottheit Jesu Christi der Mittelpunkt des Bekenntnisses der Kirche von Anfang an gewesen, zeigt die Bekenntnißbildung der Kirche. Im Anschluß an das Taufbekenntniß, welches die alte Kirche von Anfang an nach Jesu Weisung bekannt hat, hat sich die Erweiterung im apostolischen, wie in den folgenden Bekenntnissen von Nicäa und Constantinopel bis hin zum sogenannten Athanasianischen wesentlich auf die Lehre der Kirche von der Gottheit Jesu Christi bezogen; sie betrafen die großen

Geisteskämpfe, welche die Väter der Kirche zu führen hatten. Es waren zwei Gegensätze, gegen welche die Kirche ihre Predigt und Lehre von Christo, als dem wesensgleichen Sohne Gottes, zu vertheidigen und zu rechtfertigen hatte; der jüdische und heidnische Gegensatz. Diese beiden Gegensätze liegen im Grunde allen Angriffen, denen der alten wie der neueren Zeit in stets neuen Wandlungen und Formen zu Grunde; und da sich die Gegensätze oft berühren, so zeigen sich auch bei dieser Frage merkwürdige Erscheinungen. Der alte ebjonitische Gegensatz, der Christum auf die Stufe der Propheten herunterdrückt und mit seiner abstrakten Auffassung von der Einheit Gottes die Gottheit Christi leugnete, tauchte hernach bald wieder im Arianismus auf, dem Athanasius schon den Vorwurf machte, daß er auch zugleich den heidnisch gnostischen, pantheistischen Irrthum aufgenommen habe, indem er mit dem Festhalten des abstrakten Monotheismus in Christo und dem heiligen Geiste nur Unter- und Nebengötter, (das Gottsein nicht in des Wortes eigentlichem Sinne), vereinbar hielt und ihn zum Geschöpf herabzog. Der jüdische Gegensatz taucht später im deistischen Rationalismus und im modernen Unitarismus wieder auf, der gnostische in den neueren, vorzugsweise auf pantheistischen Einflüssen ruhenden philosophischen und theologisch speculativen Theorien. Jede Abweichung von der Kirchenlehre und dem Kirchenglauben führt zu einem dieser beiden Gegensätze oder ist von ihnen verursacht.

Der Kampf, den Athanasius und seine großen Anhänger, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa und Basilius, gegen den Arianismus und seine verschiedenen Wandlungen für das kirchliche Bekenntniß mit geistesmächtiger Energie des Glaubens und unter dem Einflusse des die Kirche in alle Wahrheit leitenden heiligen Geistes auf Grund der Schrift, des kirchlichen Bekenntnisses, der kirchlichen Lehre geführt haben, ist für alle Zeiten ebenso siegreich durchgekämpft, wie es die Reformation mit dem Bekenntniß von der Rechtfertigung aus dem Glauben gethan hat. Jene wie diese so sauer erkämpfte Bekenntnißwahrheit ist für alle Zeit von grundlegender Bedeutung.

Die Reformatoren, Luther an der Spitze, haben im Glauben der Kirche, aus dem Geiste der Wahrheit wiedergeboren und durch ihn erleuchtet, auf Grund der Schrift dieses Bekenntniß festgehalten, gegen die zu ihrer Zeit wieder neu hervorbrechenden beiden Gegensätze vertheidigt und in seiner für die Seligkeit, wie für die Kirche grundlegenden, bleibenden Bedeutung erkannt. Nur an einige Zeugnisse Luthers sei kurz erinnert: „Alle diejenigen, so den Hauptartikel von Jesu Christo recht gehabt und gehalten haben, sind fein und sicher im rechten christlichen Glauben geblieben. Und ob sie sonst daneben geirrt und gesündigt haben, und sind sie doch zuletzt erhalten. Denn *wer hierin recht und fest stehet*, daß Jesus Christus rechter Gott und Mensch ist, für uns gestorben und auferstanden, dem fallen alle andern Artikel zu und stehen ihm fest bei, also gar gewiß ist's, daß St. Paulus sagt: Christus sei das Haupt, Gut, Grund, Boden und die ganze Summe, zu dem und unter welchem sich's sammelt und findet." — „Die

ganze Schrift ist eitel Gottes und Maria Sohn. Wer den Sohn hat, dem steht die ganze Schrift offen, und je größer und größer sein Glaube an Christum wird, je heller die Schrift ihm scheinet." — „Christus ist wahrhaftiger Gott; derselbige, ob er wohl darin vom Vater unterschieden ist, daß er vom Vater gezeugt ist, ist doch nichts von ihm unterschieden, was seine Gottheit anlangt." — „Derhalben alle die, so die Gottheit Christi anfechten und verleugnen, endlich das ganze Christenthum verlieren und stracks eitel Heiden und Türken werden müssen." — Dies alles sind Luthers Worte darüber. Darum tritt er denn auch so energisch für den Glauben an den dreieinigen Gott ein und für die persönliche Gemeinschaft im Glauben mit Gott und Christo, dem Sohn Gottes. Der Artikel von der Gottheit Jesu Christi ist ihm der rechte Hauptartikel für die Christenheit und die Theologen. „Wenn Christus nicht wahrer Gott wäre, halte ich, Er hätte längst unsere Theologen lassen die Erde verschlingen." Darum trieb Luther auch diesen Artikel von der Gottheit Jesu Christi in Katechismus, Lied und Predigt für die ganze Gemeinde.

Wenn nun die von Schleiermacher her datirende moderne Theologie mit ihrer von Grund aus erneuerten Christologie den Reformatoren vorwirft, „sie hätten die in sich widerspruchsvollen Sätze des römisch-katholischen Lehrbegriffs von der Person Christi stehen lassen, und nicht gewagt, die überlieferte Lehre einer prüfenden Durchsicht zu unterwerfen" (ähnlich auch Schweizer, Beyschlag, Rothe); ja sich zu der Behauptung versteigt, ihr Glaube sei doch im Grunde nur wieder der katholische Glaubensbegriff, dem der sittliche Lebensnerv, der Stachel des Gewissens, der unauslöschliche Reiz des Wahrheitstriebes mangele, der seinen Ursprung, seine Bestimmung, den ihn bewegenden Grundtrieb verleugne," dann hat, abgesehen von der Dreistigkeit dieser Behauptungen, ja Schmähungen gegen die Reformatoren, diejenige Theologie, welche von sich rühmt, das spröde Metall der alten kirchlichen Lehrformeln in den warmen Fluß des modernen, frommen Gefühls umgeschmolzen zu haben, wobei die Wunderhülle in dem Schmelzofen als Schlacke niedergefallen, die sittliche Gestalt des Erlösers, das Christusbild als sittliches Ideal des Menschenherzens hervorgegangen sei, — diese Theologie, welche das widerspruchsvolle Doppelwesen Christi auf eine einfache Vorstellung zurückführt, die Person Christi menschlich zu begreifen versucht, hat sich ihr Urtheil gesprochen, — sie ist nicht die der h. Schrift, nicht die der christlichen Kirche von Anfang an, nicht die der Reformation; denn ihr Schmelzofen ist „die Religion der aus dem Gewissen erneuerten Vernunft und des durch die erleuchtete Vernunft geheiligten Willens." Diese Theologie fällt also unter Luthers oben angeführtes Wort.

In diese Richtung nun gehört die neuste Darstellung, welche nach Ritschls Vorgange im Ganzen und Großen Dr. Hermann Schultz, Professor der

Theologie in Göttingen, gegeben hat. Er will „den gegenwärtigen Consensus evangelisch-protestantischer Christologie zum Ausdruck bringen und ihn verstärken.“ Zu diesen consentirenden Theologen rechnet er selbst: Schleiermacher, Alexander Schweizer, Lipsius, Beyschlag, Ritschl u. A. Letzterem, nämlich Ritschl, hat er sein Werk gewidmet, von ihm bekennt er sich vielfach gefördert, ihm bezeugt er die Gemeinschaft in den Zielen der theologischen Arbeit. Man braucht nur diese Namen zu hören, um sofort zu erkennen, daß das Buch mit Unrecht: „Die Lehre von der Gottheit Jesu Christi; Communicatio idiomatum“ genannt wird. Sein Resultat ist nicht die Lehre der Schrift und der Kirche, sondern eine Auflösung derselben, eine Umschmelzung.

Die Christologie Schleiermachers, wonach „die stetige Kräftigkeit des Gottesbewußtseins Christi das eigentliche Sein Gottes in ihm war“, ist, wie Strauß sagt „wegen ihrer Zweiseitigkeit und Zweideutigkeit unhaltbar.“ Mit seiner Exegese steht er — wie Strauß weiter sagt — „auf dem Standpunkte der schlechtesten, socianisch-rationalistischen Exegese. Ganz natürlich: will man das vierte Evangelium nicht aufgeben und doch seine Grundlehre nicht annehmen, so muß man es verdrehen.“ „Sein Christusbild ist, weit entfernt geradezu nur aus dem neuen Testamente genommen zu sein, zum guten Theil modernen Ursprungs. Kein einziger Apostel würde seinen Christus erkennen, dagegen würden Platon und Spinoza, Kant und der Verfasser der Reden über die Religion einzelne Züge davon zu reclamiren haben.“ (Strauß.) — Schleiermacher „bietet trotz des vollen Klanges nach den ganzen Prämissen seines Systems entschieden viel weniger, als der christliche Glaube fordern muß.“ (Schultz).

Höher erhebt sich auch Schweizer nicht. Er bezeichnet die Wunder als Unding, Unbegriff, Ungedanke, Mißverstand und behauptet, daß die reifere Frömmigkeit durch den Wunderglauben gedrückt und gehemmt werde, also zur Verdummung und Heuchelei führe; er kann also die Dignität des Religionsstifters nur in ihrem bleibenden Werth und in ihrer Einzigkeit finden. Aber die Begründung für diese Einzigkeit fehlt hier, wie bei Allen, welche sie nach Schleiermachers Vorgange festhalten. Nach ihm leuchtet sie unserer Intelligenz von selbst ein und ist sie begründet „dem frommen Bewußtsein in der Einzigkeit seines Wirkens auf dasselbe.“ Woher weiß man denn, daß nur Jesus das religiöse Leben vollendet habe! Warum ist denn die noch dauernde Erwartung der Juden auf einen Messias haltlos? Im Bewußtsein, daß diese Begründung der Einzigkeit eine lediglich subjective ist, daß auch „irrige Vorstellungen, Phantasien von Einwirkungen Christi auf uns eine objective Sicherheit“ nicht zulassen, muß diese Christologie das biblische Zeugniß doch als unentbehrlich zu Hülfe nehmen. Nun aber stimmt dieses nicht mit dem frommen Bewußtsein dieser Christologen, und darum müssen die Schriftaussagen zuvor kritisch und dogmatisch gesichtet werden, — aber nach welchem Maßstabe? Nach dem des frommen Bewußtseins, der wieder seiner Unzulänglichkeit wegen seinen Maßstab an der Schrift haben muß. Damit ist denn der für jede Beweisführung hinfällige und darum streng verpönte Zirkelschluß fertig.

aber auch eine doppelte Willkür. „Nur fromme Spekulation oder Gnosis" — heißt es weiter — „fragt nach dem Wesen;" „außer dem Christusberuf und der (so gefaßten) religiösen Gottessohnschaft hat Christus schwerlich weiteres von sich ausgesagt." Alles Andere, besonders bei Paulus und in den johanneischen Schriften ist „rabbinisch jüdische oder hellenische Speculation," sind dem Zeitalter entsprechende Formeln. Petrus und Jacobus würden sich nicht leicht im johanneischen Christus zurecht finden. So stimmt denn auch Schweizer mit Weizsäckers und Beyschlags sprach- und sachwidriger Auslegung des Prologs überein. Er behauptet, „eine Präexestenz im eigentlichen Sinne sei nicht Schriftlehre," nach ihm behaupten nur dogmatische Argumentationen und Vernünfteleien die Sündlosigkeit und die sündlose Geburt, ihm ist eine „vollständige Nachweisung der Sündlosigkeit einer ganzen Lebensführung nie möglich," die erzählten Wunder sind nicht wirkliche, sondern natürliche Wirkungen, die als Wunder erscheinen. Der Schriftnachweis ist überall ein lückenhafter, ja Schweizer fällt unter das Gericht seines eigenen Wortes über Schleiermacher: „offenbar hat die subjective Erfahrung weit mehr die Exegese bestimmt, als sich von ihr bestimmen lassen." Was Wunder „daß diese rationalistische Christologie mit ihrer althergebrachten Behauptung, daß die Lehre Jesu von sich und die der Apostel von Jesu in Widerspruch ständen, gegen die Predigt der Schrift- und Kirchenlehre „als pathetische Vorträge zum Entzücken der Damenwelt ohne weitere Frucht" eifert. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Anhalt. Anhalt hat im vorletzten Jahre (1881) das Ende einer fast hundertjährigen Einrichtung erlebt, wodurch ein großer Theil der Landesgeistlichkeit tief bewegt wird. Es ist dies die Auflösung der Dessauer Pastoralgesellschaft und des köthenschen Predigervereins. Da die Angelegenheit auch allgemeineres kirchliches Interesse haben dürfte, so sei eine gedrängte Darstellung derselben gestattet.

Im October 1786 traten unter Leitung des Hofkaplans Häfeli 39 Geistliche des damaligen Fürstenthums Anhalt-Dessau zu einer Allgemeinen anhalt-dessauischen Pastoralgesellschaft zusammen. Fürst Leopold Friedrich Franz nahm sie unter seinen besondern Schutz und gewährte ihr außer andern Vergünstigungen 200 Thlr. jährlich. Nach Anheimfall eines Drittels des zerbster Fürstenthums und dem Beitritt der dortigen Geistlichen erhöhte der Fürst den Beitrag auf 250 Thlr., bestätigte auf's Neue die Statuten und verordnete zugleich, daß jeder Kandidat, der ein geistliches Amt haben wolle, zum Beitritt verpflichtet sei. Alle Mitglieder der Gesellschaft sollten, unangesehen ihrer sonstigen Stellung, gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben. Die Gesellschaft als solche stand nicht unter dem Konsistorium, sondern unmittelbar unter dem Schutze des Landesherrn, dem sie jährlich einen Bericht zu überreichen hatte. Ueber ihre inneren Einrichtungen faßte sie selbständig durch Stimmenmehrheit Beschlüsse, die in ein Gesetzbuch eingetragen wurden, das ein jeder Eintretende zu unterschreiben hatte.

Nach der zerrissenen Lage der Landestheile zerfiel die Gesellschaft in Pastoralkreise von drei bis zwanzig Mitgliedern. Zur Pflege des wissenschaftlichen und brüderlichen Geistes hielt jeder Kreis jährlich acht bis zwölf Versammlungen unter Leitung eines freigewählten Geschäftsbesorgers. Außer der Besprechung amtlicher und kirchlicher, sowie gesellschaftlicher Fragen hatte jedesmal ein Mitglied nach bestimmter Reihenfolge eine Vorlesung über einen freigewählten Gegenstand zu halten, die dann besprochen

ward. Im Juli jedes Jahres war Allgemeine Versammlung in Dessau unter Leitung des ebenfalls freigewählten Allgemeinen Geschäftsbesorgers, dem auch sonst oblag, die Verbindung der Kreise und die Ordnung in den Geschäften zu erhalten.

Von den 250 Thlrn. wurden die Kosten für die Allgemeine Versammlung und für die Boten, welche die Bücher von dem Einen zum Andern zu befördern hatten, bestritten. Für das übrige wurden theologische Werke nach Vorschlägen und Abstimmung angeschafft. Diese machten den Umlauf durch alle Kreise und von einem Mitgliede zum andern. Mit ihnen zugleich machten den Umlauf die Verhandlungen der einzelnen Kreise und die darin vorgelesenen Arbeiten, deren jeder Kreis jährlich eine bestimmte Anzahl nach Verhältniß seiner Mitgliederzahl zu liefern hatte.

Die Allgemeine Versammlung wurde stets mit Gesang und einer Rede eröffnet und dann größtentheils mit Nekrologen verstorbener Mitglieder und Geschäftssachen ausgefüllt, und zuletzt schloß sich ein brüderliches Mahl an. Fast jedes Jahr gab es aber auch lebhafte Verhandlungen über Anträge an den Landesherrn, und das Konsistorium in Betreff kirchlicher Fragen, sittlicher Nothstände u. s. w. Auch ließ sich das Konsistorium oft herbei, Gutachten von der Pastoralgesellschaft einzufordern. Durch sie wurde insonderheit die Union im Jahre 1827 ohne Erschütterung eingeführt.

Der Geist der Pastoralgesellschaft war natürlich zu den verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Kreisen ein wechselnder, bald lahmer, bald wirksamer. Aber ein Draußenstehender macht sich schwerlich eine Vorstellung davon, wie sie auch in den Zeiten tiefen kirchlichen Verfalls und mancher heftigen Zwistigkeiten Sinn für äußern Anstand, für Wissenschaft, für Amtstreue, für Brüderlichkeit erhielt, wie in ihr das Leben der gesammten Geistlichkeit gewissermaßen aufging, so daß sie als ein wahres Kleinod gehalten ward.

Wie fest sich die gesammte Geistlichkeit durch sie verbunden fühlte, zeigte sich bei ausbrechenden Stürmen. So z. B. während der Kämpfe zwischen Supranaturalismus, Rationalismus und der wiedererwachenden gläubigen Theologie in den dreißiger Jahren. Ebenso auch zur Zeit der lichtfreundlichen Agitationen. Als die Lichtfreunde einmal eine ihrer Versammlungen nach Dessau verlegten, betheiligte sich kein anhalt-dessauischer Geistlicher an derselben. In den Wirren des Jahres 1848 war nicht das zur Ohnmacht verurtheilte Konsistorium, sondern die Pastoralgesellschaft der Halt der Kirche. Die entschiedensten Gläubigen traten gleich anfangs gegen den Unfug auf, und die ganze Pastoralgesellschaft schloß sich ihnen an. Gegen alle kirchenfeindlichen Beschlüsse des Landtags wurde feierlich Verwahrung eingelegt.

Mit dem Wiedereintritt geordneter Zustände und einer zunehmenden Wirksamkeit des Konsistoriums in kirchlichem Geiste hörte die Bedeutung der Pastoralkonferenz für das öffentliche Leben auf. Sie beschränkte sich darauf, wie früher, auf Mißstände in der Sonntagsheiligung u. dgl. aufmerksam zu machen. Auch wurden von ihr erwählte Mitglieder mit Entwerfung einer neuen Agende und Gottesdienstordnung beauftragt, die nach vielfachen Verhandlungen nunmehr der nächsten Landessynode zur endgültigen Beschlußfassung sollen vorgelegt werden. Die früheren scharfen Gegensätze in ihrer Mitte hatten sich zu einer Stufenfolge vom strengen Konfessionalismus bis zur kirchlichen Weitherzigkeit herab abgestumpft, wie es überall gefunden wird. Nur von protestantenvereinlichen Regungen hat sich in der gesammten Geistlichkeit keine Spur gezeigt. In ruhiger Weise hat sie die theologischen Wissenschaften, den amtsbrüderlichen Geist, die Bestrebungen für innere und äußere Mission gepflegt und ist der Mittelpunkt geblieben, um den sich das Leben der gesammten Geistlichkeit bewegt.

Nach dem Vorbilde der dessauischen Pastoralgesellschaft hatte sich im Herzogthum Anhalt-Köthen die Geistlichkeit zu einem köthenschen „Predigerverein“ zusammengethan. Nach dem Aussterben der köthenschen Herzogsfamilie war Köthen mit Dessau vereinigt worden. Beide Vereine suchten von da an mehrfach in Gemeinschaft miteinander zu treten, aber das Bedürfniß einer Verschmelzung ward nicht empfunden. Das Bedürfniß trat erst ein, als auch Bernburg anheimfiel und ganz Anhalt vereinigt ward. Auf besonderen Wunsch des Herzogs wurden Schritte gethan, um beide Vereine

zu verschmelzen und auch auf den bernburger Landestheil auszudehnen, wo bisher kein Verein der Geistlichen bestanden hatte und das Glaubensleben mehr von oben herab gefördert als von unten herauf gewachsen war.

Infolge einer Bitte der dessauischen Pastoralgesellschaft berief das Konsistorium eine von dieser, von dem köthenschen Predigerverein und von der bernburger Geistlichkeit gewählte Kommission. Diese vollendete am 1. Juni 1874 einen Statutenentwurf für eine „Allgemeine anhaltische Pastoralgesellschaft“ auf Grund der Statuten der bestehenden beiden Vereine. Dieser Entwurf fand bei der dessauischen Pastoralgesellschaft fast einstimmige Annahme und ward dem Herzog wie dem Staatsministerium und dem Konsistorium mit der Bitte um Genehmigung überreicht. Von Jahr zu Jahr erwartete und erbat man vergebens diese Genehmigung und verschob daraufhin manche wünschenswerthe Verbesserung, bis endlich die Pastoralgesellschaft in ihrer Allgemeinen Versammlung zu Dessau im Juli 1881 (und schon 1880) den Versuch machte, durch Vorträge und Verhandlungen über vorliegende kirchliche Fragen sich neu zu beleben.

Da erfolgte ganz unerwartet unter dem 18. Aug. 1881 eine Verfügung des Konsistoriums unter landesherrlicher Genehmigung, durch welche (ohne Zustimmung der Vereine) Grundzüge zu einer Umgestaltung der bisherigen Vereine und zu ihrer Ausdehnung über das ganze Land gegeben wurden. Die Beschäftigungen der Mitglieder bleiben zwar dieselben wie bisher, aber ihre Befugnisse werden bedeutend eingeschränkt. Die Vorsteher und Geschäftsbesorger werden nicht mehr frei gewählt. Den Superintendenten und unter ihnen den Senioren steht die Leitung zu. Ihre inneren Angelegenheiten ordnet nicht mehr die Gesellschaft selbst, sondern das Konsistorium. Der Schwerpunkt ist in die Superintendenten verlegt, und das Leben soll künftig von ihnen, nicht mehr von den Geistlichen ausgehen. Die Umgestaltung läuft auf die anderwärts bestehenden Diöcesenversammlungen hinaus.

Das Werthvolle der alten Gesellschaft hat gerade darin bestanden, daß feste den Einzelnen bindende Ordnungen mit innerer Freiheit auf glückliche Weise vereinigt waren, die eine freudige Freiwilligkeit aller lebendigen Glieder zur segensreichen Folge hatten und auch die Trägeren unwillkürlich mit fortzogen. Aber ob mit dem Zerbrechen der altgewohnten Form nicht auch der alte Geist entfliehen, ob der neugeschaffenen Form auch von obenher frisches Leben wird eingehaucht werden können? Der Verfasser des ursprünglichen Artikels, augenscheinlich ein Glied der Pastoralgesellschaft, gibt auf diese von ihm gestellte Frage keine bestimmte Antwort und so wollen auch wir sie noch dahingestellt sein lassen.

Eine kirchenpolitische Lection in den Reichslanden. Jene, namentlich in den fünfziger Jahren, hervorgetretene falsche preußische Politik unter entsprechender Zurücksetzung der evangelischen Kirche die römische durch Nachgiebigkeit und Ehrenbezeugungen gewinnen zu wollen, wird nach zuverlässigen Zeugnissen gegenwärtig wohl am stärksten von dem kaiserlichen Statthalter in Elsaß-Lothringen getrieben; dergestalt, daß dort in evangelisch pastoralen Kreisen, bekanntlich den deutschesten, die es im Reichslande gibt, die Rede geht: unter Louis Napoleon habe interconfessionelle Gerechtigkeit gewaltet, jetzt aber dürften die Katholiken mit den Protestanten nur einen Streit anfangen, um des Rechtbehaltens sicher zu sein. Man begreift, daß eine solche Politik in einem Lande, in dem der hohe Klerus nicht nur römisch, sondern zugleich französisch ist, sich schließlich von der verhätschelten Seite selbst eine empfindliche Lection zuziehen mußte. Der Bischof von Metz, Dupont des Loges, hat unlängst in Anbetracht dessen, daß Tausende von Franzosen ausgewandert und Tausende deutscher Katholiken an ihrer Stelle getreten sind, in verschiedenen Kirchen von Metz deutsche Predigt angeordnet, — natürlich nicht aus deutschem Patriotismus, sondern damit die Kirche den Einfluß auf das katholische Volk nicht verlöre. Hierfür hat der Statthalter dem Bischof einen kaiserlichen Kronenorden verschafft, zum Danke dafür aber folgenden denkwürdigen Brief erhalten:

Metz, 16. December 1882.

Herr Marschall! Ich habe den Brief erhalten, durch den Ew. Excellenz mich benachrichtigt, daß Se. Majestät der Kaiser mir einen seiner Orden verleihe, als Anerkennung

der Fürsorge, die ich getroffen, um den in Metz wohnhaften deutschen Katholiken neue Erleichterungen bei Erfüllung ihrer religiösen Pflichten zu verschaffen. Ich bin gerührt von dem hohen Antheil, welchen der Souverän an den Bemühungen zu nehmen geruht, die wir, meine Geistlichkeit und ich, inmitten großer Schwierigkeiten aufbieten, um einer großen Anzahl von Seelen zu Hülfe zu kommen, deren geistliche Leitung uns anvertraut ist. Indeß, Herr Feldmarschall, die Auszeichnung, die Sie mir ankündigen, überrascht mich ebenso sehr wie sie mich verwirrt. Bei den neuen Maßnahmen, die ich nach reiflicher und ernster Ueberlegung treffen zu müssen glaubte, habe ich kein anderes Verdienst als das, der Pflicht nachzukommen, die mir mein Gewissen als Bischof gegen nahe an zehntausend Katholiken auferlegt, die von den Verhältnissen nach Metz geführt worden sind und denen die französische Sprache mehr oder weniger vollständig unbekannt ist, die einzige, die von der alten Metzer Bevölkerung gesprochen wird. Ew. Excellenz werden mir erlauben, den Ausdruck eines Bedauerns hinzuzufügen. Während fast dreißig Jahre, die ich die Ehre hatte, dem französischen Episcopat anzugehören, ließ die Regierung mich mehr als einmal auf eine solche Auszeichnung, die mir zu verleihen ihr erwünscht zu sein schien, vorbereiten, und jedesmal leistete sie auf ihren Plan Verzicht, aus Rücksicht auf meinen Vorsatz, mich jeder politischen Thätigkeit fern zu halten und mich streng auf meine Pflichten als Bischof zu beschränken. In dieser Beziehung glaubte ich meiner Geistlichkeit ein heilsames Beispiel geben zu sollen. Wenn Sie mich vorher von den allzu wohlwollenden Absichten des Kaisers in Bezug auf mich unterrichtet hätten, würde ich Sie ersucht haben, Herr Feldmarschall, bei Sr. Majestät dieselbe Sache zu vertreten, die mir sowohl die Treue gegen meine Vergangenheit als auch die tiefe Verehrung der Erinnerungen theuer macht. Genehmigen Sie, Herr Feldmarschall, den Ausdruck meiner Hochachtung. † Paul, Bischof von Metz.

Wenn nun von der einen Seite behauptet wird, daß der Bischof die ihm zugedachte Auszeichnung angenommen habe, während es von der anderen Seite bestritten wird, so braucht man nur den Wortlaut des bischöflichen Briefes zu kennen, um zu sehen, daß beide Theile, ein jeder in seiner Art, Recht haben und daß eine solche Annahme zwar weniger verletzend, aber gewiß ebenso beschämend ist als eine offene Ablehnung. Man mag nun über die Tendenzen, welche diesen Brief eingegeben haben, denken, wie man will, — jedenfalls hat der Bischof ein Recht darauf, nicht zu Gesinnungen gestempelt zu werden, die er nicht hegt, und durch das Helldunkel dieser ablehnenden Annahme schimmert doch deutlich genug hindurch, daß Rom und seine Diener sich nichts schenken lassen wollen, weil sie Anspruch auf Alles haben, oder doch zu haben glauben.

Die Lutherfeier dieses Jahres als des 400jährigen Geburtsjahres unseres Reformators wird bereits von verschiedenen Seiten in's Auge gefaßt. Der Senat der Universität Halle-Wittenberg hat den Beschluß gefaßt, den 10. November 1883 als einen akademischen Feiertag zu begehen und zur Vorbereitung desselben eine Commission bestellt. Andererseits hat die Sache auch den in Berlin versammelten Synodalrath beschäftigt und soll nach der am 4. November als am Reformationsfest stattfindenden Vorfeier für den 10. November eine allgemeine evangelische Schulfeier und liturgische Abendandacht, dagegen für den 11. die eigentliche kirchliche Gedenkfeier in Aussicht genommen sein. Ultramontane Blätter bemühen sich gleichzeitig, diese Intentionen als eine Gefahr für den confessionellen Frieden hinzustellen. Es geschieht dies wohl aus bösem Gewissen über die Lügen und Infamien, welche die jesuitische Polemik über Luther zu colportiren nicht müde wird. (Welcher Art der confessionelle Frieden ist, den die Römlinge wünschen, davon hat Schreiber dieses schon selbst ein Beispiel erlebt. Im Jahre 1860 wurde der evangelischen Bevölkerung Badens eine öffentliche Feier des 300jährigen Todestages Melanchthons von der damaligen noch unter ultramontanem Einfluß stehenden Regierung — im Interesse des confessionellen Friedens — einfach verboten. Anmerkung d. Red.)

München. Am ersten Weihnachtsfeiertage fand nach fast sechsmonatlicher Unterbrechung wieder der erste altkatholische Gottesdienst in dem neu erworbenen provisorischen Betsaal im Wagmüllerschen Anwesen an der Gartenstraße statt.

Die Einweihungsceremonie vollzog Professor Friedrich, welcher auch die Predigt hielt. Es hatten sich so viele Theilnehmer eingefunden, daß ein großer Theil derselben, welcher im Hause nicht Raum fand, bis auf die Straße heraus im Freien stehend dem Gottesdienste beiwohnte. Im Laufe des Jahres 1882 waren gegen 80 selbständige Mitglieder der Gemeinde beigetreten. Die Sammlung für den Bau einer altkatholischen Kirche hat bis vor Kurzem 52,064 Mark ergeben.

Gießen. Am 30. December starb in Gießen, wie die „Köln. Ztg." meldet, nach kurzem Krankenlager Professor Dr. Anton Lutterbeck. Mit ihm starb das letzte Mitglied der früheren katholisch-theologischen Facultät der Universität Gießen. Als im Jahre 1851 Bischof Ketteler durch seine Erklärung, keinen in Gießen ausgebildeten Theologen weihen zu wollen, die katholisch-theologische Facultät der Landesuniversität ihrer Zuhörer beraubte, blieb Lutterbeck der Universität treu. Wie sein College Leopold Schmidt, der kanonisch gewählte Bischof von Mainz, gewann er später durch Uebertritt in die philosophische Facultät einen neuen Wirkungskreis. Lutterbeck gehörte zu denjenigen katholischen Gelehrten, welche gegen das Vaticanum sich auflehnten. Er war ein eifriges Mitglied der altkatholischen Bewegung und ist seiner Ueberzeugung treu geblieben. (Von Lutterbecks Schriften nennen wir hier nur: Neutestamentliche Lehrbegriffe. (Mainz, Kupferberg 1852.) Auch war er Mitherausgeber der Schriften Franz v. Baaders. Die Beerdigung des Verstorbenen am 2. Januar fand unter großer Betheiligung der Universität und der Bürgerschaft Gießens statt.) —

In Paris hat der antireligiöse Geist in den letzten Wochen sein Werk, das auf Vernichtung aller christlichen Erinnerungszeichen im öffentlichen Leben gerichtet ist, mit Eifer und Konsequenz fortgeführt. Nachdem das Kruzifix aus den Schulen entfernt worden, hat nun der Seinepräfekt von dem Pariser Stadtrath die nöthigen Geldmittel begehrt, um auf den Friedhöfen alle Kruzifixe und christlichen Inschriften von den Eingangsthoren, den Nekropolen und den öffentlichen Erinnerungsdenkmälern zu entfernen. Die Todten sollen nicht mehr unter dem Schatten des Kreuzes ruhen und kein Trost und Lebenswort die Lebenden mehr beim Eingange in den Friedhof aufrichten. Die Machthaber sind dabei doch so gnädig, daß sie jedem Einzelnen erlauben auf das Grab seiner Angehörigen, wenn er will, ein Kreuz zu setzen. — Auch in den Pariser Spitälern ist eine Verordnung getroffen worden, laut welcher die Priester und Religionsdiener nun nicht mehr eine Liste der Angehörigen ihrer Kirche vorfinden werden. Nicht mehr die Religion jedes Eintretenden soll verzeichnet werden, sondern nur diejenigen, die es während ihrer Krankheit ausdrücklich wünschen, werden den Besuch eines Geistlichen erhalten.

In Rußland ist der „Kulturkampf," wie es scheint zum größten Theile, durch ein Uebereinkommen mit Rom beendigt. Ob dieser Friedensschluß auch für Deutschland eine weitere Nachgiebigkeit Rom gegenüber zur Folge haben wird, läßt sich noch nicht sagen; viel wird wohl davon abhängen, wie sich der kirchenpolitische Ausgleich zwischen dem Petersburger Kabinet und der römischen Kurie thatsächlich gestaltet. Was bis jetzt darüber verlautet, läßt zwar keinen Zweifel daran, daß eine Vereinbarung zu Stande gekommen ist, die Mittheilungen über die einzelnen Punkte derselben sind aber noch ziemlich widersprechend und werden es vielleicht noch lange bleiben, da man es in Rußland nicht liebt der Oeffentlichkeit in solchen Dingen Zugeständnisse zu machen. In Berlin wird man natürlich bald genug wissen, woran man ist, und das kann unseres Erachtens, seinen Eindruck um so weniger verfehlen, je umfassender sich die Zustände etwa herausstellen, wie sie die russische Regierung im Grunde nicht Rom, sondern den Polen gemacht hat; verschiedene andere gleichzeitig getroffene oder doch in Aussicht genommene Maßregeln lassen darüber keinen Zweifel. Voran steht die den Polen seit fast zwanzig Jahren versagte Erlaubniß zum Erwerb von Grundbesitz im eigenen Lande (Kongreßpolen) wie in den s. g. litauischen Gouvernements.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XI. April 1883. Nro. 4.

Die Stellung der modernen Theologie zu der Gottheit Jesu Christi.

(Referat auf der St. Louis Pastoral-Conferenz von P. A. Thiele.)

(Fortsetzung.)

Nach Lipsius ist Christus Gottes Sohn nur in religiös-sittlichem Sinne des Worts, die Gotteinigkeit ist die im vollkräftigen Glauben an die Väterlichkeit (!) Gottes sich ihm erschließende Erkenntniß des väterlichen Willens, ferner der Gehorsam gegen Gott bis zum Tode, endlich die im steten Gebetsverkehr mit dem Vater bethätigte persönliche Liebesgemeinschaft mit ihm. Eine Dogmatik, der es an jeder Anerkennung der Heilsgeschichte fehlt, denn die Thatsachen des Lebens Jesu gehören der Geschichtsforschung (also auch der auflösenden Kritik!) an, für die Dogmatik kommen sie höchstens als symbolische Veranschaulichung religiöser Ideen in Betracht, die Alles in innere psychologische Vorgänge und Verhältnisse auflöst, der die Geschichte nur Symbol des Innern ist, kann in Christo nur die Erscheinung eines Princips sehen. Ihre Aufgabe ist die mythologische Form der Kirchenlehre abzustreifen; „nicht in der Dogmatik, nur im liturgischen Theile des christlichen Gottesdienstes behält das Prädicat der Gottheit Christi sein Recht.“ Die Predigt also bekämpft die Gottheit Jesu vor der Gemeinde für den denkenden Geist, aber in Liedern und Gebeten gibt diese Theologie ihren „einfachen Glauben an die Gottheit Christi“ noch den herkömmlichen Ausdruck und singt man Luthers Bekenntniß noch in seinem herrlichen Lutherliede (Wir glauben all'). Welche sinnlosen Verkehrtheiten einerseits, aber auch trügerische Falschmünzerei andererseits!

Beyschlag kennt keine Menschwerdung Gottes, sondern nur eine Gottwerdung des Menschen; in Christo will Gott von Anfang an sich in einer zweiten Existenzform, in der des Andersseins als Princips aller Creatur, in der die Urmenschheit durch einen Proceß real wird. Als vollendeter sei Christus Gott wesensgleich. Das sind Schellingsche Anklänge, mit denen auch Schultz Berührung hat.

Rückert, von Fichte beeinflußt, läßt die göttliche Erziehung der Menschheit sich vollenden in einer einfachen, allen hülfebedürftigen Gewissen leicht zugänglichen und faßbaren Thatsache, in der concreten geschichtlichen Erscheinung eines in der ursprünglichen Einheit mit Gott verbliebenen Gei-

stes. So wird Christus auch nur als Vorbild anerkannt, an dem wir unser ewiges Ziel klar erkennen, und an dem wir das um der Größe der Aufgabe willen verzagende Herz emporrichten können, durch das Bewußtsein, daß die in uns principiell wiederhergestellte sittliche Ordnung Gottes unsere schwachen Kräfte in allem Guten mit seinem allmächtigen Beistande unterstützt, und daß wir dereinst in ein unserer Idee adäquates, seliges Leben zurückkehren werden.

„Vor Allem hat Ritschl die Aussagen über Christus" — sagt Schultz — „in einer durchaus richtigen und das wahre Ziel festhaltenden Linie angelegt." — Eine Dogmatik aber, welche die Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung behandelt, sollte die Lehre von der Person Christi zum Mittelpunkt und Ausgangspunkt machen müssen. Aber schon die Stellung der Rechtfertigung vor derselben zeigt uns den eigenthümlichen Weg, den Ritschl einschlägt. Von der Gemeinde aus, die überzeugt ist, Sündenvergebung zu haben, kommt er auf den Stifter, dessen Wirkung sie ist — so hängt er mit Schleiermacher zusammen. Da er aber dessen Standpunkt durch Kant verbessern will und dessen Autonomie wie dessen Trennung Gottes und der Welt festhält, so kann er weder eine Offenbarung Gottes in der Welt, noch eine freie Versündigung des Menschen gegen Gott aufrecht halten. Die Sünde ist ihm nun das Unverständliche (Irrationale), der Hang, über deren Anfang wir nichts wissen; sie ist nicht erst geworden, sondern etwas Natürliches, Nothwendiges; ja Gott beurtheilt alle Sünde als Sünde der Unwissenheit und kann die Menschen deßhalb nicht bestrafen. Ist die Sünde aber nicht Feindschaft gegen den heiligen Gott, wird sie nicht als Schuld der Menschheit vor Gott und als von ihm trennende und sie knechtende Macht anerkannt, dann kann es auch keine Erlösung, sondern nur eine Rechtfertigung geben, die, weil sie nicht auf der Versöhnung beruht, auch keines Versöhners bedarf. Darum kann ihm Christus auch nichts anderes sein, als ein Mensch, der für alle Vorbild ist; das Christenthum ist Nachbildung des religiösen Glaubens und sittlichen Strebens Christi. Das ist daher auch in Ritschls Christologie der ganz nach Art der früheren Rationalisten angelegte Canon: Christus ist Vorbild für die Gemeinde, und was in ihm nicht vorbildlich für letztere ist, ist aus seinem Bilde und Lehre zu beseitigen. Ritschl selbst stellt den Unterschied seines Standpunktes von der Orthodoxie also fest: Die Orthodoxie hat in dem Prädikat der Gottheit Christi einen Ausdruck seines unüberschreitbaren Abstandes gegen die Genossen seiner Gemeinde geltend gemacht, während er (Ritschl) von dem ursprünglichen Bewußtsein Jesu, daß er der Sohn Gottes ist, ausgeht; dieses schließt die Absicht ein, daß die Menschen durch den Glauben an Ihn Kinder Gottes werden. „Es wird nun eben darauf ankommen, ob der specielle Inhalt, der unter dem Titel der Gottheit Christi gemeint ist, eine Uebertragung auf die Gläubigen zuläßt." „Diese Bedingung für die Lehre von der Gottheit Christi ist allerdings frühe außer Geltung gekommen." Jene „Fernstellung Christi" von den Gläubigen haben auch die Reformatoren festgehalten. „Die Vor-

stellung von der Präexistenz Christi ist keine religiöse Vorstellung," „der religiöse Werth der Gottheit Jesu Christi muß sich in der Möglichkeit der Nachbildung durchaus beweisen." Wenn nun doch noch die Gottheit Christi festgehalten werden soll, so kann dies natürlich nicht im Sinne der Kirche und der Reformatoren geschehen, sondern in dem Sinne, „daß er diejenige Größe in der Welt ist, in deren Selbstzweck Gott seinen ewigen Selbstzweck in ursprünglicher Weise wirksam und offenbar macht;" in dem Sinne, „daß der ewig geliebte Sohn Gottes so gedacht wird wegen der Gleichheit des Inhalts seines persönlichen Willens und wegen der Einzigkeit seines Verhältnisses zu der Gemeinde des Gottesreiches und der Welt." Die Gottheit kommt ihm also zu, weil er Gottes Weltzweck offenbart, und weil seine Gesinnung die ganze Menschheit erfüllen soll. „Wie von Gott aus die Person Christi geworden und dasjenige geworden, als was sie sich für die ethische und religiöse Schätzung darbietet, ist kein Gegenstand theologischer Forschung. Bei solcher Beschränkung kann bei Ritschl ebensowenig als bei Schweizer viel von Christo gelehrt werden. Die Kindheitsgeschichte verfällt der Kritik; die Präexistenz wird bestritten; eine Menschwerdung kann es nicht geben; Christus ist, weil „ein Theil der Welt", wie jedes andere Menschenleben; er ist bloßer Mensch, wenn auch sündlos. Durch Verkündigung der Liebe Gottes macht er der Menschheit Muth, in Verbindung mit Gott zu treten. Sein Beruf war, eine Vereinigung von Menschen zur Ueberwindung und Beherrschung der Welt zur Freiheit und zur Gemeinschaft der Liebe unter einander zu gründen. Daher wird, ungeachtet Christus Haupt, HErr und König des Reiches Gottes genannt wird, doch seine Wirksamkeit lediglich auf sein Vorbild beschränkt; eine persönliche Wirksamkeit kann er nicht ausüben, ebenso wenig wie von seiner persönlichen Wiederkunft und seinem persönlichen Weltrichten die Rede sein kann. Es kann also weder von der Wiedergeburt, noch von einer realen Gemeinschaft der Christen mit Christo noch von der Gebetserhörung seitens Christi gelehrt werden; denn Christus kann nicht einwirken; ihm kommen nur ethische Prädicate, keine übernatürlichen zu, und der Geist Christi ist nur Bezeichnung für die Impulse der christlichen Gemeinschaft. Die Christen haben nur eine Erinnerung an Christus!

Es ist klar, diese ganze Christologie erhebt sich nicht über den alten Kant'schen Rationalismus, von dem Schweizer mit Recht sagt, daß er dem Deismus gleicht; wie dieser keines lebendigen Gottes bedarf, so ist auch Christus für jene überflüssig. Sie theilt mit Schleiermacher die (von ihm unerwiesene) Behauptung der Sündlosigkeit und Einzigkeit der Person Christi und mit ihm und allen Theologen, welche den Schriftboden verlassen, jene traurige von Strauß gebührend aufgedeckte und bezeichnete Umdeutung aller biblischen und kirchlichen Fragen, meist geradezu in ihr Gegentheil.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vorpostendienst in unserer Synode.

Von P. C. Krafft, Reiseprediger des 7. Distrikts.

Daß der Vorpostendienst besondere Persönlichkeiten erfordert, wird wohl von Manchem anerkannt, aber von Vielen auch nicht, und so möchte es nicht vergeblich sein, wenn auch in diesen Blättern einmal darüber gesprochen wird. Um dem zu besprechenden Gegenstande ganz gerecht zu werden, wäre es vielleicht nöthig über die Arbeit, die die Vorposten zu leisten haben, zuerst zu reden, da sie Vielen unbekannt ist; das Nöthigste wird jedoch seines Ortes eingeschaltet werden; außerdem erschien im Friedensboten Nro. 12 und 13 im Laufe des letzten Jahres ein Aufsatz über die Hindernisse in der Missionsarbeit und es wäre gut, wenn jeder Leser dieser Zeilen sich zuerst das dort Gesagte in's Gedächtniß zurückrufen würde. Die Arbeit, welche unsere Vorposten zu leisten haben, ist schwerer als sich Viele denken, und Mancher, der sich die Sache sehr idyllisch und romantisch ansieht, würde von diesen Phantasien gründlich kurirt werden, wenn er für einige Jahre diese Art Arbeit übernähme; sein sprudelndes Geistesfeuer würde bald erlöschen und einem ruhigen, gleichmäßigen Denken Platz machen. Die wettergebräunten Angesichter, die schwieligen Hände sind uns ein beredtes Zeugniß dafür, daß die Brüder, die an der Grenze stehen, harte schwere Arbeit haben, geistig und körperlich, daß sie viel Demuth und Selbstverleugnung üben müssen; ja ihr Blick sagt uns vielleicht: Ich muß bei aller Geistes- und Körperarbeit noch Mangel leiden am Nöthigsten. Die Pioniere unserer Synode verdienen die herzlichste Theilnahme, Aufmunterung, Unterstützung und Fürbitte, besonders von Seiten derer, deren irdisches Loos ein günstigeres ist.

Fragen wir nun: Was für Leute brauchen wir zu diesem Grenzdienst, und was für eine Bildung haben sie vor allem nöthig?

Zuerst sei es die theologische Bildung, von der wir reden, da wir ja unsere Pioniere als Verkündiger des göttlichen Wortes, und nicht zunächst als Erbauer von Kirchen und Pfarrhäusern aussenden. Es ist absichtlich nicht gesagt: Theologische Ausbildung; denn der Begriff Ausbildung ist sehr dehnbar. Früher, als die Zöglinge drei, dann vier Jahre im Seminar waren, sandte man sie mit dem Bewußtsein aus: Sie haben die nöthige Ausbildung. Später fand man, daß das Erreichte zu wenig und die Zeit zu kurz sei; eine Disciplin nach der andern wurde angefügt, bis jetzt sieben Jahre zur genügenden Ausbildung erforderlich sind; mit der Zeit erleben wir es vielleicht, daß ein Decennium für nöthig dazu erachtet wird. Ja freilich, im Grunde genommen, wird keiner in diesem Leben vollständig theologisch ausgebildet, erst dann ist er es, wenn er schauen darf. Daher fragen wir nicht nach der Ausbildung, sondern danach, welche Bildung für den Grenzdienst nöthig sei, und das findet seine Beantwortung in der Arbeit, die in diesem Dienste geleistet werden muß, und die erfordert vor allen Dingen, daß man das Wort zu handhaben versteht. Dies schließt in sich für's Erste Kenntniß der Schrift, für's Andere Begabung sie auszulegen. Biblische Kritik, Exegese

nach dem Urtext, biblische Theologie, Archäologie und Aehnliches sind sicher interessante und wichtige Wissenschaften, gehen aber auch gewiß über das Maß derjenigen theologischen Bildung hinaus, die nöthig ist, um die zerstreuten Deutschen auf den Prairien von Nebraska oder Kansas oder in den Wäldern Minnesotas und Wisconsins, oder unter den brennenden Sonnenstrahlen von Texas zu Christo zu führen. Ein Prediger in alten Gemeinden, die schon in christlicher Erkenntniß gefördert sind, kann gewiß je und dann Gebrauch von den Ergebnissen der einen oder andern dieser obengenannten Wissenschaften machen. Auf den Vorposten gilt es erst, vielen Seelen wieder das ABC des Christenthums in's Herz zu prägen. Frägt man, welche Fächer solche Pionierkandidaten treiben sollten, so sollte man doch glauben, daß folgende genügen würden: Kirchen- und Weltgeschichte, Dogmatik, der gründliche Katechismuserklärung voranzugehen hätte, Bibelerklärung, Homiletik, Katechetik und Predigtübung. Die letzten vier Fächer können gar nicht zu viel gepflegt werden. In einem Zeitraum von zwei Jahren könnte man damit fertig sein. Verstanden, es ist die Rede von Pionieren, die ausgebildet werden sollen. Freilich bliebe da keine Zeit übrig, um etwa in der Kirchengeschichte inne zu halten und um sechs oder mehr Stunden zu verwenden, um Anselms cur deus homo zu studiren, oder in der Bibelerklärung nachzuforschen, ob Ev. Joh. 8, 1—11 ächt sei oder nicht. Die alten Sprachen sollten von solchen Pionierkandidaten nicht gelernt werden, da sie im Verhältniß zu ihrem Nutzen zu viel Zeit und Kraft in Anspruch nehmen würden; wer sie kennt, ist froh darüber, wer sie nicht kennt, gewiß darum nicht unglücklich.

Unsere Vorposten sollen vor allen Dingen tüchtige Prediger sein, die die Leute zu fesseln und zu packen verstehen, Männer voll Feuer und Leben; Zeugenhelden, die den Eindruck machen, daß sie die Schrift zu meistern verstehen, daß sie Gewalt über ihren Text haben, aber auch der Text über sie. Alte Gemeinden haben gerade hierin mit den Predigern mehr Geduld und bessere Einsicht als die Massen, die der Kirche und Christo erst noch zu gewinnen sind. Eine alte Gemeinde, in der christliches Leben ist, wird bei einem minder begabten Prediger nicht so sehr und nicht so schnell Schaden leiden, als ein Missionsfeld, auf das ein schwach begabter Mann gestellt wird. Nicht der theologische Apparat, den einer mit sich herumträgt, macht ihn erfolgreich, sondern die Kraft des Glaubens und die Gabe des Zeugnisses und die hierzu gehörige Ausbildung.

Noch auf eines wäre aufmerksam zu machen. Für den Missionsdienst ist die Gabe des Gesangs unbedingt nöthig. Wer schon in dieser Arbeit gestanden hat, weiß, was es heißt, die uncultivirten Stimmen zum Gesang heranzuziehen. Wem diese Gabe versagt ist, sollte wenigstens Orgelspielen lernen. Wir kennen manchen Bruder, der sein Latein und Griechisch preisgeben würde, wenn er dafür die Fertigkeit im Orgelspiel eintauschen könnte. Er würde damit seiner Gemeinde mehr nützen.

Schließlich dürfte sich doch wohl ein ähnlicher Plan empfehlen, wie ihn

schon andere Kirchen haben. Für unsere Verhältnisse müßte er jedoch so modificirt sein: Wer die praktische Klasse im Seminar durchmacht, also, wie wir es oben hießen, Kandidat für Vorpostenarbeit ist, hat sich zu verpflichten, so und so viel Jahre in der Missionsarbeit zu stehen, ehe er eine alte Gemeinde annimmt. Wenn nöthig, hat er sich auszuweisen, daß er auch noch während seiner Missionsarbeit fortstudirt. Auf den Conferenzen heißt es wohl: Wir haben eine praktische Klasse im Predigerseminar; aber welche Fächer in ihr getrieben werden, wie viel Studenten sie hat, blieb mir wenigstens, trotz der Nachfrage, ein Geheimniß.

Wohl mag von mancher Seite her bemerkt werden, es gehe nicht, eine praktische Klasse einzurichten, daß Jünglinge besonders nur für den Missionsdienst ausgebildet werden sollen. Es ginge aber doch und zwar ohne die Lehrer zu vermehren und ohne den Lehrern mehr Arbeit aufzubürden. Andere Kirchen haben auch solche Abtheilungen. Wer aber glaubt, es sei nicht nöthig, der komme in den Westen und er wird eines Bessern belehrt werden. Soviel über die theologische Bildung.

Für's Andere bedürfen wir für die Missionsarbeit Leute mit praktischer Begabung, die sich im äußern Leben und Lebensverhältnissen überall zu helfen wissen. Ein erfahrener Bruder schrieb mir neulich: „Für den Grenzdienst ist's gut, wenn man praktische Leute hat. Gut ist's, wenn sie recht viel gelernt haben, aber besser ist's, wenn sie praktisch sind. Das Latein und Griechisch nützt ihnen nicht so viel, als wenn sie wissen, wie einer seinen Garten bebaut. Eben so wenig wie ein lateinischer Bauer an der Grenze gut thut, eben so wenig einer, der nicht weiß, wie man mit Hammer und Nagel umzugehen hat." Er hat Recht. Müssen ja doch meistens die Pioniere bei allem Hand mit anlegen und vorangehen, wenn ein Gemeindewesen zu Stande kommen soll; es ist in diesem Stück bei uns an den Grenzen nicht viel besser als in der Heidenwelt. Es kommen im Laufe eines Jahres Tausende von Fällen vor, wo einer hier trostlos und verlassen wäre, wenn er nicht verstünde sich selbst zu helfen, selbst mit der Hand zu arbeiten und vielleicht noch dazu recht schwere Arbeit zu verrichten. Es gibt Brüder, die haben wochenlang vorangehen müssen mit Steine brechen, Hobeln und Schreinern u. s. w. und hätten sie es nicht gethan, vielleicht unter ihrer Würde gehalten oder nicht gekonnt, so stände heute weder Kirchlein noch Pfarrhaus da. Dazu kommen noch die Reisestrapazen, die den meisten Pionieren auferlegt sind und die eine gute Gesundheit erfordern. Sechszehn bis zwanzig Meilen weit über die offene Prairie zu reiten oder zu fahren, mitten im kalten Winter und das vielleicht wöchentlich, erfordert eine eiserne Constitution; dann darf man sich in den meisten Fällen nicht getrösten, nun in einem schönen, warmen Prophetenstüblein (2 Kön. 4, 10) den Schlaf des Gerechten schlafen zu können, sondern oben unterm Dachstuhl erhält man gewöhnlich sein Quartier, wo der Wind ordentlich pfeift, und dann sei nur zufrieden, wenn du überhaupt ein Bett hast und nicht auf dem Fußboden dich ausstrecken mußt! Und im Sommer? Ja, da denkst du, ist es gewiß schön. Ja gewiß, aber nur für den, der eben

eine Constitution hat, die ihm erlaubt, wenn nöthig, unter der glühenden Sonnenhitze von Morgen bis Abend zu reiten oder zu fahren. Praktische, gesunde Leute müssen hinaus zum Grenzdienst, keine „Bücherwürmer," keine körperlichen Schwächlinge.

Nach ihrer Vergangenheit sollten unsere Pioniere Leute von Menschenkenntniß und womöglich von Erfahrung im Amte sein. Ersteres ist eine Gabe von Gott. Man mag viele Menschen kennen und hat doch keine Menschenkenntniß. Auf den Vorposten der Civilisation sammeln sich alle möglichen Geister. Wohl dem Prediger, der auf einem solchen Posten den rechten Scharfblick hat, die Geister für sich im Stillen scheiden zu können! Seine Menschenkenntniß wird ihm bald sagen: Vor diesem hüte dich; jenem darfst du wohl trauen. Wie manche falsche heuchlerische Seele hat schon den Pionier, dem es an Menschenkenntniß mangelte, zu ihrem Werkzeug mißbraucht und das Zustandekommen einer Gemeinde gleißnerisch verhindert. Selbständig im Charakter; selbständig im Handeln. — Dazu kommt noch das andere: Erfahrung im Amte. Beides weist darauf hin, daß für den Vorpostendienst keine zu jungen Leute verwendet werden sollten; es heißt so oft: „Das ist gerade Arbeit für die Jungen;" und mir däucht, es ist gerade Arbeit für die Aelteren. Man nimmt auch keine Rekruten, um Rekruten einzuexerciren, sondern solche, die längere Zeit gedient haben. Ein älterer Bruder, der z. B. fünf Jahre oder mehr schon in einer geordneten Gemeinde gestanden hat, wird den Vorpostendienst viel besser verstehen können, als ein eben erst in's Amt Entlassener; die Vorbereitung für die Predigt wird ihm leichter sein; er hat Erfahrung in dem so wichtigen Zweig der Seelsorge; von der Einrichtung eines Kirchenwesens wird er mehr verstehen; den Angriffen denominationeller Geister, die im Westen recht zahlreich herumschwärmen, wird er besser zu begegnen wissen, und, was nicht am geringsten zu schätzen ist, er wird im Stande sein, die Einsamkeit besser zu ertragen. Es ist für einen Bruder keine Kleinigkeit, ganz allein unter neuen Leuten, neuen Verhältnissen zu leben, geschieden nahezu von jeglichem Verkehr mit andern Brüdern.

Mancher hat keine Ahnung davon, wie schwer es ist, so allein ohne einen Amtsnachbar auf seinem Posten zu stehen. Kein Wunder, wenn man vernimmt, daß je und dann ein Bruder von Heimweh überwältigt wird und Zuflucht sucht in östlichen Staaten. Beurtheilen wir einen solchen nicht zu hart. Solche, die schon Erfahrung im Amt haben, werden auch schon mehr von der köstlichen Geduld gelernt haben, sie wissen es besser zu durchleben, daß in einer neuen Gemeinde eben alles „nach und nach" kommt, daß die Leute erst „gezogen und erzogen werden müssen." Sagte doch einmal der selige Professor Irion auf einer Conferenz, daß man nicht die eben aus dem Seminar entlassenen, sondern die älteren (nicht die alten) Brüder auf die Missionsposten stellen solle, und er hat Recht.

Dazu kommt noch eins. Meistens werden die Vorposten mit „ledigen, jungen Brüdern" besetzt. Jeder Conferenzbeschluß, der sagt: die und die Gemeinde soll mit einem „jungen, ledigen Bruder" besetzt werden, klingt mir

fatalistisch; ich sehe schon das Damoklesschwert der irdischen Noth über dem Haupte des Betreffenden schweben. Gerade auf den Vorposten bei der schweren Geistes- und Körperarbeit, die die Brüder zu leisten haben, haben sie eine „Gehülfin" nöthig, bedürfen eines geordneten Familienlebens. Ein tüchtiger Bruder lebte monatelang in seiner Hütte, indem er Morgens und Abends Brod und Wasser oder Milch genoß, und Mittags meilenweit zu seinem Kosthaus hatte; kein Herz, das mit ihm liebte, arbeitete, litt; dabei kaum genügend Einkommen für sich; schließlich zieht er sich zurück von seinem Posten. Wer will es ihm verdenken?

Also nicht ledige, sondern verheirathete Männer sollten auf den Vorposten stehen. Schenken doch die Leute, unter denen missionirt werden soll, einem verheiratheten Manne mehr Vertrauen, weil sie wissen, er bleibt bei uns, während sie von einem Unverheiratheten gerne denken, er ist immer flügge, er hat ja nur seinen Koffer zu packen.

Um aber verheiratheten Brüdern es zu ermöglichen, daß sie sorgenfrei ihres schweren Amtes mit Freudigkeit warten können, dafür sollte die ganze Synode sorgen, und sie kann es, wenn nur die Gaben gerecht vertheilt werden, wenn nicht zwei Drittel oder drei Viertel hinausgeschickt werden für Missionare in der Heidenwelt. Unsere Pioniere sind nichts anderes denn Missionare und sie verdienen unsere erste Unterstützung. Mancher Bruder, der ein jährliches Einkommen von $700—800 hat, nebst schöner Wohnung, würde sich wundern, wenn er sähe, wie manch er unserer Vorposten zu kämpfen hat, daß er ehrlich durchkommt von Jahr zu Jahr; wie er sich in ein bescheidenes Hüttchen fügen muß, das gegen des Winters Kälte nicht genügend Schutz gibt. Kein Wunder, wenn so Mancher seinem Felde den Rücken kehrt; aber auch kein Wunder, wenn so selten ein verheiratheter tüchtiger Mann für den Vorpostendienst zu gewinnen ist.

Wollen wir Fortschritte machen, tüchtige Männer anstellen, die mit Freudigkeit ihres Amtes warten, so müssen sie so gestellt sein, daß Keiner eine Berufung an einen Vorposten deßhalb abzulehnen braucht, weil er fürchten müßte, mit seiner Familie Noth leiden zu müssen. Unsere Synode ist stark genug es zu thun, wenn nur jeder Pastor ernstlich das Seine dazu thut, daß unsere Kasse für innere Mission immer gefüllt ist und daß sich unsere Kräfte nicht zersplittern. Die begabten, praktischen Männer werden sich dann wohl auch schon finden.

Ein Wort der Liebe an alle Synodalen zur Beherzigung.

Eingesandt von P. J. C. Seybold.

Wir bekennen: „Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen." Diese Heiligen sind alle die, welchen der heil. Geist nach der in unserem Katechismus angegebenen Heilsordnung (Frage 91) die Erlösung zugeeignet und die nach Frage 96 als Gerechtfertigte, als Kinder Gottes in der fortwährenden Heiligung des heil. Geistes stehen (Frage 101). Diese sind nach Frage 102 die

Eine, heilige, allgemeine, christliche Kirche und haben Gemeinschaft unter einander (Frage 108). Diese Gemeinschaft wird so erklärt: Sie hangen in der Liebe zusammen (wie die Glieder eines Leibes durch die Sehnen, Eph. 4, 15. 16) und thun einander Handreichung zum völligen Wachsthum in der Heiligung. Daß diese Handreichung nicht nur auf letztgenanntes zu beziehen ist, ist uns selbstverständlich, kennen wir doch unsern Nächsten nach dem Gleichniß von dem barmherzigen Samariter; noch selbstverständlicher sollte uns diese Wahrheit sein in Beziehung auf die im Glauben an den Heiland und in der Liebe zu Ihm mit uns Verbundenen; würde uns diesen gegenüber die thätige Liebe, die aus dem rechten Glauben kommt, mangeln, würden wir es ja selbst in Zweifel stellen, ob wir zu der Einen, heiligen, allgemeinen, christlichen Kirche, nach Erklärung unsers Katechismus, gehörten, würden dem Urtheil des Apostels Jakobus verfallen, der in Kap. 2, 14—17 sagt, daß wo die thätige Liebe fehle, auch kein Glaube sei. Ebenso dem Urtheil des Apostels Johannes, der I. 3, 16—18 sagt, daß wir aus Liebe auch das Leben für die Brüder lassen sollen, wie der Herr Jesus für uns; wenn wir aber mit unsern irdischen Gütern nicht einmal dem Mangel des Bruders abhelfen wollen, offenbar keine Liebe haben, und der, weil es jederzeit leider solche gegeben, die aber trotzdem Christen sein wollten, die Ermahnung beifügt: „Lasset uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit.“ Lieben Brüder, gehören wir zu diesen, die also thun? Der Apostel Paulus sagt 2 Kor. 13, 5: „Prüfet euch selbst, ob ihr im Glauben stehet, **bewähret** euch selbst!“ — Ein Bruder, der immer gern das Beste hofft und auch glaubt, daß sich unsere Synodalen als Brüder im Glauben und in der Liebe stehend wirklich bewähren werden, wenn die Noth des Bruders oder der Schwester an sie herantrete, hat mir neulich in Betreff der Brüdervereinssache geschrieben, daß wenn es auch zu einem Zusammenbruch des Vereins kommen würde, was er jedoch noch nicht glaube, der Schaden doch so ganz groß nicht wäre; die Bedürftigen, welche sich an die Synode wenden, würden gewiß auch ohne Verein hinreichend versorgt werden. Ich weiß nicht, ob andere Brüder auch so denken; ich habe, offen gestanden, meine Bedenken. Jedenfalls ging die Synode schon vor 26 Jahren von dem Grundsatz aus, daß unsere Liebesthätigkeit in dieser Beziehung geordnet werden müsse, damit die bedürftigen Wittwen nicht jedes Jahr auf's neue unsere Liebe ansprechen müßten, wie es bei einer Wittwe wenigstens schon seit circa 28 Jahren der Fall ist und deren Unterstützung auch meist immer dürftig ausfiel; es sollte vielmehr unsern Wittwen ein für alle mal ein gewisses Liebesrecht auf brüderliche Unterstützung gegeben werden. — So entstand die Wittwenkasse im Jahre 1857. Weil aber diese von Vielen als unzulänglich erachtet wurde, folgte im Jahre 1870 der $20-Verein; auf diesen folgte der $5-Verein, und aus diesem ging unser jetziger Brüderverein hervor. Die Gründe der mehrmaligen Wandlung des im Jahre 1870 gegründeten Vereins sind bekannt. Neben der Unmöglichkeit von Seiten der Glieder des Vereins, den alljährlich sich steigernden Anforderungen genügen zu

können, durfte besonders hervorgehoben werden eine gewisse Ungerechtigkeit (wider Willen), die darin bestand, daß Alle, arm wie reich, gleiche Lasten zu tragen hatten bei — freilich auch gleichen Gerechtsamen. An letzterem eben kam die Ungerechtigkeit den Mitgliedern zum Bewußtsein, was daher folgerichtig den Zusammenbruch des Vereins in seinen beiden ersten Gestalten herbeiführte. Auch unser jetziger Brüderverein leidet an denselben Mängeln, wie eben nach und nach offenbar geworden, weil fühlbar zur Unerträglichkeit, geht deßwegen auch demselben Schicksal mit Nothwendigkeit entgegen. Ist auch selbstverständlich! Bei Christen soll Alles Wahrheit sein. Eine Liebessache soll wirklich Sache der Liebe und nur der Liebe sein und nicht blos so heißen. Ist es aber Geschäft, so soll's auch Geschäft heißen. Als Geschäftssache können wir aber unsre Unterstützungsangelegenheit unmöglich betreiben, weitaus den Meisten fehlen die Mittel dazu, wie das neulich im Friedensboten nachgewiesen wurde. Wie soll aber geholfen werden? Die Unterstützungssumme verringern? Das wollen — vielleicht — Viele, auch bei unsrer ersten Wittwenkasse. Das würde die Schäden in der Organisation beider Unterstützungsanstalten nicht heben und würde überdies Aehnlichkeit haben mit dem Beschluß einer Gemeinde, den Gehalt des Predigers zu verringern, weil die Ernte etwas geringer ausgefallen, als erwartet. Wem gefiele dies? Ich erlaube mir einen Vorschlag zu machen und der ernsten Erwägung der Brüder anheimzustellen; einen Vorschlag, den ich, offen gesagt, für den gerechtesten, billigsten und der Liebe entsprechendsten, weil am ausführbarsten auch für den Aermsten, halte: Man ordne die Beiträge dem Einkommen entsprechend. — Dabei übt der Bruder, der einen hohen Gehalt hat, thätige Liebe an seinem Mitbruder, der einen geringen, kaum zum Leben ausreichenden Gehalt hat. Wir würden auch künftighin nur nach Bedürfniß unterstützen, nicht alle gleich. Das wäre wieder praktische Liebe von Seiten der Wittwen und gerechte Liebe von Seiten der Brüder.

Würde z. B. die Synode, wie es die Liebe erfordert, die Brüdervereinssache zur ihrigen machen, die bisherige Unterstützungssumme beibehalten, so würde nach oben vorgeschlagener Einrichtung die Beitragssumme des einzelnen Bruders sich auf etwa 1½ Proc. seines Gehalts belaufen. Würde die Synode die Unterstützungssumme für jede Wittwe, die es bedürftig ist, auf $300 als Maximum festsetzen, so würde die Unterstützung aller unsrer Wittwen, die wir bis jetzt haben, etwa 5 Proc. unsres Gehalts erfordern. Bei dieser Rechnung ist der Gehalt aller Synodalen zusammen auf ca. $200,000 veranschlagt.

Unsre Bedürfnisse erreichen aber noch lange nicht die angegebene Höhe, weil und so lange unsre erste Wittwenkasse besteht; mit den Wittwen, die aus dieser Kasse unterstützt werden, hätten wir erst dann zu rechnen, wenn die Wittwenkasse aufgehoben und ihr Vermögen zu synodalen Zwecken, etwa zum Bau des neuen Predigerseminars, verwendet würde, wohin der Vorschlag eines Bruders geht, „wodurch wir zugleich der hohen Steuerlast für dieses

Kapital überhoben würden?" So zweifelhaft die Annahme dieses Vorschlags ist, hätte ich für meine Person doch nichts dagegen einzuwenden, wenn obiger Vorschlag von der Synode angenommen und die Unterstützungssache zur Synodalsache gemacht würde, wie es billig wäre, daß es nur einmal zu etwas Rechtem und Ganzem in dieser Beziehung unter uns käme.

Liebe Synode, raffe dich auf und bewähre deinen Glauben und deine Liebe!

Zur Wittwenversorgungsfrage.

Thesen, eingesandt von Pastor C. Dobschall.

1. Es ist auch eine Aufgabe*) unsrer Synode, das Band brüderlicher Gemeinschaft ihrer Glieder und Angehörigen durch die Pflege ihrer materiellen Interessen fester zu schlingen.

2. Dieser Pflicht entspricht das synodale Recht, †) ihre Glieder zum Eintritt in solche Anstalten anzuhalten, durch welche diese Interessen, insbesondere die angemessene Versorgung ihrer Invaliden, ihrer Wittwen und Waisen absolut sicher gestellt werden, so weit menschliche Rechnung und Vorsicht dies vermag.

3. Die innerhalb der Synode bis jetzt verwalteten, derartigen Kassen genügen weder dem vorhandenen Versicherungs-Bedürfnisse, noch bieten sie in ihrer Organisation hinreichende Bürgschaft, daß dieselben die übernommenen Verpflichtungen künftighin erfüllen können.

4. Der augenscheinliche Beweis, daß diese Kassen technisch unrichtig construirt sind, liegt in folgender Thatsache: Ein 60jähriges, treues Mitglied des Brüder-Vereins, das fünf Jahre lang die Beiträge zur Kasse pünktlich gezahlt hat, muß doch ein bestimmtes, ziffernmäßiges Anrecht an die Kasse vor demjenigen 60jährigen, nun erst den Eintritt Begehrenden und Erlangenden voraus haben. Solchem Guthaben gegenüber müßte die Kasse irgend welche Mittel, sei es baar, sei es zinsbar angelegt, bereit haben. Solche Mittel besitzt aber der Brüder-Verein nicht; er kann mit absoluter Sicherheit nur auf die weiteren Zahlungen desselben treuen Mit-

*) Die Aufgabe unserer Synode ist nur eine, wie sie in §. 3, Zeile 3 der Synodalstatuten bezeichnet wird, nämlich Begründung und Verbreitung der evangelischen Kirche unter der deutschen Bevölkerung von Nord-Amerika. Die materiellen Interessen der Angehörigen der Synode kommen hierbei nur soweit in Betracht, als sie diesem Zwecke dienstbar sind und dienstbar gemacht werden können. Daß eine richtig organisirte Unterstützung der Predigerwittwen und Waisen dieser Aufgabe mit dient, ist unleugbar, aber sie ist nicht eine Aufgabe neben der in §. 3 definirten, sondern derselben immer untergeordnet. D. R.

†) Dieses Recht der Synode wird eben immer noch von Vielen bestritten, da es ja auch wirklich kein unbedingtes Recht ist. Die Synodalverfassung enthält keine ausdrückliche Bestimmung hierüber, und in dem weiten Felde allgemeiner Grundsätze, sowie unter den mannigfachen Gestalten einzelner Erfahrungen läßt sich Vieles dafür und dagegen finden. D. R.

gliedes rechnen. Die Aufnahme junger Mitglieder ist unsicher, diejenige bejahrter beschleunigt den unausbleiblichen Zusammenbruch des Ganzen in erschreckendem Maße.

5. Vielmehr müssen dergleichen Kassen so organisirt sein, daß dieselben leistungsfähig bleiben, wenn zu der einmal begründeten Anstalt späterhin auch nicht ein einziges weiteres Mitglied hinzutritt.

6. Auch die außerhalb der Synode zum Eintritte einladenden Sterbekassen und Lebensversicherungs-Anstalten z. B. Northwestern Mutual Life Insurance Company, die ihren Sitz in Milwaukee, Wis., hat, deren Statuten, Bilancen und Prospekte dem Verfasser vorliegen und die technisch richtige Verwaltung derselben beweisen, sind für unsere synodalen Bedürfnisse nicht brauchbar, und zwar aus folgenden Gründen, von denen jeder einzelne die Ablehnung einer derartigen Versicherungsnahme bedingt:

a. Keine außerhalb der Synode stehende Gesellschaft kann auf die in These 16 vorgesehene Verschmelzung der vier gedachten Kassen unter den für die bisherigen Mitglieder so günstigen Bedingungen eingehen, da sie Opfer erfordert, die eben nur ein Wohlthätigkeits-Institut, wie der in These 10 geschilderte Gotteskasten, bringen kann. Die Uebernahme der Pflegebefohlenen und die Sicherstellung aller Mitglieder der besagten vier Kassen ist aber die allererste Forderung, *) welche an die neue Einrichtung zu stellen ist.

b. Die Versicherungs-Formen der Privat-Anstalten sind zu wenig elastisch d. h. sie lassen sich nicht ohne Verlust des Guthabens in andere Formen transformiren. Es ist z. B. nicht mehr als billig, daß ein 65jähriges Mitglied, das in diesem Alter die Ehefrau verliert und keine zu versorgenden Kinder hat, sein Guthaben in Gestalt einer Alters-Rente selbst aufzehrt. †)

c. Wenn auch in Amerika die Lebens-Vers.-Anstalten fast ausschließlich auf Gegenseitigkeit beruhen, also ihre Ueberschüsse in Gestalt von Dividenden den Versicherten wieder zufließen lassen, so bedingt doch die Erlangung eines stetigen Zuflusses von neuen Mitgliedern, die überaus glänzenden Gehälter von Präsidenten, Direktoren, Vereins- und Agentur-Aerzten, Advokaten einen überaus großen Verwaltungs-Aufwand, der seine Deckung darin findet, daß die gedachten Anstalten einen Zuschlag von bis zu 40 Procent der mathematisch zu fixirenden Netto-Prämie erheben.

---

*) Das ist eben die Frage, ob die Synode als solche für die Folgen der Fehler, die in der Organisation dieser Kassen gemacht worden sind, oder gemacht worden sein sollen, haftbar ist oder gemacht werden kann. Außerdem ist diese Forderung nicht blos fraglich, sondern in Beziehung auf die erste und vierte dieser Kassen statutengemäß unmöglich. D. R.

†) Diese Elasticität wäre gleichbedeutend mit einer Schwächung der Sicherheit, oder, wenn sie das nicht sein sollte, mit einer Erhöhung der Einzahlungen aller einzelnen Mitglieder, und wäre neben der Invalidenkasse überflüssig, und durch die Bestimmung von These 13, a unnöthig. D. R.

7. Die Beiträge werden demzufolge die möglichst niedrigen nur in einer eigenen Anstalt sein. Agentur-Provisionen, Besoldung von Aerzten und Advokaten fallen weg. Der obligatorische Eintritt jedes Synodalen, sowie die bereits vorhandene Gliederung unsrer General-Synode in Distrikte, Pastoral-Conferenzen und Synodal-Gemeinden erleichtert den geschäftlichen Verkehr; der obligatorische Beitritt macht die ärztliche Untersuchung des Versicherungs-Candidaten unnöthig, und wenn in den betr. Versicherungs-Scheinen ausdrücklich nach der apostolischen Vorschrift 1 Cor. 6, 1 stipulirt wird, daß streitige Ansprüche aus den Policen zwischen Gesellschaft und Versicherten mit Ausschluß aller weltlichen Gerichtsbarkeit durch synodale Schieds-Gerichte endgiltig entschieden werden,*) so sind auch alle Gerichtskosten zu ersparen. Es werden die Verwaltungskosten kaum größer sein, als sie statutarisch der deutsche evang. Wittwen- und Waisen-Unterstützungs-Verein (These 16) mit 5 Procent fixirt, indem er neben jedem sog. Sterbethaler 5 Cents an Verwaltungs-Ausgaben erhebt. Es wird also die mathematische Netto-Prämie mit einem Zuschlage von 5 Procent zur Erhebung kommen. — Ueberdies stehen der General-Synode in den Zöglingen des Prediger-Seminars eine große Anzahl intelligenter Büreaukräfte auf einem Punkte zu Gebote, die recht wohl in einer wöchentlichen Freistunde im Dienste der Anstalt thätig sein können. Dazu werden durch solche Dienstleistungen zukünftige, brauchbare Beamte für die Synodal-Versicherungs-Anstalt erzogen.

8. Die Synode hat daher eine eigene, zweiseitig gegliederte Anstalt zu begründen, die einestheils reine Versicherungs-Anstalt, andrerseits Wohlthätigkeits-Institut ist.

9. Die Versicherungs-Abtheilung ist nach den Grundsätzen der Leb.-Vers.-Wissenschaft zu organisiren, die Jahres-Beiträge für jedes Lebens-Alter besonders zu berechnen und dabei nach dem Grundsatze zu verfahren: „Die Zahlungen des einzelnen Mitgliedes an die Anstalt d. h. der anfängliche, erste Jahresbeitrag nebst der Summe aller künftigen Beiträge desselben Mitgliedes, deren Werth auf die Eintrittszeit zu discontiren ist, müssen vollständig gleich sein den Leistungen der Anstalt, die ihrem Werthe nach ebenfalls auf die Beitrittszeit des betreffenden Mitgliedes zu discontiren sind." In dieser Gleichung sind drei Größen ziffernmäßig bekannt: 1. die Anzahl der von dem eintretenden Mitgliede zu entrichtenden Jahresbeiträge aus den Sterblichkeitstabellen; 2. der Zinsfuß, nach welchem das Disconto zu berechnen ist, aus den Statuten und 3. die von der Anstalt verlangten Leistungen. Hieraus ist die Höhe des Jahres-

*) Der Ausschluß aller weltlichen Gerichtsbarkeit ist nur dann und nur so lange möglich, als Jeder sich dem synodalen Schiedsgericht freiwillig unterwirft. Sobald die weltliche Gerichtsbarkeit angerufen wird, ist sie da, und da die Statuten nicht über, sondern unter den Gesetzen stehen, so kann sie auch durch keine Statuten ausgeschlossen werden. D. R.

beitrages, der sog. Prämie zu berechnen, ohne daß dazu die Kenntniß der höheren Mathematik nöthig wäre.*)

10. Mit der Versicherungs-Abtheilung ist ein Wohlthätigkeits-Institut organisch zu verbinden, das den Namen Gotteskasten, Marci 12, 41, alin. 1 führen möge. Derselbe sei das Organ, das neben den obligatorischen Leistungen der Versicherten: Liebesgaben, Sammlung von allerlei Brocken (Joh. 6, 12), Beisteuern und Collekten der Synodal-Gemeinden, letztwillige Zuwendung von Wohlthätern u. s. w. aufnimmt, und diesen Mammon in das Wahrhaftige umsetzt, assimilirt. Luc. 16, 11.

11. Bis zur Grenze der Möglichkeit, die statutarisch festzustellen ist, hat jeder Versicherte die Beiträge für Wittwen- und Invaliden-Versicherung aus eigenen Mitteln (1 Tim. 5, 16) zu bestreiten. Wo diese Mög-

*) Dieser Berechnungsmodus wäre allerdings ganz richtig und diese Berechnungsdaten genügend, wenn nicht eine Wittwenkasse, sondern eine Lebensversicherungsgesellschaft organisirt werden sollte, die an jedes Mitglied eine vorher stipulirte Summe auszuzahlen hätte. In diesem Fall wären die von der Anstalt verlangten Leistungen unmittelbar ziffernmäßig bekannt. Das sind sie aber nicht, sondern sie sind, da die Unterstützung einer jeden Wittwe eine Leibrente ist, selbst wieder Gegenstand der Berechnung; und zwar ist die Feststellung des auf ein jedes Glied entfallenden Antheils an fällig werdenden Unterstützungen gerade der allerschwierigste Theil der Berechnung. Es wird nämlich im Allgemeinen um so größere Anforderungen an die Kasse bedingen, je größer die Altersdifferenz der die Beiträge bezahlenden und der die Unterstützung beziehenden Person ist, oder mit andern Worten, je jünger die Frau im Verhältniß zum Manne ist. Eben so wenig kann das Verhältniß der Höhe der Jahresbeiträge blos auf Grund von Sterblichkeits-Tabellen festgestellt werden. Denn je jünger das betreffende Mitglied bei seinem Eintritt ist, desto größer wird auch im Falle seines frühzeitigen Todes die Summe der an die Wittwe zu zahlenden Jahresgehalte sein; je älter das betreffende Glied ist, desto geringer wird zwar die Zahl der zu erwartenden Beiträge sein, aber ebenso wird auch (vorausgesetzt, daß das Alter der Frau zu dem des Mannes in einem normalen Verhältniß steht,) die Summe der auszuzahlenden Unterstützung geringer sein. Der erste Fall repräsentirt einen hohen Werth mit geringem Risiko, der zweite einen niedern Werth mit hohem Risiko. Stände nun das Risiko genau im umgekehrten Verhältniß des Werthes, so wäre in beiden Fällen die gleiche Einzahlung zu leisten. Es wird aber im Allgemeinen der zweite Fall eine höhere Einzahlung erfordern als der erste.

Will man aber die Berechnung für jede mögliche Combination der verschiedenen Verhältnisse durchführen, so wird sie nicht nur äußerst mühevoll, sondern auch die Sicherheit des Resultates wird durch die Complicirtheit der Rechnung gefährdet; denn je verwickelter die Berechnungen sind, durch die ein Resultat erzielt wird, um so unsicherer wird dasselbe.

Der einfachste und sicherste Weg, sich hier zu helfen, ist der, den man in jeder Technik immer einschlägt, wenn die Complicirtheit einer Berechnung a priori dieselbe unsicher oder unbrauchbar macht: Man ermittelt aus so vielen oder wenigen Beobachtungen, als man eben auf dem betreffenden Gebiete hat, gewisse sichere Werthe, auf Grund deren man weiter arbeitet, und erst dann, wenn es gelungen ist, der Sache eine sichere Grundlage zu geben, auf Grund weiterer Erfahrungen und genauer theoretischer Untersuchungen, an der Lösung der Aufgabe arbeitet, wie sich die Sache ohne Gefährdung ihrer Sicherheit möglichst vortheilhaft gestalten lasse. Die hierzu brauchbaren Beobachtungen liegen aber gerade auf dem Gebiete unserer Synodalstatistik, sowie in den Resultaten und Angaben der Wittwenkasse und des Brüdervereins. D. R.

lichkeit aufhört, tritt der Gotteskasten ein, der nicht leer werden wird, sobald die Synode das „Gebot" auf Grund von 1 Tim. 6, 17—18 ausgehen läßt.

12. Falsch construirte Anstalten, *) (das sind fast ausschließlich solche, die einen immerwährenden Zufluß von neuen Mitgliedern voraussetzen,) haben einen fröhlichen Anfang, ein rasches Wachsthum, aber einen plötzlichen Tod. Lucä 8, 6 und 13.

Die Jugendzeit der neu zu begründenden Anstalt wird hart sein; nur mit Hülfe von Mitteln, die außerhalb des Mitgliederkreises ihre Quelle haben, wird sie ihren Verpflichtungen anfänglich nachkommen können. Doch sobald diese Anfangszeit überwunden ist d. h. sobald die Anstalt ausschließlich aus solchen Mitgliedern bestehen wird, die auf Grund von These 15, a eingetreten sind, wird die Erreichung der in These 2 vorgezeichneten Ziele ohne Hülfe des Gotteskastens möglich und außerordentlich leicht.

Trotzdem soll die Wirksamkeit des Gotteskastens auch dann nicht aufhören, da mit dem Wachsthum der Anstalt auch die Ziele derselben wachsen werden. Marci 14, 7.

13. Als nächste Ziele der Anstalt sind zu bezeichnen, und mit Hülfe des Gotteskastens sofort erreichbar:

a. Als Invalide ist ohne Beibringung weiterer Beweise jeder Synodale anzusehen, der das 65. Lebensjahr vollendet hat. Bei minderbejahrten Geistlichen ist die Emeritirung von besonderem Antrage abhängig, dem der Nachweis beigegeben sein muß, daß körperliche oder geistige Schwachheit die Weiterführung des Amtes verhindert.

b. So lange die Hülfe des Gotteskastens in Anspruch genommen wird, setzt sich die Höhe des Ruhe-Gehaltes zusammen 1. aus der Forderung, die der Invalide aus seiner Versicherung an die Anstalt hat und 2. aus dem Zuschusse, den der Gotteskasten event. nach Maßgabe der Bedürftigkeit zu geben hat.

c. In derselben Weise werden die Wittwen- und Waisen-Pensionen aus den Forderungen der Hinterbliebenen und event. aus den Zuschüssen des Gotteskastens gebildet.

---

*) Die Voraussetzung eines fortwährenden Zuflusses von neuen Mitgliedern ist nur dann ein Constructionsfehler, wenn dieser Zufluß nicht ein gesicherter, sondern ein zufälliger ist. Wird aber der Beitritt zu einer synodalen Wittwenkasse obligatorisch gemacht (These 7), so ergibt sich ein Zufluß von neuen Mitgliedern ganz von selbst und dieser darf nicht blos, sondern er muß mit in Rechnung genommen werden, wenn derselbe richtig sein soll. Ein solcher stetiger Zufluß ermäßigt aber keineswegs die Einzahlungen der einzelnen Glieder, sondern nur den Betrag des nöthigen Reservekapitals, ohne es indeß entbehrlich zu machen. Der Hauptfehler in der Construction derartiger Anstalten ist meist der, daß man versucht, Kassen zu construiren, aus denen mehr herausgenommen werden soll, als einbezahlt wird. Gerade deßwegen aber, weil die Summe des Werthes der Einzahlungen immer gleich der Summe des Werthes der Auszahlungen sein muß, wird die Sache nie und nimmer außerordentlich leicht werden; und man wird zufrieden sein müssen, wenn man es so weit bringt, daß sie nicht außerordentlich schwer wird. D. R.

14. Die gedachte Anstalt ist am 2. Januar 1884 zu eröffnen und hat den Wohnsitz ihrer Verwaltung zu St. Louis, Mo.

15. Verpflichtet zum Beitritt sind alle evangelischen Pastoren, Professoren, Lehrer und sonstige Bedienstete der Synodal-Anstalten, die nach dem Eröffnungs-Termine in den Synodal-Verband aufgenommen werden. Berechtigt zum Eintritt dieselben Personen, sofern sie der Synode jetzt schon angehören, und vor dem 1. November c. ihren Entschluß kundgeben. Zugelassen auch andere Personen, soweit die speziellen Vorschriften, welche die Statuten hierüber aufstellen, dies gestatten. *)

16. Den nachbenannten, innerhalb der Synode bis jetzt verwalteten vier Kassen:

a. der Invalidenkasse, †)
b. dem Evangelischen Brüder-Verein,
c. der Wittwen- und Waisen-Kasse,
d. dem deutschen evangelischen Wittwen- und Waisen-Unterstützungsverein vom November 1875 mit seinem Sitze in Bonneville, Warrik Co., Ind.,

wird die Befugniß beigelegt sich mit der neuen Anstalt unter nachfolgenden Rechten und Pflichten zu verschmelzen:

I. Die hierfür besonders einzurichtende Liquidations-Kasse übernimmt alle Pflegebefohlenen der gedachten Anstalten und zahlt ihnen auch fernerhin die bis jetzt gewährten Pensionen und Unterstützungen in gleicher Höhe.

II. Die Anstalt verbürgt mit allen ihren Mitteln den Mitgliedern der vier Kassen die ihnen bis jetzt zugesichert gewesenen Benefizien.

III. Dagegen übernimmt die Liquidations-Kasse alle Vermögenstheile der besagten Kassen, sowohl die etwaigen Baarmittel als auch alle ihre Acten und Bücher, und empfängt vom 1. Januar 1884 ab alle Beiträge der Mitglieder, die von nun ab in der Höhe des Jahres 1883 in jährlich gleichbleibenden Beiträgen zu zahlen sind.

IV. Sobald die General-Synode dieses Jahres die Gründung der neuen Anstalt beschlossen und die Verschmelzung der gedachten vier Kassen genehmigt hat, dürfen diese Kassen, sofern sie von der Verschmelzungs-Befugniß Gebrauch machen wollen, keine neuen Mitglieder mehr aufnehmen.

---

*) Zum Beitritt zu einer synodalen Wittwen- und Waisenkasse können nur Synodalglieder verpflichtet, berechtigt oder zugelassen werden. Sobald andere Personen eintreten, ist die Sache nicht mehr Synodalsache, sondern eine Versicherungs- oder Rentenanstalt, die eben vorzugsweise aus Synodalgliedern besteht, aber mit der die Synode nichts zu thun hat. D. R.

†) Die Invalidenkasse ist nicht Eigenthum, sondern steht laut §. 30 der Statuten nur unter der Verwaltung der Generalsynode. Diese hat daher kein Recht, die Invalidenkasse mit irgend einer andern Kasse zu verschmelzen oder ihre Einnahmen und Vermögenstheile der unter These 16, I. erwähnten Liquidationskasse zuzuweisen. D. R.

V. Die liquidirenden vier Kassen erhalten das Recht aus ihren bisherigen Vorständen je ein Mitglied in die einzusetzende Liquidations-Commission, die aus neun Mitgliedern bestehen wird, zu deputiren.

VI. Sobald die Liquidations-Kasse unfähig sein wird, ihren Verpflichtungen mit Hülfe der unter III erwähnten Einnahmen nachzukommen, tritt der Gotteskasten mit seiner Hülfe ein.

17. Zur Gesundheit und dauernden Leistungsfähigkeit der zu begründenden Anstalt sind folgende Maßnahmen unbedingt erforderlich, aber auch vollständig ausreichend:

a. Die Berechnungen der Anstalt (d. h. die Feststellung der Prämien und die alljährliche Feststellung des Guthabens jedes Versicherten) müssen sich auf einen Zinsfuß gründen, der unter allen Umständen zu erzielen ist, und auf keinen Fall 5 Procent überschreiten darf.

b. Die Anstalts-Capitalien sind zu mindestens $\frac{5}{6}$ in pupillarsicheren Grundschuldbriefen (Mortgages) und etwa $\frac{1}{6}$ in leicht liquide zu machenden, guten Werthpapieren anzulegen. Die Stetigkeit der zinstragenden Anlage ist nach der Sicherheit der Anlegung die zweite Hauptbedingung.

c. Bei Zinseszins ist ausschließlich jährlicher Zinsen-Zuwachs zum Capitale anzunehmen.

d. Die Gesundheit der Anstalt ist alljährlich durch Ziehung der Bilance zu prüfen. Zu den Ausgaben des laufenden Jahres gehören aber nicht blos die Auszahlung der laufenden Pensionen und Sterbe-Capitalien, sondern was nicht nachdrücklich genug betont werden kann: Die alljährliche, rechnungsmäßige Ergänzung der Prämien-Reserve d. h. Ausscheidung eines Theils der Prämien, der zwar in der Verwaltung der Anstalt, aber als fremdes Gut bleibt, und niemals von der Anstalt absorbirt werden darf. Diese Prämien-Reserve bildet ein Guthaben des Versicherten, das derselbe nicht blos beim Eintritt der Fälligkeit der Policen, sondern manchmal schon eher beim Policen-Rückkauf zurückfordert.

18. Die weitere vorbereitende Arbeit zur Gründung der Anstalt besteht darin, daß auf Grund dieser Thesen *) ein vollständiger Statuten-Entwurf nebst Beitrags-Tarif und Geschäftsplan ausgearbeitet, durch den Druck vervielfältigt und jedem Synodalen zugefertigt wird. Die Pastoral-Conferenzen haben sich über denselben zu berathen und durch die Distrikts-Synoden Anträge an die General-Synode zu stellen. Dabei sei erwähnt, daß es keineswegs erwünscht ist, wenn die Delegirten zur General-Synode durch ein imperatives Mandat eine bestimmte Weisung erhalten, wie sie zu stimmen haben. Vielmehr dürfen sie in ihren Beschlüssen nur an Wissen und Gewissen gebunden sein.

*) Diese Thesen sind allerdings ein werthvoller Beitrag zur Beleuchtung und Lösung der Frage der Wittwenversorgung; aber sie sind keineswegs so unanfechtbar, so vollständig oder so abschließend, daß auf Grund derselben die Wittwen- und Waisenversorgung der Synodalen sofort organisirt werden könnte. D. R.

*

Die Ergebnisse der Synodalstatistik für die Frage der Wittwenversorgung.

Bei der Behandlung der Frage der Wittwenunterstützung innerhalb unserer Synode ist bis jetzt insofern ein Widerspruch hervorgetreten, daß man zwar auf der einen Seite die stetig steigende Höhe der Einzahlungen in die beiden bestehenden Kassen bedenklich und gefährlich findet, während man doch auf der anderen Seite mit einer gewissen — fast möchte man sagen — Hartnäckigkeit auf der Forderung einer jährlichen Unterstützung von 150 Dollars für jede Wittwe besteht, ja diese Summe noch zu erhöhen bestrebt ist.

Es ist nun nicht gerade schwierig, die Forderung aufzustellen, daß eine Wittwe 150 Dollars jährlich erhalten soll; schwieriger ist es schon für die vorhandenen Wittwen diese Snmme aufzubringen und noch schwieriger den werdenden Wittwen diese Summe zu sichern. Dieses Letztere ist aber ebenso wesentlich, wie die Versorgung der vorhandenen Wittwen; sonst werden diese thatsächlich nicht auf Kosten der jetzigen Synodalglieder, sondern, zum Theil wenigstens, auf Kosten der künftigen Wittwen derselben versorgt. Mancher Pastor zahlt vielleicht in eine oder in alle beide der vorhandenen Kassen, während ihm Nichts übrig bleibt, was er für seine Hausgenossen zurücklegen könnte; und wer gerade Lust an exegetischen Künsteleien hätte, könnte einem Solchen auf Grund von 1 Tim. 5, 8 den Austritt aus diesen Kassen zur Pflicht machen. Die Versorgung der vorhandenen Wittwen ist nur so lange möglich, als die Einnahmen der Kasse nicht kleiner werden als die Ausgaben. Die Versorgung der künftigen Wittwen ist nur so lange gesichert, als die Schulden der Kasse nicht größer werden als das Vermögen derselben. Dieser letztere Satz wird aber in der theoretischen Allgemeinheit seiner Aufstellung ebenso bereitwillig zugestanden, als er in dem praktischen Einzelfall seiner Anwendung — oder vielmehr Nichtanwendung — hartnäckig verleugnet wird. Da heißt es auch: Wer ist mein Nächster? D. h. in diesem Falle: Was sind Schulden? Gehen wir der Sache an dem concreten Beispiel eines Eintritts in die Wittwenkasse zu Leibe. Trat Jemand — sagen wir etwa — vor dem 1. Januar 1860 in die Wittwenkasse ein, so zahlte er 25 Dollars und wurde zugleich der Kasse eben so vielmal 5 Dollars schuldig, als die Anzahl der Jahre betrug, die er noch zu leben hatte. Das war in diesem Falle das Vermögen der Kasse. Dagegen wurde die Kasse ihm, d. h. seiner Wittwe, so vielmal 150 Dollars schuldig, als die Zahl der Jahre beträgt, um die sie ihren Ehemann überlebt. Das sind die Schulden der Kasse.

Die Anzahl beider Zahlungen ist nun im einzelnen Falle unbestimmt, aber sie stehen in einem bestimmten Verhältniß zu einander. Die zweite Zahl nimmt nämlich ebenso rasch ab, als die erste zunimmt und es gibt einen Zeitpunkt, wo der Werth der Einzahlungen gleich dem der Auszahlungen wird oder wo Vermögen und Schulden sich decken. Ist nämlich in dem angeführten Beispiel die Anzahlung von 25 Dollars noch zeitig genug gemacht worden,

daß sie mit dem 1. Januar 1860 zu 5 Procent zinstragend angelegt werden konnte, und sind die jährlichen Beiträge von 5 Dollars so bezahlt worden, daß sie ebenfalls mit dem 1. Januar des betreffenden Jahres zu 5 Procent zinstragend angelegt werden konnten, so wird am 1. Januar 1883 der Werth sämmtlicher Einzahlungen, mit Ausnahme derer, die an diesem Tag fällig ist, die Summe von $278.93 betragen. Diese Summe wird der Endwerth der Einzahlungen genannt. Stirbt nun der Betreffende Ende December 1882 und wird die erste Jahresrate der Unterstützung am 1. Januar 1884 fällig, und überlebt die Wittwe ihren Ehemann gerade um zwei Jahre, so wird mit der am 1. Januar 1885 fälligen Unterstützung der ganze Betrag dieses Kapitals von $278.93, nebst sämmtlichen in diesen zwei Jahren aufgelaufenen Zinsen, bis auf einen Cent aufgebraucht sein. Dieses Kapital nun, das vorhanden sein muß, damit es, verzinslich angelegt, nach einer gewissen Anzahl von Jahren (im angeführten Beispiel zwei) gerade aufgezehrt sein wird, nennt man den baaren Werth der Auszahlungen für so viele Jahre. Hätten nun alle verstorbenen Glieder der Wittwenkasse außer ihrer Anzahlung von 25 Dollars 22 Einzahlungen geleistet und hätte Jeder eine Wittwe hinterlassen, die ihn nur um zwei Jahre überlebt hätte, so würde der Werth dieser Einzahlungen genau die Auszahlungen decken; Vermögen und Schulden würden sich gleich sein. Da nun aber die Einzahlungen lebenslänglich zu leisten sind und die Wittwenunterstützung ebenfalls lebenslänglich zu beziehen ist, so ist sofort klar, daß, wenn die Kasse weder zahlungsunfähig noch unnöthige Ueberschüsse aufhäufen soll, der Endwerth sämmtlicher Einzahlungen gleich sein muß dem baaren Werthe sämmtlicher Auszahlungen. Eben deßwegen können nicht beide zugleich beliebig festgestellt werden, sondern es muß entweder die Größe der Auszahlungen angenommen und darnach die Höhe der Einzahlungen berechnet werden, oder umgekehrt.

Um wie viel mal aber die jährlichen Unterstützungen größer sein können als die jährlichen Einzahlungen, das hängt von drei Umständen ab. Erstens von der Zahl der Jahre, die der Mann nach seinem Eintritt zur Wittwenkasse noch lebt; zweitens von der Zahl der Jahre, um die ihn seine Wittwe überlebt; drittens von der Höhe des Zinsfußes, zu dem die eingezahlten Gelder angelegt werden können. Alle diese drei Zahlen sind zwar im Allgemeinen nicht unbekannt, aber zwischen gewissen Grenzen unbestimmt. Gleichwohl aber lassen sich durch Beobachtung und Erforschung gewisse Durchschnittswerthe finden, die im Allgemeinen von den Einen um eben so viel überschritten werden, als die Andern dahinter zurückbleiben. Je mehr einzelne Fälle der gleichen Art beobachtet sind, desto genauer wird der Durchschnittswerth sein, aber wie gesagt, die Fälle müssen gleicher Art sein. So muß, um nur Eins anzuführen, auf den Berufskreis Rücksicht genommen werden, da der Beruf eines Menschen im Allgemeinen nicht ohne Einfluß auf dessen Lebensdauer ist. Es sollten daher die Ziffern der durchschnittlichen Einzahlungs- und Unterstützungsjahre womöglich aus den Angaben unserer

Synodalstatistik ermittelt werden. Das in derselben niedergelegte Material ist allerdings noch nicht sehr umfangreich, aber nichtsdestoweniger werthvoll. Namentlich gilt das in Bezug auf das in dem diesjährigen Kalender erschienene Verzeichniß der entschlafenen Pastoren unserer Synode. Aus den Angaben desselben ergibt sich nämlich ein durchschnittliches Lebensalter von mehr wie 50 und weniger wie 51 Jahren, eine durchschnittliche Dienstzeit von mehr wie 21 und weniger wie 22 Jahren. Diese Zahlen sind nun um ein Bedeutendes niedriger, als die, welche sich aus einer Statistik der evangelischen Kirche Deutschlands ergeben würden. Das ist aber kein Grund dieselben anzuzweifeln, gerade umgekehrt. Die Ursachen dieser kürzeren Dienstzeit sind verschiedener Art. Zunächst ist das durchschnittliche Lebensalter der Synodalglieder beim Eintritt in den Dienst der Synode ein ziemlich hohes zwischen 29 und 30 Jahren. Ebenso bedarf es keiner weitern Erklärung, daß und warum der Dienst an vielen Gemeinden hier härter und aufreibender ist als in den längst geordneten Verhältnissen der alten Welt. Die Arbeit auf vielen Feldern hier ist, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach Missionsarbeit; diese erfordert aber Opfer nicht blos an Geld und Bequemlichkeit, sondern auch an Lebenskraft. Es sollte das aber für uns ein Grund mehr sein, an eine geordnete und gesicherte Wittwenunterstützung zu denken.

Nicht so ganz einfach geht es, die Zahl der durchschnittlichen Unterstützungsjahre zu ermitteln. Auf die gegenwärtig lebenden 19 Wittwen der Wittwenkasse, die ein Jahr und darüber unterstützt worden waren, entfallen nämlich 103 Unterstützungsjahre, also auf jede derselben durchschnittlich $5\frac{4}{10}$ Jahre, diese Zahl bedarf aber noch der Correctur. Die Ehemänner dieser 19 Wittwen haben nämlich ein durchschnittliches Alter von 57 erreicht, also das durchschnittliche Lebensalter der Synodalglieder um 7 Jahre überschritten. Hätten sie nur dieses erreicht, so wäre die Unterstützungszeit jeder Wittwe $12\frac{4}{10}$ Jahre. Das sind nun aber zwei differirende Angaben, bei denen wir wohl der Wahrheit am nächsten kommen, wenn wir aus beiden das Mittel nehmen. Dieses beträgt $8\frac{9}{10}$ Jahre. Nehmen wir nun an, da ja nicht jeder Pastor eine Wittwe hinterläßt, daß $\frac{3}{5}$ der zahlenden Glieder einer Wittwenkasse mit Hinterlassung von Wittwen sterben, so ergibt sich als die auf jedes einzelne einzahlende Glied entfallende Unterstützungszeit $5\frac{3}{10}$ Jahre. Der Zinsfuß, um den sich das einbezahlte Kapital vermehrt, kann auf 5 Procent angenommen werden, wird aber bei einer zu gründenden Wittwenkasse wohl auf 4 Procent festgesetzt werden müssen, damit man genügende Sicherheit hat, daß die wirklichen Erträgnisse der Kapitalanlage auf keinen Fall hinter den berechneten zurückbleiben; etwaiger Ueberschuß kommt ja doch wieder den Mitgliedern zu Gute, sei es in Form eines erhöhten Reservekapitals, oder erniedrigter Einzahlungen, oder erhöhter Unterstützungen.

Wird nun die erste Auszahlung ein Jahr nach der letzten Einzahlung fällig, so bedarf man eines Kapitals von $683.58, um $5\frac{3}{10}$ Jahre lang

jedes Jahr $150 wegnehmen zu können. Dieses Kapital ist nun gleich dem Endwerth dessen, was innerhalb der durchschnittlichen Dienstzeit aufgebracht werden muß. Da nun die gegenwärtige durchschnittliche Dienstzeit 21 Jahre beträgt, so sind, wenn Jeder mit seinem Eintritt in die Synode zugleich der Wittwenkasse beitreten würde, mit Sicherheit 20 jährliche Einzahlungen auf jedes Synodalglied zu erwarten. Damit aber diese ebenfalls zu 5 Procent angelegt den Werth von $683.58 erreichen, muß jede einzelne derselben $20.67 betragen. Nehmen wir nun an, daß der durchschnittliche Gehalt der Synodalen sich auf $400 stelle, was gewiß nicht zu hoch gegriffen ist, so würden die jährlichen Einzahlungen etwas mehr wie 5 Procent des durchschnittlichen Gehaltes betragen.

Sollte nun eine Wittwenkasse neu gegründet werden, wären also keine Wittwen vorhanden und würde kein Glied über 29 Jahren aufgenommen, oder müßte jeder später Eintretende so hohe Einzahlungen leisten, als ob er von seinem dreißigsten Jahre an jährlich $20.67 bezahlt hätte, so könnte man mit genügender Sicherheit obige Zahlen zu Grunde legen.

Es finden sich aber hierbei zwei erschwerende Umstände. Soll den 25 Wittwen der Wittwenkasse, sowie den 18 Wittwen des Brüdervereins (wobei allerdings nicht zu vergessen ist, daß manche Wittwe ein Recht an beide Kassen haben,) eine jährliche Unterstützung von $150 gesichert werden, so erfordert das Einzahlungen, deren Werth ebenso groß ist, als der eines am 1. Januar 1883 vorhandenen Kapitals von $44,850. Da nun die Wittwenkasse schon $20,000 Kapital besitzt, (die aber schon für die eigenen Bedürfnisse derselben um $6,005 zu niedrig sind), so würde sich die Summe auf $24,850 erniedrigen. Diese Summe wird aber nicht sofort fällig werden, sondern nach und nach innerhalb 15 — 20 Jahren; daher ließe sich ihre Aufbringung auf diesen Zeitraum vertheilen. Nehmen wir die letztere Zahl, so würden jährlich $1,986 aufzubringen sein, also $4.82 auf jeden der am 1. Januar 1883 lebenden in die Synode gliedlich aufgenommenen Pastoren.

Dazu kommt noch der zweite Umstand. Die vorausgehenden Berechnungen beruhen nämlich auf der Annahme, daß jedes Glied der Synode mit seinem Eintritt in dieselbe auch einer Wittwenkasse beitritt und jährlich seinen Beitrag $20.67 bezahlt. Das ist nun aber bis jetzt nicht geschehen. Wären nun mit dem 1. Januar 1883 (auf diesen Tag sind nämlich alle Berechnungen dieses Artikels reducirt) sämmtliche Synodalpastoren einer einzigen Wittwenkasse beigetreten, und würde jeder jährlich $20.67 bezahlen, so ließen sich von der größten Zahl der Mitglieder durchschnittlich keine 20 Einzahlungen mehr erwarten. Sollten aber dieselben so viel nachzahlen, als der Werth ihrer Einzahlungen betragen würde, wenn sie mit ihrem Eintritt in den Kirchendienst angefangen hätten jährlich den angegebenen Betrag zu bezahlen, so wäre das für viele gleichbedeutend mit einem Eintrittsverbot. Gleichwohl sollte aber diesen, namentlich wenn sie vielleicht schon die Wittwenkasse, oder den Brüderverein treu unterstützt haben, der Eintritt in eine allgemeine synodale Wittwenkasse erleichtert, oder doch wenigstens nicht un=

möglich gemacht werden. Wäre nun die Wittwensache Synodalsache, so ließe sich das leichter erreichen, da ein Zufluß von neuen Gliedern gesichert wäre, der ebenso groß oder noch größer ist als der Abgang der alten. Würde dann für eine Reihe von Jahren die Einzahlung um eine entsprechende Summe höher gegriffen, so könnte man die Lücke im Reservekapital wieder füllen, ohne daß übergroße Anstrengungen erforderlich wären. Die Ermittlung dieser Summe ist aber nun, da gerade für diesen Punkt das statistische Material sehr lückenhaft ist, nicht ganz einfach und leicht, und darum innerhalb gewisser Grenzen unsicher.

Legt man das Zuwuchsverhältniß unserer Synode seit 1874 zu Grunde und geht damit bis zum Jahr 1856 herab, so lassen sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit sämmtliche Synodalpastoren in 10 Gruppen vertheilen, von denen nach dem 1. Januar 1883 noch die folgenden Einzahlungen zu erwarten gewesen wären.

1.	34	Pastoren	mit je	20	zu erwartenden Einzahlungen,
2.	40	"	"	19	" "
3.	32	"	"	18	" "
4.	33	"	"	17	" "
5.	30	"	"	16	" "
6.	27	"	"	15	" "
7.	25	"	"	14	" "
8.	21	"	"	13	" "
9.	20	"	"	12	" "
10.	150	"	"	10	" "

Die von den 150 ältesten Pastoren der Synode noch zu erwartenden Einzahlungen sind auf je 10 auf je einen derselben angenommen, was sicherlich nicht zu niedrig, eher vielleicht zu hoch gegriffen ist.

Auf Grund der vorstehenden Ziffern ergäbe sich, auf den 1. Januar 1883 reducirt, ein Deficit von $60,000. Dieses könnte nun etwa zur Hälfte von den bis jetzt in Rede stehenden 412 Pastoren nach dem Verhältniß ihrer früheren Nichtbetheiligung an den Lasten der Wittwensache aufgebracht werden. Die andere Hälfte würde, wenn sie von einer allgemeinen Wittwenkasse sämmtlicher Synodalpastoren innerhalb der nächsten 25 Jahre aufgebracht werden sollte, jährlich einen Aufwand von $2,128 erfordern, also etwa $5.16 auf jeden Pastor, wenn die Synode nicht wachsen sollte. Würde ihre Gliederzahl dagegen wie zu erwarten ist zunehmen, so würde sich dieser Zuschlag, gerade wie auch der für die Versorgung der vorhandenen Wittwen, in demselben Maße verringern.

Sobald aber die letzte Rate dieser Zuschläge gedeckt wäre, so hätte, (wenn die laufenden Einzahlungen immer in nöthigem Betrag gemacht werden,) das Reservekapital eine solche Höhe erreicht, daß die Versorgung sowohl der schon vorhandenen als auch der werdenden Wittwen so sicher gestellt wäre, als dies in dieser Hinsicht überhaupt möglich ist. Ein Reservekapital ist aber unter allen Umständen nöthig, damit einerseits die Einzahlungen nicht zu großen

Schwankungen unterliegen, d. h. nicht zeitenweise sehr niedrig und zu andern Zeiten geradezu unerschwinglich hoch werden, andererseits aber auch damit diejenigen, welche einbezahlt haben, Bürgschaft dafür haben, daß ihre Zahlungen auch ihren eigenen Angehörigen zu Gute kommen. Man kann nämlich ebensowohl eine Dampfmaschine ohne Wasser im Kessel lassen, als eine Wittwenkasse ohne Reservekapital; beides geht sicher seinem Untergang entgegen.

Ist kein Reservekapital da, so werden, wenn die Anforderungen eine außergewöhnliche Höhe erreichen, Viele mit ihren Einzahlungen aufhören; die Einen, weil sie nicht mehr können; die Andern, weil sie nicht mehr wollen. Um so höher steigen aber mit dem Austritt eines Theils die Anforderungen an die Uebrigen, von diesen tritt aus den gleichen Gründen wieder ein Theil aus, und sofort, und in unbegreiflich kurzer Zeit ist die Sache zu Ende. Je mehr ausschließlich darauf gerechnet wird, daß die alten Glieder einer Wittwenkasse treu bleiben und Neue eintreten, desto weniger wird dies geschehen. Ist dagegen ein solches Reservekapital vorhanden, daß es den zukünftigen Wittwen aller lebenden Glieder ihre Unterstützung wenigstens nahezu sichert, so wird dies die alten Glieder willig und pünklich in ihren Einzahlungen machen und neue Glieder werden sich um so zahlreicher anschließen, je weniger man ihrer bedarf.

Aber auch wenn eine Wittwenkasse in's Leben gerufen würde, die den Ergebnissen der heutigen Synodalstatistik entspräche, so dürfte sie dennoch nicht sich selbst überlassen bleiben in der thörichten Meinung, daß sie sich nun gleichsam automatisch selbst regulire. Vielmehr muß in gewissen, nicht zu lang bemessenen Perioden das sich neu ansammelnde statistische Material zur Berichtigung und Regulirung der Sache nicht blos verarbeitet, sondern auch verwendet werden. Das könnte ganz gut alle drei Jahre in den Versammlungen der Generalsynode geschehen. Wird aber das gründlich und genau gethan, so werden die sich ergebenden Schwankungen immer geringer werden, und die Unterschiede können dann niemals so anwachsen, daß sie den Bestand der Sache gefährden.

Aus den bisherigen Ergebnissen folgt nun:

1. Jede Art der Organisation einer Wittwenversorgung muß wenigstens den in dem Vorhergehenden gegebenen Ziffern gerecht werden, wenn man mit genügender Sicherheit auf ihren Bestand rechnen will.

2. Die Ordnung und Sicherung der Wittwenversorgung ist durch die schon vorhergegangenen Mißgriffe, sowie durch das Festhalten an der Forderung von $150 jährlich für jede Wittwe erschwert, aber bis jetzt noch keineswegs unmöglich gemacht.

3. Eine (durch ein gut angelegtes) Reservekapital gesicherte Wittwenunterstützung von $150 hat für jedes einzelne Synodalglied einen Werth von $683, eine solche von $100 jährlich hat einen Werth von $455.

4. Eine nicht gesicherte Unterstützung repräsentirt überhaupt keinen

bestimmten Werth. Sie kann möglicherweise denselben Werth erreichen, wie eine gesicherte Unterstützung, kann aber auch auf die Ziffer 0 heruntersinken.

Anmerkung. Dieses Letztere gilt namentlich auch von der Sterbekasse in ihrer jetzigen Organisation. Nur der Eintritt neuer Glieder bietet den bisherigen Aussicht darauf, ihre Einzahlungen nicht zu verlieren. Es kann aber ganz wohl der Fall eintreten, daß für einen längeren Zeitraum die Beitritte geringer sind als die Todesfälle. In diesem Falle bleibt zwar der Betrag der jedesmaligen Einzahlung der einzelnen Glieder gleich, aber die Auszahlungen werden immer kleiner und diejenigen, welche bei der darum zuletzt erfolgenden unvermeidlichen Auflösung der Kasse noch vorhanden sind, erhalten gar nichts. Und doch sind diese gerade die, welche die höchsten Einzahlungen geleistet haben. Die Größe der Mitgliederzahl der Sterbekasse ist in ihrer jetzigen Organisation kein Vortheil für dieselbe, sondern kann unter Umständen nur dazu dienen ihren Zusammenbruch zu beschleunigen. Die Einzahlungen in die Sterbekasse sollten jährlich stattfinden und je nach dem Alter der Betreffenden so berechnet sein, daß sie bei dem Tode derselben zu einer gewissen Summe etwa $50 oder $75 oder $100, herangewachsen wären, welcher Betrag dann auszuzahlen wäre. Auf diese Weise wäre die Kasse gegen die Folgen der Schwankungen ihrer Gliederzahl gesichert.

5. Die Art und Weise der Aufbringung der Einzahlungen in eine Wittwenkasse ist, wenn und so lange dieselben nur thatsächlich geleistet werden, für die Sicherheit der Kasse von untergeordneter Bedeutung; dagegen ist sie wichtig für die Gerechtigkeit und Billigkeit der Lastenvertheilung auf die einzelnen Synodalglieder. Daß aber diese wiederum nicht ohne Einfluß auf die Willigkeit der Synodalen zum Beitritt ist, läßt sich nicht leugnen.

Der Diskussion dieses Punktes (5) soll indeß hier nicht vorgegriffen werden. Nur möge an dieser Stelle an den Beschluß erinnert werden, den die Generalsynode von 1877 in dieser Hinsicht gefaßt hat: „Die Synode betrachtet die Unterstützung ihrer Pfarrwittwen und Waisen als die Pflicht eines jeden einzelnen ihrer Glieder, übergibt aber die Ausführung dieser Angelegenheit zunächst dem Ministerium." Diesen Beschluß werden die Erörterungen dieser Frage wohl zunächst zur Richtschnur nehmen und an ihm ihre Grenze finden müssen. W. B.

Bitte.

Da mit dem 1. Mai der Redactionsort der Theologischen Zeitschrift sich ändert, so wird freundlich gebeten, nach dem 22. April alle Zusendungen an die Redaction nach Langdon, Atchison Co., Mo., adressiren zu wollen.

Berichtigung. In der Märznummer (No. 3), Seite 53 Zeile 18 von oben ist statt „Universität" zu lesen: „Universalität"; ebenso ist S. 55 Z. 6 v. u. statt „Wahrheitsreden" blos „Reden" zu lesen; Seite 64 Zeile 18 von unten ist statt „Gott und Jesu" zu lesen: „Gott in Jesu".

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XI. Mai 1883. Nro. 5.

Die Stellung der modernen Theologie zu der Gottheit Jesu Christi.

(Referat auf der St. Louis Pastoral-Conferenz von P. A. Thiele.)

(Fortsetzung.)

Es ist klar, daß diese Theologie gar gewaltsam mit der heil. Schrift umspringen muß. Was Strauß von Schleiermachers Exegese und Christusbild sagt, das gilt auch von der Exegese und Stellung Ritschls zur Schrift, wenngleich sie in vornehmer Weise ihre wissenschaftliche Haltung betont. Von der Willkür dieser Exegese, die es ebenso schlimm macht, als die altrationalistische, lege nur ein Beispiel Zeugniß ab: Ueber die Stelle Joh. 8, 58: „Ehe denn Abraham ward, bin ich," aus der in socinianischer Weise die Präexistenz beseitigt wird, behauptet Ritschl gar kühn: „Allerdings kann nun nicht geleugnet werden, daß dieses Wort wahrscheinlich nicht ganz verständlich ist, daß es gesprochen ist, um eine Discussion abzuschneiden, nicht um eine Lehrwahrheit darzustellen; endlich, daß, wenn sein Inhalt eine deutliche Bestimmung erfahren kann, doch Christus unter dem Attribute der Präexistenz uns nicht offenbar, sondern verborgen ist." Wir stellen dem entgegen, daß jenes Wort völlig klar und verständlich ist für den, der nicht mit vorgefaßten Theorien an die Schrift herantritt; daß Jesus nicht eine Discussion abschneidet, sondern seine Gottheit wie in den andern, gerade bei Johannes berichteten Unterredungen mit seinen Gegnern in Jerusalem bezeugt; daß Jesus damit hier wie sonst sein verborgenes Wesen offenbart und sich als Sohn Gottes, der nicht allen anderen Menschen seinem Wesen nach gleich ist, hinstellt, somit berechtigt ist, Glaube und Anbetung zu beanspruchen. Als „Hülfslinie" kann die Präexistenz nicht bezeichnet werden; sie ist der vollständig klare und verständliche Ausdruck seiner Gottheit in Bezug auf die Zeit, welcher die Präexistenz entspricht. Ritschl muß natürlich auch diese leugnen. Und ist die Präexistenz die einzige „Hülfslinie"? Wo bleibt die Anbetung Christi? Wo die durch ihn vermittelte Weltschöpfung? Wo die Sündenvergebung? Ritschl macht doch auch für sich geltend, was er gegen Strauß sagt: „Jesus darf ebenso, wie jeder Mensch verlangen, in **seiner** Art verstanden zu werden." Nun gut, also auch nicht in der Art Kants, Schleiermachers — oder Hegels oder Ritschls. Wie sonderbar klingt es, wenn letzterer

sagt: „Man meint auf jener Seite gewissenhaft zu verfahren, wenn man die h. Schrift in dem Sinne ausbeutet, daß sie enthalte, was an sich selbst wahr sei. Als ob etwas für wahr gelten könnte, was nicht für uns gelte." Gewiß, das ist von Alters her nach Jesu und der Apostel Vorgang in der Deutung der Schrift die Aufgabe der Theologie gewesen, „gewissenhaft die h. Schrift auszubeuten," um zu erfahren, was sie sagt. „Dein Wort ist die Wahrheit." Was sie enthält, das gilt uns allen. Wir sollen uns mit dem, was wir für wahr zu halten haben, an die Schrift, insbesondere an Jesu und seiner Apostel Lehre wenden, uns von diesen meistern lassen, nicht aber uns mit dem, was wir für Wahrheit halten, über die Schrift stellen und sie meistern wollen. Sehr bezeichnend ist noch ein Wort in den oben angeführten Sätzen Ritschls. Jene Probe als „Bedingung für die Lehre von der Gottheit Christi ist allerdings frühe außer Geltung getreten." Ja! sehr frühe! Denn im Neuen Testamente finden wir sie weder bei Johannes, noch bei Paulus, noch bei den Synoptikern, noch in den Selbstaussagen Jesu von seiner Person und seinem Werk. Es ist vielmehr ein Kanon Ritschls, für den er ebenso den Beweis schuldig geblieben ist, wie für seine behauptete Einzigkeit und Sündlosigkeit Jesu — es ist eine willkürliche Annahme.

Die Bedeutung Christi liegt für Ritschl darin, daß Er der Stifter der vollkommenen Religion und der universellen sittlichen Gemeinschaft, des Reiches Gottes ist. Er ist dies aber nach Ritschl als bloßer Mensch. In Christus ist die vollendete geistige Religion zuerst Wirklichkeit geworden. Er war persönlich der Träger derselben. Christus hat ein bis dahin nicht dagewesenes religiöses Verhältniß zu Gott erlebt. Er hat in einer bis dahin nicht dagewesenen Gemeinschaft oder Einheit mit Gott gestanden. Diese seine Stellung hat Er aber zugleich auf die Menschen ohne Unterschied übertragen wollen. Er hat zu dem Ende das religiöse Verhältniß zu Gott, in welchem Er stand, seinen Jüngern bezeugt, um sie in dieselbe religiöse Weltanschauung und Selbstbeurtheilung einzuführen. Denn Er ist nicht blos der Erste unter den Menschen gewesen, in welchem die vollendete geistige Religion wirklich geworden ist, sondern Er hat zugleich die Gründung des Reiches Gottes als seine von Gott ihm vorgeschriebene Berufsaufgabe erfaßt. Indem Er den Begriff Gottes als der Liebe erfaßte, erkannte Er damit zugleich, daß nach dem Endzweck Gottes mit der Welt die Menschheit zur vollständigen gegenseitigen Verbindung der Einzelnen durch das Handeln aus Liebe bestimmt sei, und in Beziehung auf Ihn selbst stellte es sich für Ihn fest, daß Er von Gott berufen sei, durch Reden und Handeln diese universelle sittliche Gemeinschaft, das Gottesreich zu gründen. Auf die Gottesidee, wie Er sie erfaßte, hat Jesus seine religiöse Weltanschauung und Selbstbeurtheilung gegründet. Durch seine eigenthümliche Gotteserkenntniß war sein Berufswille getragen.

Die Gottheit, welche Ritschl von Christo prädicirt, hat mit der wahrhaften Gottheit des Gottes- und Menschensohnes nichts zu thun. Die

wahrhafte Gottheit ist Christo abgesprochen, und damit ist dem Christenthum sein Grund genommen. Denn auch das Erlösungswerk des HErrn beruht darauf, daß Er der ewige Sohn Gottes vom Vater ist, der unser Fleisch angenommen hat. So kann denn auch die vollkommene geistige Religion, deren Stifter Christus nach Ritschl gewesen sein soll, nicht die wahre christliche Religion sein, sie muß vielmehr so verschieden von ihr und so ihr entgegengesetzt sein, wie der bloße Mensch Christus, welchen Ritschl lehrt, verschieden ist von dem Christus der heiligen Schrift und ihm entgegengesetzt.

Von dieser durch Ritschl aufgestellten Grundrichtung ist nun die neueste Darstellung von **Schultz** nur die weitere Ausführung, die mit geringen Modificationen alle Mängel in gleicher Weise zeigt, aber an Klarheit und Consequenz den Meister überragt; so daß er, wie neuestens J. P. Lange sagt, die Kastanien für einen Andern aus dem Feuer holt.

Zweck seiner ganzen dogmengeschichtlichen, biblischen und dogmatischen Untersuchung ist, nachzuweisen, daß die religiöse Würde (Gottheit) Christi auf dem göttlichen Inhalte seines sittlich-religiösen in menschlicher Lebensform verlaufenden Personenlebens ruhe; nicht eine Zweiheit der Naturen ist zu lehren, sondern dieselbe einheitliche Persönlichkeit unterliegt einer doppelten Betrachtungsweise; sie ist ethisch als menschlich werdendes Subject, religiös als adäquate Offenbarung des Wesens Gottes aufzufassen. Das sei der Grundgedanke der communicatio idiomatum, die Zweinaturenlehre selbst ein Ueberrest aus dem Heidenthum. „Nicht eine Vermischung Gottes mit seiner Creatur, nicht ein Aufheben der Heiligkeit Gottes, nicht die Annahme eines Zwitterwesens zwischen Gott und Welt, kann das Räthsel der Gottheit Christi erklären, sondern einzig und allein die Offenbarung des göttlichen Lebens nach seinem auf das Gottesreich gerichteten Liebeszweck in dem persönlichen Leben eines Menschen, welcher dadurch — ob auch der natürlichen Betrachtungsweise nach Fleisch, Bestandtheil der Welt und Gott als seinem HErrn und Schöpfer gegenüberstehend — nach der Betrachtungsweise des Glaubens Gottes Sohn, Geist, eins mit Gott und göttlichen Werthes wird." Also Christus ist ein Geschöpf, das dem allein wahren Gott gegenübersteht als seinem Schöpfer; seine Gottheit ist nicht bloßer Titel, aber ihm ebenso gegeben, wie der Kirche; sie ist eben nicht die reale, wesenhafte Gottheit, sondern das Einssein mit Gott ist das Einssein im Willen mit dem Gottes. Diesen Willen erkennt und thut Er, und so offenbart sich derselbe in ihm und zwar vollkommen, und weil Gott seinem sittlichen Wesen nach Liebe ist, so ist damit auch eine Gottheit gleichen Wesens, wie die der Kirche; denn alle Offenbarung ist für die Gemeinde bestimmt, auch sie ist Offenbarung Gottes und was von der Gemeinde gilt, das auch von Christo. „Weil dasselbe Princip, das in der Gemeinde lebt, auch in Christus wirkt und weil, was das Leben Christo bestimmt, sich auch in der Gemeinde offenbart, kann uns Christus Gott sein."

Diese Stellen genügen, um den Standpunkt des neuesten Christologen klar zu stellen, der sich zwar durch umständliche, eigenthümliche Beweisführungen, aber nicht nach dem Gehalt seiner Lehre von dem alten Rationalismus unterscheidet. Nicht um eine neue Auffassung des altkirchlichen, des biblisch geoffenbarten Gottesgeheimnisses handelt es sich, sondern milde ausgedrückt, um eine Anwendung der kirchlichen Lehrformen auf die neue rationalistische Denkweise. Der mit jenen Formeln verbundene Inhalt, welchen Schrift und Kirchenlehre mit jenen Formeln zu fassen sich bemüht haben, wird als heidnisch, naturalistisch, mythisch verworfen. Von diesem Standpunkt aus wird nun zunächst die Entwickelung der Kirchenlehre beleuchtet, theils um deren Lehre als eine vom antiken (heidnischen) Realismus beeinflußte „eigenartige Auffassung des ganzen Christenthums" zu zeigen, theils um Anknüpfungen für seine Auffassung vom „sittlichen Werth" Christi nachzuweisen. Der ganze Bildungsproceß des christologischen Dogma wird hier im Suchen nach Anklängen an die moderne Theorie durchgenommen. Bei Luther soll der ursprüngliche Grundgedanke sein: nur in Christo lernen wir, daß Gott uns liebt, wie „Gottes Willen und Stimmung sei"; daß nach ihm in dem Menschen Christus ein mit alleiniger Ausnahme der Sündlosigkeit uns durchaus gleichartiges Wesen zu sehen sei. Dagegen erinnern wir uns an Luthers oben angeführte Aussprüche, zumal in seinem Katechismus. Ferner behauptet Schultz, daß die Concordienformel „den Kern der Gedanken Luthers für die Zukunft aufbewahrt habe, wenn auch in harter dogmatischer Schale" — aber das ist nicht der Kern, den er als Grundgedanken aus Luther glaubt herauslesen zu müssen. Wenigstens hat seine Christologie nicht den Kern Luthers festgehalten, sondern ihn ebenso wie den Gehalt der Kirchen- und Schriftlehre verworfen. (Fortsetzung folgt.)

Thesen zur Bekräftigung der Wahrheit: Daß die, welche ohne Glauben zu dem Tische des Herrn kommen, nicht Leib und Blut des Herrn empfangen.

(Eingesandt von P. J. Grunert.)

1. All die verschiedenen Glaubens-Anschauungen haben ihre lebendige Einheit und ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt in der Wahrheit: „das Wort ward Fleisch."

2. Gott, Mensch, und die Mittheilung Gottes an die Menschen (Inspiration) sind als Objecte der Erkenntniß zunächst Gedanken, und zwar die Grundgedanken aller Religion, und können darum nur in ihrer Wahrheit erkannt werden, wenn sie, den Gesetzen des Denkens gemäß, betrachtet werden.

3. Das Denken, als das Organ des Bewußtseins (Wissen des Seins von seinem Sein) ist dreieinige Bewegung in sich, und in Betreff ihrer inneren Bestimmtheit assimilirende und nach seinem immanenten Gesetz producirende Wirksamkeit, Productivität aus sich selbst. Die Entwickelung

des persönlichen Lebens ist daher gesetzmäßig organisches Sich selbstgestalten.

4. Diesem gottgeschaffenen Gesetz gemäß ist Gott als der absolut Ewige, durch-sich-selbst-Seiende, sowohl die von Ewigkeit her vollzogene Objectivirung, in welcher sich der Vater von Ewigkeit her weiß durch seinen heiligen Geist in seinem Sohne, als auch die in alle Ewigkeit sich vollziehende Objectivirung in seiner Schöpfung.

5. Indem Gott den λόγος, den Weltgedanken zu der raumzeitlichen Entwickelung ruft, schafft er Himmel und Erde, und jede folgende Schöpfung, jedes folgende „es werde" kann nur aus demselben Lebensgrunde, dem Geiste Gottes hervorgehen, indem dieser mit den sich entwickelnden Gotteskräften sich einend sie zu der Form seines Wirkens macht.

6. Der Inspirations-Begriff der evangelischen Weltanschauung ist daher dieser: Der Geist Gottes macht das Wesen des Menschen zu der Form seines Wirkens und befähigt ihn damit, die Wahrheit und den Willen Gottes zu erkennen und in einem neuen Leben zu wandeln.

7. Wie alles Leben nur von Innen heraus sich offenbart (Matth. 15, 17. 18), so kann die Wahrheit auch nur mit dem Innern aufgenommen werden. Christus kann nur mit dem Glauben ergriffen und empfangen werden. Der Ungläubige, dessen Inneres dem göttlichen Leben verschlossen ist, kann also auch im heiligen Abendmahle Leib und Blut des Herrn nicht empfangen.

8. Luther sagt im großen Katechismus unter „Von dem Sacrament des Altars": „Und weil er Vergebung der Sünde anbeut und verheißet, kann es nicht anders, denn durch den Glauben empfangen werden. Solchen Glauben fordert er selbst in dem Wort, als er spricht: Für euch gegeben und für euch vergossen, als sollte er sagen: darum gebe ich's und heiße euch essen und trinken, daß ihr euch's sollt annehmen und genießen.

Wer nun ihm solches lässet gesagt sein und glaubt, daß wahr sei, der hat es; wer aber nicht glaubt, der hat nichts, als der's ihm lässet umsonst vortragen und nicht will solches heilsamen Gut's genießen."

Wie muß die Predigt beschaffen sein, wenn sie ihren Zweck erfüllen soll?

Referat von Pastor K. E. Clausen.

Die uns in dieser Fassung vorliegende Frage, welche in Folgendem einer Behandlung unterzogen werden soll, ist deutlich, einfach und unmißverständlich. Sie bezeichnet den Gegenstand genau und ist eine Frage von großer Wichtigkeit, die jeder gewissenhafte Prediger sich zu beantworten hat, mag er erst eben in's Amt treten, oder jahrelang sein Amt verwaltet haben, oder im Amte ergraut sein. Sie tritt an ihn als Geistlichen heran, stellt sich ihm wieder und wieder, sie ist und wird und bleibt ihm Lebensfrage.

Des Predigers Amt und Beruf sind die eines Lehrers und zwar eines geistlichen Lehrers, und dieses im höchsten Sinne des Wortes, — er ist Religionslehrer. Dieser Lehrer wird er dadurch, daß er sich in den Besitz der Lehre Gottes setzt, die Gott im alten und neuen Testament durch heilige Menschen geredet hat und durch den Lehrer aller Lehre und aller Lehrer, Jesus Christus, wie sie durch seine Jünger, die Evangelisten und Apostel uns mitgetheilt ist, die er, nachdem sein Werk auf Erden vollbracht war, als Träger seiner Lehre unter die Völker aussandte mit dem Gebote: „Lehret alle Völker!" und „Lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe!" Matth. 28, 19 und 20. —

Durch alle Jahrhunderte herab bis in die Gegenwart sind nun die Prediger, welche das Amt geistlicher Lehrer verwalten und von Paulus als Diener Christi und als Haushalter über Gottes Geheimnisse nach 1 Cor. 4, 1 bezeichnet werden, solche Männer, welche die Lehre Christi, resp. die Lehre Gottes vorzutragen haben. Daraus ergibt sich von selbst: will ein Prediger ein wirklicher Prediger und Lehrer sein und immer mehr werden, daß er in der Lehre Gottes zu Hause sein muß. Das aber erfordert ein unausgesetztes Sichbeschäftigen mit und Eindringen in deren Gehalt, ein Studiren der Gottesgedanken und ein rechtes Erfassen derselben. Das aber ist nur möglich unter dem Beistande des heil. Geistes.

Obwohl Inhaber aller heiligen Gottesgedanken als Sohn Gottes, — in ihm wohnet die Fülle der Gottheit leibhaftig, Col. 2, 9 — wurde Jesus mit dem heiligen Gottesgeiste gesalbt und von Gott selbst über ihn erklärt, der er nun in Menschengestalt, als Menschensohn zu wandeln hatte: „Dies ist mein lieber Sohn," Matth. 3, 17, „den sollt ihr hören," Marc. 9, 7. — Die heiligen Menschen Gottes redeten, getrieben vom heil. Geist. Den heil. Aposteln wurde der heil. Geist mitgetheilt, um sowohl für ihre eigne Person in alle Wahrheit geleitet und durch ihn alles Dessen erinnert zu werden, was Jesus zu ihnen geredet hatte, als auch Verkündiger der Lehre Gottes und Jesu Christi an die Menschheit zu werden. Wie sie daher durch den heiligen Geist ihre Weihe zum Predigt- und Lehramt empfingen, so bedarf noch heute und jederzeit der Prediger, als Lehrer der göttlichen Lehre, des Beistandes des heiligen Geistes, unter dessen Einwirkung allein er nur ein rechter Aus- und Mittheiler und Verkündiger derselben sein und werden kann.

Ersehen wir aus dem Gesagten, was und wer der Prediger ist und wie er wird, was er werden und sein soll, so forschen wir nun dem näher nach, was als geistlichen Lehrers und Verkündigers des Wortes, der Lehre Gottes und Christi, seine Aufgabe sei und sein muß. Diese besteht in dem Bestrebtsein, in die Heilsthatsachen Gottes, wie sie vorbereitet im alten Bunde und erfüllt im neuen Bunde vor ihn treten, sich selbst hineinzuleben. Sie müssen ihm nicht nur bekannt und geläufig sein, er darf sie nicht nur gelernt, studirt haben und innerlich ihnen fern geblieben sein; er muß sie als wahrhaftige Thatsachen erlebt, an sich erfahren haben, um Verkündiger derselben zum Heil und Segen der Mitmenschen zu werden. Dem Arzte, der nicht blos ein

Kenner der Krankheit ist und richtig die Diagnose zu stellen vermag, so nöthig das gewiß ist, sondern dem, der auch die Krankheit richtig zu behandeln weiß, wird sich der Patient mit Vertrauen zuwenden. So wird die Gemeinde dem Prediger, die Heerde dem Hirten mit Vertrauen begegnen, der ihr das Heil Gottes, in Christo der Welt geworden, nahe zu bringen, anschaulich zu machen, faßlich und begreiflich zu verkündigen vermag. Das kann nur der Prediger, der dieses Heil Gottes zu seinem Segen erfahren und erlebt hat.

Das ist freilich eine gewaltige Aufgabe, die in jeder Predigt richtig zu lösen, eine Lebens a r b e i t ist. Bei jeder Predigt sieht sich der Prediger einer Schaar unsterblicher Seelen gegenüber, für die er eine schwere Verantwortung hat. Sie, wie er selbst, sind theuer erkauft, ihr Hunger und Durst nach dem Brod und Wasser des Lebens soll und muß befriedigt werden. Doch sind nicht alle verlangende und heilsbedürftige Seelen empfänglich für das Wort und die göttliche, heilsame Lehre, es gibt viel Gleichgültige, es gibt dem Licht verschlossene, der Wahrheit feindliche Seelen. Ihnen dennoch in der Predigt nahe zu treten, muß ihm am Herzen liegen. — Es ist das Predigtamt gewiß ein köstlich Amt, ein köstlich Ding es zu begehren. Doch ist der Prediger im Amt, fühlt er das Gewicht, welches ihm vor und bei der Verkündigung auf dem Herzen liegt, wird er beim Anblick der Heerde, im Blick auf das Leben der Seelen der Schwere seines Berufes sich bewußt, da möchte er, wenn er als Lehrer im Namen Gottes und als Diener Jesu Christi seinen Mund aufthun soll, mitunter, im Gefühl seiner eigenen Unwürdigkeit und Unfähigkeit ausrufen: „Herr, sende einen Anderen!" Ja, er möchte lieber Hörer als Verkündiger des Wortes sein. — Und, neben Diesem, wie vielseitig gearteten Menschen hat er zu predigen! Nicht blos Stumpfsinnigen, geistig Todten, Erkenntnißarmen, geistlich Verwahrlosten; auch Selbstgerechten, Erkenntnißstolzen, geistlich Dünkelhaften steht er gegenüber. Er hat Felsenharte, sittlich tief Gesunkene und Verkommene unter seinen Hörern. Es fehlt nicht an geistlich Blinden und Tauben, an Lasterhaften, an verstockten Herzen, an Hassern des Lichts. Und unter diesen sind oft Leute, die wohl in allerlei Kenntnissen reich, ja gebildet und halbgebildet, oder besser verbildet sind, sehr leidenschaftlich mitunter, oder auch sensibel sind, und die, je nach bestimmten Eindrücken, lenksam oder unlenksam sind. Allen will er als Lehrer gern etwas bieten, Alle möchte er gern erreichen; ihnen soll statt der angelernten die zu erlernende und sie beseligende, himmlische Weisheit als wahrhaftige Lebensweisheit schmackhaft gemacht werden; sie sollen dem Lichte, dem sie sich abgewandt, wieder zugekehrt, sie sollen aus Feinden Gottes und Christi ihre Freunde, sie sollen für Christum gewonnen werden. Und wie in's Weite ließe sich die Hörerschaft zeichnen, welcher der Prediger gegenübersteht, die, wenn auch keine stete, eine solche ist eine Seltenheit, doch eine zeitweise ist. — Soll Christus Allen als D e r vorgeführt werden, in dem alles H e i l und in dem es a l l e i n vorhanden ist, der Allen L i c h t und W e g werden soll, durch den sie zur Gotteskindschaft gelangen sollen, da hat der Prediger eine Aufgabe zu lösen, bei der er sich billig jedesmal fragen wird: — „Wie löse ich sie?"

Hiermit treten wir unserer Frage näher, die in Folgendem beantworeet werden soll, indeß weiter nichts beansprucht, als ein Versuch ihrer Lösung zu sein und die, ihrer Wichtigkeit halber, wohl dazu Anlaß bietet, sie anderweitig zu erörtern.

Fragen wir zunächst: „Was ist der Zweck der Predigt, welcher durch sie erreicht werden soll? so ist er die Erbauung der einzelnen Seele und der ganzen Gemeinde. Erbauen aber heißt im Worte Gottes Alle und Jeden gründen und zwar auf den und in den, der da ist das Fundament, der Grund alles Heils und Lebens — Christus. Ihn den Hörern als den Inbegriff aller Wahrheit, alles Lebens, aller Seligkeit darzustellen, daß ihnen ein Verlangen nach ihm, Gemeinschaft mit ihm Bedürfniß wird; Christus ihnen so vor Augen zu malen, daß sie zu der Einsicht gelangen müssen, alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß sind in ihm geboten, somit zum Glauben an ihn zu veranlassen, das heißt auf ihn und in ihn gründen, die Hörer auf ihn erbauen und in ihm einbauen. — Diesen Zweck hatte Paulus vor Augen, der in so vielen Gemeinden den Grund legte, auf dem Andere nach ihm bauten und er empfiehlt sich allen Predigern dadurch als Vorbild in Verfolgung ihres Zweckes, daß er sie, die ihnen anvertrauten Seelen — die bereits zum Glauben an Christum Geführten oder zu Führenden als Bürger mit den Heiligen und Hausgenossen sich ansehen lehrt, die erbaut werden und zu erbauen sind auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, Eph. 2, 20, daß sie eine Behausung Gottes im Geist werden. Wenn der Einzelne nun, welcher der Predigt zuhört, zum Glauben an Christum kommt, ihn als Grund seines Heils annimmt, nach Jesus Christus gesinnet wird, ihm nachwandeln lernt, Col. 2, 6, wird er durch die Predigt gewurzelt in Christus, erbaut auf ihm und fester im Glauben an ihn, dann ist zweifelsohne der Zweck der Predigt erreicht.

Was muß nun von der Predigt, die diesen Zweck vor Augen hat, verlangt werden? Wie muß sie beschaffen sein, damit dieser Zweck durch sie erreicht werde? Das ist die in unserer Frage gestellte und zu lösende Aufgabe.

(Fortsetzung folgt.)

Eine amerikanische Beleuchtung unserer Evangelischen Synode und ihr Wiederschein in Deutschland.

Die „Allgemeine Evangelisch Lutherische Kirchenzeitung" bringt folgende auch für unsere Evangelische Synode wichtige Notiz:

Die „Amerikanischen Reisebilder" von Prof. Dr. Pfleiderer, welche wir bereits im Jahrgang 1882, Nr. 45, erwähnt und mit Fragezeichen und Bedenken begleitet hatten, haben nunmehr von seiten A. Späths, Pastor der Ev.-Luth. St. Johanniskirche in Philadelphia und Professor am theol. Seminar daselbst, zugleich Präsident des Generalkoncils der ev.-luth. Kirche in Nordamerika, eine „Amerikanische Beleuchtung"

(Philadelphia, Pa. 1882, zu haben bei Past. G. Fischer, Germantown, Pa., 24 S. gr. 8.,) erfahren, welche dieselben zur „Steuer der Wahrheit" einer scharfen und gründlichen Kritik unterwirft und nachweist, daß die Schrift „im Ganzen in hohem Grade den Charakter der Unzuverlässigkeit, Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit trägt," und zwar ist es nicht blos die übergroße Schönfärberei amerikanischer Verhältnisse und nicht blos allerlei fatale Verwechselungen und Ungenauigkeiten, welche der Verfasser dem Reisenden nachweist, sondern noch ganz andere Unrichtigkeiten und Ungerechtigkeiten in der Darstellung und Beurtheilung der kirchlichen Verhältnisse, besonders der strengeren luth. Gemeinschaften und Richtungen wie des Generalkoncils und der Missourisynode. Vor allem sind es seine unionistischen Neigungen, welche ihn voreingenommen und seine Augen und Urtheile getrübt haben. Der Beweis, welchen Späth führt, ist schlagend, und man darf wohl sagen vernichtend. Wir machten schon in unserer früheren Besprechung darauf aufmerksam, in wie ungerechtfertigter Weise der Verfasser die unirte „deutsche evangel. Synode in Nordamerika" zu seinem Liebling erkoren hat und lobend hervorhebt. Dies wird denn auch hier stark monirt und daran erinnert, wie man in den Kreisen dieser Synode selbst die Bekenntnißstellung derselben für „unzulänglich, farblos, verschwommen, unbrauchbar" 2c. erklärt und diesem „Chaos" keinen langen Bestand voraussagt. „Wahrlich, diese Leute beschämen den deutschen Professor mit ihrem hellen klaren Blick und ihrem mannhaften Muth, der sich nicht scheut die Dinge beim rechten Namen zu nennen," schreibt Späth.

Es fällt uns nicht ein mit der A. E. L. Kztg. um Wiedergabe der Ausdrücke und Angaben P. Späths rechten zu wollen. Auch Anstrengungen, um das Urtheil derselben umzustimmen, wollen wir nicht machen. Unirt sind wir und können's nicht leugnen, wollen's auch nicht; und auch die eingehendste Darstellung und Beleuchtung unserer Evangelischen Synode könnte uns höchstens ein etwas milderes Verdammungsurtheil von Seiten der A. E. L. Kztg. erwirken. Wir geben gerne zu, daß die Späthschen Beweise für die A. E. L. Kztg. als vernichtend gelten; denn was man wünscht, glaubt man leicht. Was dagegen unsere Evangelische Synode betrifft, so müssen wir unsererseits „zur Steuer der Wahrheit" einige Bemerkungen machen.

Die Kreise, in denen die Bekenntnißstellung unserer Synode für „unzulänglich, farblos, verschwommen, unbrauchbar," u. s. w. erklärt wird, sind so klein, daß ihr Vorhandensein der Redaction der Theol. Zeitschrift völlig entgangen ist; umsomehr als sie, wenn sie vorhanden wären, jedenfalls eine sehr excentrische Stellung, sowohl zum Geiste unserer Synode wie zum Wortlaute unseres Bekenntnisses einnehmen müßten. Wir würden überhaupt nicht wissen, was wir von diesen Behauptungen der A. E. L. Kztg. denken sollten, wenn wir uns nicht zu erinnern vermöchten, daß im Jahre 1879 auf Beschluß des zweiten Distrikts eine Arbeit über das Bekenntniß unserer Synode in der Theol. Zeitschrift zum Abdruck kam, aus dem sich die angeführten Ausdrücke P. Späths entnehmen lassen. Aber wo sind heute die Kreise, die der damals in das stille Wasser unserer Synode geworfene Stein verursacht hat? Das möge man doch einmal zeigen? Oder mit andern Worten: wenn es P. Späth möglich war von dem Inhalt des damaligen Referat, Kenntniß zu nehmen, so wäre es ihm auch möglich gewesen, sich darüber zu unterrichten, in welcher Weise dasselbe von der gesammten Synode aufgenommen und beantwortet wurde, und das ist ja gerade das Entschei-

dende. Denn das sollte er doch als Präsident des Generalkoncils und als ein im amerikanisch-kirchlichen Leben erfahrener Mann gewußt haben, daß keine kirchliche Gemeinschaft derartige Angriffe auf ihr Bekenntniß, wenn sie aus ihrer eigenen Mitte kommen, ohne Antwort lassen kann. Da hätte er sich denn genügend darüber vergewissern können, daß derselbe zweite Distrikt im Jahre 1880 folgenden Beschluß faßte: „Zugleich kann der Distrikt nicht umhin seine Ueberweisung des P. Behrendtschen Referats an die Redaktion der Theol. Zeitschrift zum Abdruck als eine übereilte zu bezeichnen, da er die Arbeit nur theilweise gehört hatte;" ebenso auch darüber, daß alle andern Distrikte sich auf's Entschiedenste dagegen aussprachen und beschlossen, daß derartige Angriffe auf das Bekenntniß unserer Synode nicht mehr gestattet sein sollten; daß ferner ein Antrag in der Generalsynode von 1880 dahin gehend, daß Angriffe auf diese Grundlage unserer Synode (das Bekenntniß) entschiedene Zurückweisung erfahren sollten, als so selbstverständlich angesehen wurde, daß eine Diskussion darüber gar nicht stattfand. Ob Angesichts dieser Thatsachen P. Späth und die A. E. L. Kztg. auch noch ferner von den „Kreisen dieser Synode" u. s. w. reden wollen, überlassen wir ihrem eigenen Eifer für die Wahrheit. Worauf aber die A. E. L. Kztg. die Behauptung gründet, die nebenbei gesagt in der Broschüre von P. Späth sich nicht findet, daß man nämlich in eben diesen Kreisen diesem Chaos keinen langen Bestand voraussagt, das möchten wir doch wissen. Was das Lob „dieser Leute" betrifft, so sind wir überzeugt, daß wenn diejenigen unter unsern Synodalgliedern aufgerufen würden, die Anspruch darauf zu haben glauben, sich kein Einziger melden würde. Zudem ist dieses Lob ein polemischer Kniff, der weder neu noch nobel ist. Daß es Leute gibt, welche die Mißstände, die auch in unserer Synode so wenig wie in irgend einer andern in der Welt, fehlen, beim rechten Namen nennen, das wissen wir und hoffen, daß es uns nie an solchen Leuten fehlen werde. Unsere Synode selbst aber und unser Bekenntniß sehen wir keineswegs als einen Mißstand, sondern als ein von dem Herrn uns anvertrautes Pfund an, über dessen treue Bewahrung und weise Mehrung wir einst Rechenschaft ablegen müssen.

Auffallend hätte es aber doch so wohl P. Späth wie der A. E. L. Kztg. erscheinen müssen, daß diese Leute mit ihrem klaren hellen Blick nicht einmal die Rattenklugheit haben sollten, sich aus diesem Chaos, das keinen Bestand haben soll, zu retten. Vielleicht ist ihr Blick doch nicht in der Art klar, wie man es im konfessionalistischen Lager wünscht, vielleicht aber auch klar genug um, wenn auch einer von ihnen die Synode als Chaos ansehen sollte, im ersten Buch Mose lesen zu können, daß das Chaos allerdings keinen Bestand hatte, sondern unter der Einwirkung des göttlichen Geistes durch die Macht des göttlichen Wortes zu einer Schöpfung sich gestaltete. Nun Gottes Wort hat unsere Synode auch, und in Luk. 11, 13 ist der heilige Geist nicht blos den Anhängern der Concordienformel verheißen, und ein Recht unsern himmlischen Vater zu bitten, wird man uns doch nicht abstreiten wollen.

Was nun aber die „ungerechtfertigte Weise“ betrifft,“ in der Dr. Pfleiderer „die unirte, deutsche evang. Synode in Nordamerika zu seinem Liebling erkoren hat und lobend hervorhebt,“ so beschränkt sich dieselbe darauf, daß er nach wörtlicher Anführung von § 2, 3 und 4 unserer Synodalverfassung frägt: „Ist das nicht ächt-lutherisch und ächt evangelisch zugleich?“ Daß nicht Jedermann mit „Ja“ darauf antworten werde, sagt Dr. Pfleiderer selbst und macht darauf aufmerksam, daß in Amerika das „lutherisch“ anders verstanden wird, als er selbst es thut. Er führt denn weiterhin noch einige Sätze aus dem Kalender von 1882 an, gibt die Summenzahlen unserer Statistik für 1881, bringt einen kurzen Abschnitt aus der Denkschrift zur 25jährigen Jubelfeier unseres Predigerseminars und sagt dann: Nach allem, was ich von dieser Synode gesehen habe — . . . . — stimme ich dem Urtheile H. Krummachers über diese Synode vollkommen bei, wenn er sagt: „Meine Ueberzeugung ist, daß diese Evangelische Synode eine schöne Zukunft, ja daß sie, wenn auch zur Zeit nicht der umfangreichste und mit äußern Mitteln am meisten gesegnete, doch der zukunftsvollste unter den deutschen Kirchenkörpern ist. Was ich gesehen und gehört, hat mir den Eindruck gegeben, daß in den Gemeinden, in der Geistlichkeit und in den Anstalten der Ev. Synode ein kräftiges und gesundes evangelisches Leben herrscht und ein eifriges, thätiges Streben, nicht unter einer Parteifahne, sondern unter dem Banner des Evangeliums die Kinder unseres Volkes in der Fremde kirchlich zu sammeln.“ Zu diesen Worten fügt denn Dr. Pfleiderer noch hinzu: „Wer möchte leugnen, daß die Möglichkeit gegeben ist, daß gerade diese Synode berufen sein möchte, den Grundstock zu bilden für die Sammlung aller jener evangelischen Elemente, die sich nach und nach im weiteren Verlauf der amerikanischen Kirchengeschichte aus den immer enger und immer strenger sich zuspitzenden lutherischen Fraktionen losschälen werden?“

Wenn nun nicht die Behauptung, auch nicht das unumwundene Zugeständniß, sondern nur das bloße Nichtabweisen einer gegenwärtig nur gedachten Möglichkeit als eine ungerechtfertigte Weise erklärt wird, so können wir leicht erkennen, daß das Maß des Wohlwollens, dessen sich unsere Evang. Synode von Seiten der A. E. L. Kztg. erfreut, ein außerordentlich kleines ist.

Der bisher besprochene Artikel der A. E. L. Kztg. hat nun seinen Ursprung in der darin erwähnten Broschüre P. Späths, deren auf unsere Evang. Synode bezüglichen Abschnitt wir wörtlich wiederzugeben, unsern Lesern nicht versagen dürfen.

Die deutsche evangelische Synode von Nordamerika.

Nach allen diesen Leistungen des Berichterstatters der Amerikanischen Reisebilder darf es uns dann freilich nicht mehr so ungeheuerlich erscheinen, wenn auf Seite 128—136 der Versuch gemacht wird, die „Deutsche Evangelische Synode von Nordamerika,“ (früher „Der Evangelische Verein des Westens“ genannt) nicht blos als einen organischen Theil der amerikanisch-lutherischen Kirche mitzurechnen, sondern geradezu als den Repräsentanten eines gesunden, zukunftsfähigen Lutherthums darzustellen. Es gehörte in der That eine gewisse Unverfrorenheit dazu, dies in der radicalen Weise zu thun, wie

es dem Verfasser beliebte. Den Brüdern der evangelischen Synode selbst ist so Etwas noch nie eingefallen. Sie wollen nicht lutherisch sein. Die Idee, daß sie im Brobst'schen oder irgend einem andern lutherischen Kalender ihre Namen zu finden berechtigt wären, ist ihnen gerade so wenig aufgestiegen als die, die Namen der lutherischen Pastoren Amerikas in ihren eigenen Kalender aufzunehmen. Und wir bezweifeln sehr, ob dieser kühne, zukunftsreiche Gedanke nun durch Herrn Professor Pfleiderers Anregen bei der evangelischen Synode Eingang finden wird. Ueberdies macht unser Rechenmeister bei der ganzen triumphirenden Beweisführung, daß die „evangelische Synode" zu den „Lutheranern" gerechnet werden müsse, gar glänzendes Fiasco. Wenn das so klar ist, warum hat er denn selber die 402 Pastoren, 510 Gemeinden, 80,610 Communicanten der evangelischen Synode in seiner Statistik auf Seite 88 von den „Lutheranern" ausgeschlossen? Es passirt ihm eben hier, wie an andern Stellen seiner Schrift, daß er auf einer Seite vergißt, was er auf der andern geschrieben.

Aus den Statuten der evangelischen Synode wird der Nachweis geliefert, daß dieselbe nur zu gewissen übereinstimmenden Lehren der lutherischen und reformirten Symbole sich bekennt, über die Differenzpunkte aber ein Bekenntniß ablehnt, — und dazu wird dann triumphirend ausgerufen: „Ist das nicht ächt-lutherisch?" Das sollte denn doch ein redlicher Mann, der die Reformations-Geschichte, oder auch nur die Augustana kennt, nicht sagen. Es ist das ächt-unirt und es mag den betreffenden Brüdern ein rechter Ernst damit sein, aber „ächt lutherisch" ist das nicht. Es ist auch nicht der Standpunkt der württembergischen Landeskirche, die hier wieder zur Parallele beigezogen wird. Wenn einmal in Württemberg der zehnte Artikel der Augsburgschen Confession gestrichen, wenn einmal das fünfte Hauptstück mit seiner Erklärung aus dem württembergischen Katechismus und der Kinderlehre ausgemerzt und dafür die Worte eingerückt sein werden: „Wir verweisen hier auf die darauf bezüglichen Stellen der h. Schrift und bedienen uns der in der evangelischen Kirche hierin obwaltenden Gewissensfreiheit" — dann wollen wir anfangen zu glauben, daß die evangelische Synode von Nordamerika der „württembergischen Landeskirche entspricht."

Die Verkehrtheit in der Art des Verfassers, die „Evangelische Synode von Nordamerika" zu einem Theil der lutherischen Kirche stempeln zu wollen, kann durch nichts schlagender widerlegt werden, als durch das Zeugniß der hervorragendsten Glieder der evangelischen Synode selbst. Seit einer Reihe von Jahren wird nämlich in jenem Kreise, besonders in der „Theologischen Zeitschrift" der Synode die „Bekenntnißfrage" auf's lebhafteste besprochen. Es wird als eine Forderung der Ehrlichkeit hingestellt, daß Gemeinden, welche sich diesem unirten Synodalverband anschließen, nicht den Namen einer andern Kirche („lutherisch" oder „reformirt") führen sollen. Sie sind nicht lutherisch, und sollen sich auch nicht lutherisch nennen. Das fordern die ehrlichen Geister in jener Synode. „Wir sind eine Kirche im Unterschied von andern Kirchen" sagen sie. „Es bestehen in Wirklichkeit drei evangelisch-protestantische Kirchen neben einander: eine lutherische, eine reformirte und eine unirte." „Lutherisch wollten wir nicht sein, reformirt auch nicht." Was nun? wenn Herr Professor Pfleiderer dekretirt hat: „Sie sind Lutheraner; ihr Bekenntnißparagraph ist „ächt-lutherisch"?!

Ja, dieser Bekenntnißparagraph mit seiner „Gewissensfreiheit" macht eben auch den ernsteren Gemüthern in der evangelischen Synode manche Sorge. Seit 1877 ist in der obengenannten Theologischen Zeitschrift wiederholt und unumwunden die „Unzulänglichkeit, farblose Verschwommenheit, Unbrauchbarkeit, ja Unchristlichkeit" desselben eingeräumt und die Nothwendigkeit eines festeren Bekenntnisses betont worden. Die Besorgniß wird laut: „Es wird auf die Dauer schwer halten, auf dem Grund des gegenwärtigen Bekenntnißstandes ein einheitliches und friedliches Zusammenwirken aller Glieder der Synode zu erhalten; die Ansätze zu Mißverständnissen, Mißhelligkeiten und möglich werdenden Spaltungen zeigen sich jetzt schon und werden, wie kaum anders zu erwarten, mit der Zeit immer stärker hervor treten." So sagt nicht ein blinder,

confessionalistischer Zelot, sondern ein Glied der evangelischen Synode, Pastor Dresel, in ihrer Theol. Zeitschrift, 1880, Pag. 61. Und Pastor Behrendt, aus demselben Kreise, bezeugt: „Wir befinden uns in der That in einer sehr mißlichen Lage, in einer Lage, aus der es scheinbar kein Entrinnen gibt. Manche unter uns sind mit dieser kirchlichen Verwirrung zufrieden und denken, das müßte so sein, meinen wohl gar, darin bestehe der große Vorzug der sich evangelisch nennenden Kirche, welche darnach ein „Chaos," ein „menschliches Durcheinander von Ja und Nein in Lehre und Leben", aber kein „festgegliederter, auf sicherem Fundamente ruhender Gottesbau sein würde." (Theol. Zeitschrift, 1879, Pag. 152.) Ja es wird erklärt, wenn der herrschenden Unbestimmtheit und Verschwommenheit im kirchlichen Bekenntnißstand ein Ende gemacht werden sollte, so müßte eben festgestellt werden, „was fortan von einem jeden evangelischen Christen, resp. von einem jeden Glied der Synode zu glauben sei. Das könnte aber nichts anders sein, als entweder das, was die lutherische oder das, was die reformirte Kirche lehrt, mit Ausschluß der abweichenden Meinung." (Theol. Zeitschrift 1879, S. 216). Endlich wird geradezu die Frage aufgeworfen: „Wäre es nicht besser, unsre evangelische Synode striche den Artikel von der Gewissensfreiheit und erklärte sich — entweder für die lutherische oder die reformirte Auffassung und wiese dadurch den ihr gemachten Vorwurf der Unentschiedenheit oder der Glaubensmengerei zurück?" (Theol. Zeitschrift 1879, S. 200 ff.) Die redliche Antwort, die darauf gegeben wird, lautet: „Dadurch würde unsre evangelische Synode sich einfach auflösen." Wahrlich, diese Leute beschämen den deutschen Professor mit ihrem hellen, klaren Blick und ihrem mannhaften Muth, der sich nicht scheut, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Auch tritt dabei eine der einfachsten und tiefgreifendsten Thatsachen des religiösen Lebens in Amerika zu Tage, die freilich unserm deutschen Wandersmann, wie es scheint, verborgen geblieben ist, oder die er wenigstens in diesem Zusammenhang nicht sehen will, nämlich, daß die Freikirche, wenn sie Lebensfähigkeit haben soll, nothwendig den Charakter der Bekenntnißkirche haben muß; je klarer, entschiedener und männlicher, desto besser!

Was nun diesen Artikel ausschließlich betrifft, so mögen noch einige Bemerkungen darüber hier ihre Stelle finden. Wenn Dr. Pfleiderer ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß er § 2, 3 und 4 unserer Statuten ächt-lutherisch nennt, so lehrt ein Blick in den betreffenden Abschnitt seines Buches, daß er das ächt-lutherisch in seinem Sinne und nicht im Sinne des Generalconcils oder der Missourisynode versteht. Wozu also noch beweisen, daß wir nicht ächt-lutherisch sind im Sinne von P. Späth? Uebrigens ist eine Verständigung darüber, wer ächt-lutherisch sei und wer nicht, kaum oder gar nicht möglich. Aecht lutherisch will beinahe jede protestantische Partei sein, und in der That war Luthers Begabung so reich, sein Leben so wechselvoll, seine Schriften so vielseitig, daß beinahe Jeder etwas ächtes daraus für sich nehmen kann. Aecht lutherisch war sein Leben im Kloster, sein Auftreten in Wittenberg, in Worms, während des Bauernkriegs, in Marburg. Alles das ist ächt lutherisch, denn geheuchelt hat Luther nicht.

Wir könnten uns, gerade weil wir unirt sind, mit ebensoviel Recht lutherisch nennen, wie viele Andere, denn die Unterschrift Dr. Martin Luthers unter den Marburger Artikeln ist unzweifelhaft ächt. Indeß wir nennen uns nicht lutherisch, wollen's nicht und brauchen es nicht; denn vergleiche Apostelgeschichte 4, 12.

Wenn nun weiterhin behauptet wird, es werde von Dr. Pfleiderer der Nachweis geliefert, daß wir über die Differenzpunkte ein Bekenntniß ableh-

nen, so würden wir, wenn Dr. Pfleiderer dies zu beweisen versucht hätte (er hat es aber weder versucht, noch gethan), uns dagegen verwahren, müssen aber P. Späth entgegnen, daß die Worte: „in ihren Differenzpunkten aber hält sich die deutsche Evangelische Synode von Nordamerika allein an die darauf bezüglichen Stellen der heiligen Schrift" doch wahrhaftig nicht sagen: wir lehnen ein Bekenntniß ab. Halten und ablehnen sind doch nicht identische Begriffe; so etwas wird man uns doch nicht weis machen wollen. Oder, wird man vielleicht sagen wollen: das Halten an der Schrift ist Ablehnung eines Bekenntnisses. Das könnte es nur sein, wenn Schrift und Bekenntniß in demselben Verhältniß wie „halten" und „ablehnen", d. h. im Widerspruch ständen. Das glauben aber weder wir noch P. Späth. Außerdem werden wir wohl auch daran erinnern dürfen, daß Luther in Marburg nicht das in, sub et cum vor sich auf den Tisch geschrieben hatte, sondern die Schriftworte: „Das ist mein Leib." Hat er damit ein Bekenntniß abgelehnt, oder hat er damit unlutherisch gehandelt? Wenn wir dem Satz: „Wenn einmal in Württemberg u. s. w." mit der Erklärung entgegentreten wollten, daß wir den zehnten Artikel der Augsburgischen Confession nicht gestrichen haben und daß auch das fünfte Hauptstück nicht aus unserem Katechismus ausgemerzt ist, auch sich dort nicht die Worte finden: „Wir verweisen hier" u. s. w., sondern eine Erklärung des fünften Hauptstücks, die zum größten Theil Luthers Katechismus und dem württembergischen Confirmandenbuch entnommen ist, so könnte er uns antworten, daß er nicht gesagt habe, daß diese Dinge bei uns auch gestrichen und ausgemerzt seien und statt dessen ein Satz unserer Synodalverfassung im Katechismus stehe. Aber das wird er nicht leugnen können, daß jeder Leser aus seinen Worten den Schluß ziehen muß, daß es bei uns schon so sei, wie es in Württemberg gemacht werden müßte, wenn die evangelische Synode von Nordamerika der württembergischen Landeskirche entsprechen sollte, d. h. daß wir wirklich den zehnten Artikel der Augsburgischen Confession gestrichen und das fünfte Hauptstück ausgemerzt hätten. Kennt nun P. Späth den Sachverhalt oder kennt er ihn nicht?

Kennt er ihn nicht, warum schreibt er dann über Dinge, von denen er nichts weiß, während er es doch wohl wissen könnte, wenn er es wollte? Kennt er ihn aber, warum schreibt er denn „zur Steuer der Wahrheit" einen Satz, der bei seinen Lesern denselben Irrthum hervorrufen muß, den eine einfache Unwahrheit auch erzeugt hätte?

Weniger fein wird im Folgenden zu Werke gegangen. Seit den Distriktssynoden von 1880 ist die Bekenntnißfrage in der Theol. Zeitschrift nicht mehr besprochen worden. Wie kann man nun sagen: „Seit einer Reihe von Jahren wird" u. s. w.? Es wurde wohl, aber es „wird" nicht mehr, und das nun schon seit beinahe drei Jahren. Oder ist „wird" und „wurde" gleichbedeutend?

Die in dem Satz: „Das fordern die ehrlichen Geister in jener Synode" versteckte, gegen einen Theil unserer Synodalglieder gerichtete Verdächtigung

müssen wir entschieden zurückweisen. Mit keinem Worte ist den Vertretern der Namensfreiheit der Gemeinden der Vorwurf gemacht worden, daß sie keine ehrlichen Geister seien. Niemals ist ihre Ehrlichkeit von ihren Opponenten in Zweifel gezogen worden. Und nun kommt der Präsident des General-Concils, dem die inneren Angelegenheiten unserer Synode gerade so wenig angehen, wie unserm Synodalpräses die inneren Angelegenheiten des Generalconcils, und erklärt nur einen Theil der Synodalglieder im Gegensatz zu den übrigen als „ehrliche Geister". Das ist doch wahrhaftig nichts anderes als ein Versuch, das gegenseitige Vertrauen und die gegenseitige Achtung, die bei aller Meinungsverschiedenheit niemals fehlen dürfen, innerhalb unserer eigenen Synode zu vergiften.

Bei der nun folgenden Besprechung hätte uns P. Späth einen großen Dienst erwiesen, wenn er angegeben hätte, wo in der Theol. Zeitschrift er den Satz gelesen hat, in dem die Worte „Unzulänglichkeit, farblose Verschwommenheit, Unbrauchbarkeit, ja Unchristlichkeit" gerade so und gerade in dieser Verbindung vorkommen.

Was die Besorgniß von P. Dresel betrifft, so wird man dieselbe Angesichts der Streitigkeiten zwischen den Anhängern der Concordienformel doch nicht zu Gunsten dieser ausbeuten wollen. Weder die Concordienformel noch die Solida declaratio haben die früheren und gegenwärtigen Lehrstreitigkeiten innerhalb der lutherischen Kirche verhindert. Die Einigkeit einer kirchlichen Gemeinschaft beruht überhaupt nicht auf dem in ihr geltenden Buchstaben, sondern auf dem in ihr herrschenden Geiste.

Interessant ist es, das nun folgende Citat von P. Behrendt: „Wir befinden uns in der That" u. s. w. mit seinem Urtexte zu vergleichen. Dieser lautet:

> Wir sind in der That in einer sehr mißlichen Lage, in einer Lage, aus der es scheinbar kein Entrinnen gibt. Manche unter uns sind mit dieser kirchlichen Verwirrung zufrieden und denken, das müßte so sein, meinen wohl gar, darin bestehe der große Vorzug der sich evangelisch nennenden Kirche. In solcher Anschauung liegt aber nichts Geringeres als eine Herabwürdigung der im Worte Gottes gegebenen wahren evangelischen Kirche. Diese aber ist kein Chaos, kein menschliches Durcheinander von Ja und Nein in Lehre und Leben, sondern ein festgegliederter, auf sicherem Fundamente ruhender Gottesbau u. s. w.

Wie nun aber P. Späth bei den beiden folgenden Citaten verfährt, das ist einer näheren Betrachtung werth. Beide sind von einem Opponenten des P. Behrendt, von einem Vertheidiger unseres Bekenntnißparagraphen geschrieben. In beiden Artikeln, denen sie entnommen sind, werden von P. Schory die Consequenzen aus den Behrendtschen Prämissen gezogen und gezeigt, daß die Annahme dieser Sätze und ihre praktische Ausführung durch Aenderung des Bekenntnisses zur Verwirrung und Auflösung unserer Synode führen müßte. Außerdem wird nachgewiesen, daß unser Bekenntniß nicht unbestimmt und verschwommen, sondern sicher und klar ist und daß eben P. Behrendt die Bekenntnißstellung unserer Synode gänzlich mißverstanden hat.

Das Original des ersten Citats lautet nun:

Vorausgesetzt die Gewissensfreiheit würde nach dem Rathe des verehrten Thesenstellers gestrichen, so müßte in den Differenzpunkten festgestellt werden, was fortan von einem jeden Evangelischen Christen, resp. von einem jeden Gliede der Synode zu glauben sei. Das könnte aber nichts anders sein, als entweder das, was die lutherische oder reformirte Kirche lehrt mit Ausschluß der abweichenden Meinung. Wo bliebe da noch unsere evangelische Kirche und welches Existenzrecht hätte sie da noch aufzuweisen? Ich behaupte, keins. Sie wäre gezwungen sich aufzulösen und in eins der beiden Heerlager überzugehen. Ich fürchte nicht, daß die Ansicht des verehrten Thesenstellers (P. Behrendts) viel Anklang finden werde, sonst würde mir's von Herzen leid thun, denn sein Rath, so wohlgemeint wie er ist, führt zur Auflösung unserer Evangelischen Synode, unter deren Panier der Herr uns so reichlich gesegnet und unter welchem Viele von uns bereits ergraut sind. Der Herr verhüte das und schärfe uns die Augen, daß wir nicht Andern zur Freude unser eigenes Grab uns bereiten.

Daraus macht man nun: „Ja es wird erklärt" u. s. w. Wer erklärt denn das? P. Schory. Nun der bestreitet ja gerade, daß in unserem Bekenntnißstand Unsicherheit und Verschwommenheit herrsche. Nun dann ist's P. Behrendt. Der will aber, daß sich die evangelische Kirche zufrieden erkläre mit dem Worte der Schrift, zufrieden mit der eigentlichen Substanz des christlichen Glaubens, aber von der Ergründung des Wie dieser Glaubenssubstanz durch uns Abstand nehme. Der erklärt es also auch nicht. Wer denn? Der Präsident des Generalconcils.

Aehnlich wird es in dem folgenden Citat gemacht: „Endlich wird geradezu die Frage aufgeworfen: Wäre es nicht besser" u. s. w. Das Original des Citats lautet:

Wäre es trotz allem dem nicht dennoch besser, unsere Evangelische Synode striche den Artikel von der Gewissensfreiheit und erklärte sich für eine der beiden obengenannten Auffassungen, d. h. entweder für die lutherische oder die reformirte, und wiese dadurch den ihr gemachten Vorwurf der Unentschiedenheit oder der Glaubensmengerei zurück?

Antwort: Dadurch würde unsere Evangelische Synode sich einfach auflösen und die Existenz der evangelischen Kirche als eine unnöthige und unberechtigte erklären. Denn u. s. w.

Warum sind die Worte „trotz allem dem" und „dennoch" im Citat weggelassen? Weil man sie nicht braucht. Wer braucht sie nicht? Etwa P. Schory? Der braucht sie sehr nöthig, denn er weist mit den Worten „trotz allem dem" und „dennoch" auf das zurück, was er im Vorhergehenden ausgeführt hatte, nämlich: daß das Bekenntniß unserer Synode nicht unzulänglich und unbrauchbar ist, sondern gerade umgekehrt; daß die Gewissensfreiheit nicht unbegrenzt sondern genau begrenzt ist. Gerade deßwegen frägt nun P. Schory: „Wäre es trotz allem dem nicht dennoch besser u. s. w.," und schließt dadurch eine bejahende Antwort auf seine Frage von vornherein aus, antwortet also mit Nein.

Aber P. Späth kann die Worte „trotz allem dem" und „dennoch" nicht brauchen und darum läßt er sie weg. Er will ja mit diesem Citat beweisen, daß der Bekenntnißparagraph dem Verfasser des Citats ernste Sorge mache. Er citirt ja um zu zeigen, daß die Nothwendigkeit eines festeren Bekenntnisses betont worden sei. Darum muß er die Frage so formuliren, daß es den

Anschein gewinnt, als ob die Frage wahrheitsgemäß mit Ja beantwortet werden müßte, wenn der Verfasser nicht durch die Rücksicht auf den Bestand der Evang. Synode von dieser Antwort abgehalten würde. Dazu macht dann noch P. Späth dem Verfasser das Kompliment der Redlichkeit. Das ist doch fein. Wir unsrerseits können im Hinblick auf die Citationsweise der Späthschen Schrift das Kompliment nicht erwiedern.

Eine gewisse Komik erhält die Sache, wenn man genauer zusieht, wie die beiden diametral entgegengesetzen Opponenten Behrendt und Schory für die Zwecke P. Späths ausgenützt werden.

P. Behrendt behauptet: (um es möglichst kurz zu sagen) das Bekenntniß ist nicht gut und muß geändert werden.

P. Schory: Das Bekenntniß ist gut und muß nicht geändert werden.

Wer hat nun Recht? Alle beide? Sicherlich, denn P. Späth citirt ja beide in gleicher Weise zum Beweis seiner Behauptungen und belobt sie noch obendrein wegen ihres hellen, klaren Blickes; wie sollte da einer von ihnen Unrecht haben können?

Der Schlußsatz: „Auch tritt dabei" u. s. w. mag mit seiner wohlmeinenden Belehrung möglicherweise für den deutschen Wandersmann, der doch in drei Monaten unmöglich Alles sehen konnte, nöthig gewesen sein, unserer evangelischen Synode gegenüber ist er ein reines opus supererogativum. Die Gründer unserer Synode wußten's, daß eine Freikirche den Charakter einer Bekenntnißkirche haben muß, darum haben sie das Bekenntniß unserer Synode angenommen; die Distrikte und die Generalsynode wußten's im Jahre 1880, darum haben sie alle Angriffe auf das Bekenntniß unserer Synode entschieden zurückgewiesen, und wir wissen's auch, darum werden wir das Bekenntniß unserer Synode allen Mißdeutungen und Entstellungen gegenüber auf's Entschiedenste vertheidigen.

Und nun noch ein Wort. Wir werden von P. Späth in dem betreffenden Abschnitt als Brüder angeredet. Es wäre sicher nicht „ächt-unirt," wenn wir die uns von dem Präsidenten des Generalkoncils der evangelisch-lutherischen Kirche in Nordamerika angebotene Bruderhand nicht annehmen wollten. Leider aber müssen wir gestehen, daß sich uns beim Lesen des Abschnittes über „die deutsche evangelische Synode von Nordamerika," die Erinnerung an zweiten Sam. 20, 8 ff. unwillkürlich aufgedrängt hat. Sollten wir indeß P. Späth mit diesem Gedanken Unrecht gethan haben, so stehen wir nicht an ihn dafür um Verzeihung zu bitten.

Kirchliche Rundschau.

Die Jubelfeiern des Methodismus. Das Trusteeboard des deutschen Wallace-Collegiums zu Berea hat im Juni 1882 beschlossen, daß folgende Zuschrift den deutschen Conferenzen vorgelegt, und nach Annahme den Bischöfen der bischöflichen Methodisten-Kirche, welche mit der Ausarbeitung eines Festplans für die hundertjährige Jubelfeier beauftragt waren, zugesandt werden sollte:

„Ehrwürdige und vielgeliebte Väter!

Indem wir unserer Herzensfreude über die im Jahre 1884 abzuhaltende Jubiläumsfeier Ausdruck geben und Gott dem Herrn danken für das beispiellose Gedeihen, womit er unsere geliebte Kirche gesegnet hat, erlauben wir uns, Sie achtungsvoll auf einige Umstände und Bedürfnisse innerhalb des deutschen Methodismus aufmerksam zu machen, welche unserer Ueberzeugung nach in dem Plan zur Feier des Jubiläums Berücksichtigung verdienen:

Am 17. September 1885 werden es 50 Jahre sein, daß Dr. W. Nast in die Ohio-Conferenz aufgenommen wurde, und der deutsche Methodismus möchte alsdann das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestandes feiern.

Da wir aber auch zugleich mit der ganzen Kirche das Jubiläum ihrer Organisation begehen wollen, so bitten wir in dem von Ihnen ausgehenden Plan anzugeben, daß die deutschen Methodisten diese beiden Jubileen vom Spätjahr 1884 bis Spätjahr 1885 feiern werden.

Solche Anordnung würde uns Gelegenheit bieten, beide für uns so hochwichtige, geschichtliche Thatsachen zu feiern und wir hätten alsdann auch die nothwendige Zeit, unser Volk in gründlicher Weise zu solchen Jubiläumsgaben zu veranlassen, welche wir haben müssen, um die großen Zwecke der Evangelisation der Deutschen durch den Methodismus in Ausführung zu bringen.

Unsere Aufgabe wird eine immer mächtigere. Die Einwanderung vom alten Vaterlande überfluthet das Land. Wir müssen alles thun, und alles wagen, um diese Einwanderer für Gott und den Methodismus zu gewinnen und hoffen dabei auf den kräftigen Beistand der ganzen Kirche.

Ein Mittel zur Erreichung dieses großen Zweckes der Evangelisation ist die Feststellung und Erweiterung solcher Lehranstalten, in welchen junge Leute für den Missionsdienst unter den Deutschen ausgebildet werden. Wir müssen unsern Stiftungsfond vergrößern, um den zu geringen Gehalt der Professoren und die unzulänglichen Lehrkräfte zu vermehren; wir brauchen Gebäulichkeiten, Bibliotheken und andere Hülfemittel, und bitten daher in dem dem deutschen Methodismus gewidmeten Paragraphen Ihres Planes die Lehranstalten des deutschen Methodismus als Gegenstand für die Jubiläumsgaben der deutschen Methodisten zu bezeichnen, mit der Klausel, daß solche Gemeinden, welche eine sehr schwere Schuldenlast zu tragen haben, ihre Jubiläumsgaben theilweise zur Reducirung dieser Schulden benützen.

Auch gibt es gewiß Freunde englischer Zunge, welche, wenn darauf aufmerksam gemacht, uns gewißlich in diesem großen Werke behülflich sein würden, und wenn in dem von den Bischöfen ausgehenden Plan solche Freunde auf die hohe Wichtigkeit unseres Jubiläums-Unternehmen hinweisen würden, so würde einer großen Missionssache Vorschub geleistet werden."

(Man vergleiche damit Seite 23 des Januarheftes 1882 der Theologischen Zeitschrift. D. R.).

Der Ausgleich mit Rom hat einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan. Wie nahe er aber am Ziele ist, das vermag immer noch Keiner zu sagen. Versprechungen des Entgegenkommens sind beiderseits gemacht worden und man ist wohl auch geneigt dieselben zu halten. Gerade deßhalb aber hat sowohl Bismarck, wie namentlich die Curie sich gehütet zu viel zu versprechen. Die beiden wichtigsten Actenstücke sind das Schreiben des deutschen Kaisers und die Note des Kardinals Jacobini. Obgleich beide den Lesern der Theologischen Zeitschrift schon bekannt sein mögen, so wird es nicht überflüssig sein, dieselben theilweise noch einmal hier wiederzugeben. Das erstere hat folgenden Wortlaut:

Berlin, 22. December 1882.

Euerer Heiligkeit danke Ich für das Schreiben, welches Sie unter dem 3. d. M. an Mich gerichtet, und erwidere von Herzen das Wohlwollen, welches Sie darin für Mich zu erkennen geben. Dasselbe bestärkt Mich in der Hoffnung, daß Euere Heiligkeit aus

der Befriedigung, welche Sie mit Mir über die Herstellung und Wirksamkeit Meiner Gesandtschaft empfinden, einen neuen Beweggrund entnehmen werden, das seitherige Entgegenkommen Meiner Regierung, welches die Wiederbesetzung der Mehrzahl der Bischofssitze ermöglicht hat, durch eine entsprechende Annäherung zu erwidern. Ich bin der Meinung, daß eine solche, wenn sie auf dem Gebiete der Anzeige der geistlichen Ernennungen stattfände, noch mehr im Interesse der katholischen Kirche, als in dem des Staates liegen würde, weil sie die Möglichkeit zur Besetzung der im Kirchendienst entstandenen Vacanzen bieten würde. Wenn Ich aus einem Entgegenkommen der Geistlichkeit auf diesem Gebiete die Ueberzeugung entnehmen könnte, daß die Bereitwilligkeit zur Annäherung eine gegenseitige ist, würde ich die Hand dazu bieten können, solche Gesetze, welche im Zustande des Kampfes zum Schutze streitiger Rechte des Staates erforderlich waren, ohne für friedliche Beziehungen dauernd nothwendig zu sein, einer wiederholten Erwägung in dem Landtage Meiner Monarchie unterziehen zu lassen. Ich benutze gern diesen Anlaß, um Euere Heiligkeit auf's Neue Meiner persönlichen Ergebenheit und Verehrung zu versichern. (gez.) Wilhelm.

(gegengez.) v. Bismarck.

An Seine Heiligkeit den Papst Leo. XIII.

Der Papst hat nun in seiner Antwort auch seinerseits die Geneigtheit zum Entgegenkommen ausgesprochen, mit der Erklärung folgender Bedingung: „Wir haben jedoch verlangt, daß man gleichzeitig mit einer Modification der Maßregeln beginne, welche heute die Ausübung der geistlichen Macht und des geistlichen Amtes, sowie den Unterricht und die Ausbildung des Klerus verhindern."

Diese Bedingungen finden sich nun weiter ausgeführt in folgendem Theil der Note des Kardinals Jacobini:

„Der heilige Vater hatte schon in dem bekannten Schreiben an den Erzbischof von Köln ausgesprochen, daß er die Anzeigepflicht gestatten will, wenn auf dem Gebiete der Gesetzgebung entsprechende Reformen zu Stande gekommen wären. Um nun jetzt zu bezeugen, welchen hohen Werth der Papst auf die in dem kaiserlichen Schreiben enthaltenen friedlichen Erklärungen legt und wie lebhaft er den Wunsch hegt, mit aller Bereitwilligkeit die Ursachen der Uneinigkeit zu beseitigen, auch ohne die vollständige Prüfung aller der Kirche nachtheiligen Bestimmungen abzuwarten, ist er geneigt, einzuwilligen, daß sich jene Prüfung für jetzt nur auf einige Punkte beschränke, und daß die Bewilligung der Anzeige gleichen Schrittes mit der Revision der Gesetze erfolge. Derselbe hat ferner befohlen, zu erklären, daß den Bischöfen die geeigneten Instructionen ertheilt werden sollen zur Anzeige an die Regierung der neuen Titulare aller der jetzt vacanten Parochieen, welche in dieselben mit kanonischer Institution eingesetzt werden müßten, sobald (— nun kommen die Bedingungen! —) den gesetzgebenden Körperschaften Maßregeln in Vorschlag gebracht worden sind, welche ausreichen, um wirksam zu gewährleisten die freie Ausübung der kirchlichen Jurisdiction sowie die Freiheit der Erziehung und Instruction des Clerus, und die gesetzgebenden Körperschaften ihre Zustimmung kundgegeben haben werden. Die Anzeige, welche für jetzt zeitweilig begrenzt ist, würde auf den Fall der faktischen Vacanzen einen ständigen Charakter für die Zukunft gewinnen, unter Formen, welche durch gemeinsames Uebereinkommen zu bestimmen sind, sobald nur die Revision der Gesetze abgeschlossen sein wird. Der Papst, dem Kaiser auf's tiefste zu Dank verpflichtet für die ihm kundgegebenen versöhnlichen Gefühle, ist der Ueberzeugung, daß dieser die dargelegte Entschließung als einen neuen Beweis des Geistes der Freundschaft und der Mäßigung, von welchem alle seine Handlungen gegen das deutsche Reich vom Beginn seines Pontificates an begleitet waren, erachten wird und daß Ihre Regierung, des Kaisers großmüthigen Absichten sich anschließend, mit ihm gleichen und festen Schrittes dem gewünschten Ziele der Einigkeit zustreben wolle. Der Papst ist fest überzeugt, daß diese Einigkeit große Vortheile für die Lebensbedingungen der Kirche und des Staates hervorbringen werde, und die katholische Bevölkerung mit immer unverbrüchlichen Banden der Treue an den Thron und Ihren Souverän knüpfen werde."

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die von Rom gestellten Bedingungen: Aufhebung des kirchlichen Gerichtshofes, Abschaffung des „Kulturexamens" und Freiheit des Verkehrs mit Rom in sich schließen. Ob die Bedingungen angenommen werden, läßt sich noch nicht sagen; es mag das noch manche Unterhandlungen kosten. Es wird nun allerdings kaum zu befürchten sein, daß die preußische Regierung Vorlagen einbringen wird, ohne Garantieen dafür zu haben, daß die Revision im Falle ihrer Annahme durch den Landtag, auch von der Curie als vollständig genug anerkannt werden wird. Aber wenn auch dieses Hinderniß überwunden wäre, so ist die Annahme der Revision der Maigesetze durch den Landtag noch keineswegs verbürgt und wenn das Centrum an seiner Parole: „Nicht Revision, sondern Aufhebung der Maigesetze" festhält, unmöglich. Da sich aber der Papst auch noch nach der abgeschlossenen Revision ein gemeinsames Uebereinkommen über die Formen der Anzeige vorbehält, so ist leicht zu sehen, daß der Culturkampf noch manche Windung durchlaufen muß, ehe er zu Ende ist; denn die Formen der Anzeige können eben auch so bestimmt werden, daß die Anzeige selbst nur leere Form wird. Die provisorisch zugestandene Anzeige ist für den Staat von keinem, für die Curie von großem Werthe, denn, wie ein europäisches Blatt bemerkt, „eine Erstattung der Anzeige nur behufs der Besetzung der augenblicklich vakanten Pfarrstellen ist lediglich im Interesse der römischen Kirche, welche, nachdem diese Besetzung erfolgt wäre, den kirchenpolitischen Kampf mit verstärkten Kräften wieder aufnehmen könnte." Unbegreiflich könnte es scheinen, wie der Papst dieses Entgegenkommen als einen Beweis des Geistes der Freundschaft und Mäßigung angesehen haben will. Wenn man aber in der Allgem. Ev.-Luth. Kztg. liest: „Auch von evangelisch-konservativer Seite wird anerkannt, daß die römisch-katholische Kirche sich die Anzeigepflicht nach maigesetzlicher Vorschrift nicht gefallen lassen kann, weil u. s. w.," so kann man ein gewisses Recht des Papstes zu dieser Behauptung nicht bestreiten, denn er fordert nicht mehr als das, wofür man im evangelisch-konfessionalistischen Lager, vielleicht vermeintlicherweise im eigenen, thatsächlich aber im Interesse der Curie kämpft.

Es wäre aber Täuschung, wenn man sich der Hoffnung hingeben wollte, daß im Falle eines Friedensschlusses Rom nun auf seinen Lorbeeren ausruhen werde. Ein Blick auf den deutschen Experimentalstaat Baden lehrt uns das Gegentheil. Wie berichtet wird, scheint die gegenwärtige badische Regierung mehrfach bemüht das dortige Altkatholikengesetz zu beugen und die Gemeinden von Säckingen und Thiengen theils durch höchst kleinliche Chikanen, theils durch das Angebot unzulänglicher Abfindungssumme aus den ihnen eingeräumten Kirchen wieder herauszulootsen. Man hat dort nach langem Krieg mit der Curie einen sogenannten Friedensbischof erlangt und diesem die Altkatholiken zum Opfer zu bringen, ist nun eine Maßregel eines liberal katholischen Ministers, dem man das geflügelte Wort nachsagt, die Altkatholiken glaubten noch viel zu viel.

Die Altkatholiken sind aber nur das letzte Glied in der Reihe der Häretiker, welche die Bulle „in coena domini" „eine Schaar von Ketzern und Frevlern aller Art" nennt, deren Zurückführung in den Schooß der römischen Kirche ein Ziel ist, das die Curie trotz aller Wendungen und Windungen ihrer Kirchenpolitik niemals aus den Augen verliert.

Zur bevorstehenden Lutherfeier schreibt die ultramontane Schlesische Volkszeitung folgenden Drohartikel an das evangelische Deutschland:

„Was die Folge eines solchen Vorgehens sein würde, liegt auf der platten Hand. Was katholischerseits in diesem Fall geschehen würde, das wollen wir hier rechtzeitig und zur Warnung hiermit ausgesprochen haben. Es würde dann auch katholischerseits zur Vertheidigung und Abwehr nicht blos in der Presse, sondern wohl auch in allen katholischen Kirchen, in welchen sonst grundsätzlich niemals Polemik gegen die Protestanten getrieben wird, sowie in zahlreichen Versammlungen aller Orten Luthers Leben und Wirken behandelt werden. Der nöthige Stoff für Leitartikel, Broschüren und Flugschriften liegt in populärer Form präparirt bereits in den Redactionspulten sämmtlicher katholischen Zeitungen zur Verfügung. In allen katholischen Kirchen würden dann

voraussichtlich Sühnegottesdienste gehalten und das Tedeum gesungen werden, daß Gott trotz aller Versuchungen und Verführungen vor 400 Jahren die katholische Kirche in Preußen und Deutschland so gnädig erhalten und innerlich und äußerlich so wunderbar und herrlich hat gedeihen und wachsen lassen. In den größten Sälen würden endlich glänzende Versammlungen und große Volksmeetings gehalten werden, in welchen unsere größten und begabtesten Redner der staunenden Welt ein wirkliches und wahrhaftiges Bild Dr. Martin Luthers vor die Augen malen würden. Wird doch jetzt in den weitesten Kreisen der Katholiken Luthers Leben nach Janssen und Evers fleißig studirt, in der Bibel geforscht, ob sie für oder wider Luther spricht, und Shakespeare studirt, ob er mehr für die evangelische oder die katholische Geistlichkeit und Lehre eingenommen ist, so daß es den Rednern nicht an Material und den Zuhörern nicht an Verständniß fehlen würde! So würde und so müßte es kommen, wenn man protestantischerseits in unserem paritätischen Preußen und speciell in unserem katholisch vorwiegenden Schlesien die Lutherfeier zu einer „Nationalfeier" zu stempeln die Kühnheit haben sollte."

Das ist nun eine Dissonanz, die sich vollständig auflösen würde, wenn die Evangelischen Deutschlands die Lutherfeier in völliger Einigkeit begehen würden. Aber gerade daran fehlt es; ja die Lutherfeier wird vielmehr noch dazu benützt, das Feuer des Parteihaders zu schüren. Vom Berliner Rathhaus an, wo man Luthers Verdienste um die deutsche Sprache und Schule feiern will, geht durch alle kirchlichen und theologischen Parteigruppen hindurch die lange Reihe derer, die sich zur Lutherfeier rüsten. Leider aber erhebt sich da ein Zank, wie um den Leichnam Moses. Jeder Theil will Luther für sich allein haben und zu seinen Zwecken feiern. So sagt die Allgem. Evang.-Luth. Kztg.: „Aber wir können uns nicht anschicken für diesen Tag uns zu rüsten, ohne die Bahn frei zu machen zur Linken wie zur Rechten von unberufenen Geistern, die sich als vorgebliche Freunde oder als Feinde eindrängen." Daß unter diesen unberufenen Geistern nicht allein die Glieder des Protestantenvereins gemeint, braucht man nicht erst zu sagen.

Aber auch anderwärts ertönt der Kampfruf. So berichtet Lehre und Wehre: „Sehr gut schreibt das Organ für „positive Union," die in Magdeburg erscheinende „Kirchliche Monatsschrift" vom Januar: „Schon regen sich in Speyer, Eisenach und Eisleben, in Wittenberg, Halle und Berlin, bei Geschichtsforschern, Professoren und Stadtverordneten mannigfache Festzurüstungen. Vor allem muß man wünschen, daß wir nicht des todten Luthers Grab bauen und schmücken, sondern des lebendigen Luthers Kirche." Dazu fügt L. u. W. in Parenthese die trockene Frage hinzu: „Muß dann aber nicht auch die sogenannte positive Union beseitigt werden?" Das ist doch wenigstens deutlich. Nicht minder wird aber auch von demselben Blatte der 400jährige Geburtstag Luthers als eine Ermahnung zu weiterem Kampfe gegen die Ohio-Schmidtsche Richtung betrachtet und hingestellt.

So sagt auch Münkels „Neues Zeitblatt": „Die Feier wird also von dieser Seite (Protestantenverein) zu einer großen öffentlichen Demonstration werden, welche sowohl gegen unsere Kirche als gegen Rom gerichtet sein wird, und der so feiernden Gebiete werden in deutschen Landen nicht wenige und nicht kleine sein. Wo nun die Jubelstimmen wider einander angehen, da wird es einen grellen Mißklang geben, der nur die Ohren der Ultramontanen ergötzen wird. Sie werden aus der Feier ihre Beweise schöpfen, wie kläglich es um den Protestantismus steht, der Luther wider Luther in's Feld führt, mit einem Luther den andern zu nichte macht u. s. w." Das sind auch Dissonanzen, auf deren baldige Auflösung aber leider nicht zu rechnen ist. Man hätte aber dennoch erwarten sollen, daß die Freude, wenn auch nicht zum Frieden, so doch wenigstens zur Verträglichkeit mahnen würde. Oder sollte wirklich jeder Gedanke an Verträglichkeit unverträglich mit einer Lutherfeier sein?

Die Heilsarmee in der französischen Schweiz. Die Broschüre der Frau Gräfin Agenor von Gasparin über die sogenannte „Heilsarmee" hat ein ungewöhnliches Aufsehen erregt und ist schnell in fünf Auflagen erschienen. Sie hat wie ein Blitzstrahl ge-

zündet und eine heilsame Ernüchterung in vielen Gemüthern hervorgerufen, die in Gefahr standen, von der durch die „Heilsarmee“ hervorgerufenen Bewegung sich mitfortreißen zu lassen.

Wie werden, fragen wir, in Bezug auf die Kirche Booths „Offiziere“ instruirt? „Hütet euch, so viel wie möglich, euch um die Glieder der Kirche zu kümmern; jedenfalls habt ihr nicht nöthig ihnen zu sagen, was ihr treibt. Da die Diener der Kirchen unserem Einzug in eine Stadt sehr oft scharf entgegentreten, so seid auf euerer Hut, damit ihr keinem von ihnen euere Pläne und Vorhaben kundthut, bis ihr die Gewißheit erlangt habt, entweder daß sie wahre Freunde sind, oder daß ihr die Lokale habt, die ihr wünscht. Die Pfarrer werden euch höflichkeitshalber sagen, daß sie das lebhafteste Interesse an euerem gesegneten Werke nehmen, was sie vielleicht thun, damit es fern von ihnen bleibe. Wenn ihr aber, durch diese Reden irregeleitet, ihnen euere Pläne mittheilt, so werden sie euch sehr leicht hinter's Licht führen, indem sie gegen die Lokale reden, wo ihr am meisten Erfolg hättet, oder die Leute bewegen, euch diejenigen Säle zu verweigern, die ihr am besten brauchen könntet. Verliert nicht euere Zeit mit Disputationen zu Gunsten unseres Werkes oder irgendeines unserer Grundsätze“ (S. 13). „Der kommandirende Offizier wird die Pfarrer nicht aufsuchen; wenn er sich aber in ihrer Gesellschaft befindet, wird er so mit ihnen reden, daß er ihren geistlichen Stand erforscht, sowie ihre Pläne, aber ohne daß er ihnen mehr als nöthig von den seinigen sagt. Wenn er mit ihnen oder anderen Christen redet, wird er eine ruhige Sicherheit an den Tag legen. Mit Erfahrung, mit der Kraft Gottes und der Armee hinter sich, hat er das Recht, wie unerfahren er auch an sich selbst ist, zu reden wie einer, der weiß, was alle Anderen in der Stadt nicht wissen. Aber das wird doppelten Eindruck machen, wenn es ruhig geschieht, ohne jeden Schein von Prahlerei“ (S. 17). „Weit entfernt davon, unsere Organisation nicht vervollständigen zu wollen, suchen wir sie vielmehr zu vervollkommnen, indem wir sie Schritt für Schritt anspruchsvoller machen für diejenigen, die sich uns anschließen, sodaß sie alles außer den wahren Soldaten ausschließen, und wir überlassen den Kirchen diejenigen, die sich mit dem einfachen kirchlichen Leben begnügen. Anstatt auf den Besuch irgend einer Kirche zu dringen, selbst nicht für die Sakramente, lehren wir unsere Leute alle ihre freie Zeit der Armee widmen, und heißen sie die Kirche nur in corpore besuchen, auf Einladungen hin, um allgemeines Wohlwollen zu erregen.“

Die Behandlung des Wortes Gottes betreffend lesen wir S. 19: „Der im Felde stehende Offizier, oder die Offizierin, hat keineswegs nöthig, einen Text aus der Schrift zu nehmen; in diesem Punkte ist er an nichts gebunden. Er hat die Freiheit dem Drang des heiligen Geistes zu folgen und den Zuhörern alles dasjenige, als von Gott kommend zu bieten, was er sich gedrungen fühlt ihnen zu sagen.“ Wie Booth selbst die Schrift behandelt, sehen wir z. B. aus seiner Auslegung von Gen. 3, 15, wo der Weibessame auf die Hallelujahsängerin gedeutet wird; das Zertreten des Kopfes aber heißt nichts anderes als das mit Füßen stampfen der Wirthshausschilder, auf denen öfters ein Kopf gemalt ist!

Zum Schlusse fragt Mad. de Gasparin: Was hat uns die Heilsarmee gebracht? und antwortet: „Die Unruhe, die nicht die Erweckung; das Fieber, welches nicht das Leben; den Lärm, welcher nicht der Glaube ist; Reden, welche nicht die Treue sind; das Aergerniß, welches nicht die Erbauung ist. Und was die Armee in ihrem Gepäck versteckt hält: geheime Umtriebe, herrschsüchtige Pläne, fest geschmiedete Ketten, das haben wir gesehen.“ Eine ausgezeichnete Christin, sagt sie, hat ihr vor kurzem Folgendes geschrieben: „Die s. g. Heilsarmee hat mich drei Dinge gelehrt: die List und die Macht Satans; die Geduld Gottes und den Werth des Wortes Gottes.“ „Und“ fährt die Verfasserin fort, „weil auch ich diese drei Dinge gelernt habe, so nenne ich, und wenn auch tausend Bannflüche auf mein Haupt fielen, die „Orders,“ durch welche die Armee regiert wird, ein Meisterstück des Jesuitismus.“ Als Anhang gibt sie dann noch Auszüge aus einem Briefe des ihr befreundeten Lord Shaftesbury, jenes bekannten Zeugen Christi in England, der ihr schreibt: „Die Heilsarmee erscheint mir als ein Werk des

Teufels, der, nachdem er lange versucht hat das Christenthum widerwärtig zu machen, seine Taktik geändert hat und es in's Lächerliche zu ziehen sucht."

Und doch liegt nur ein Theil der „Reglements" der „Heilsarmee" vor. Es existiren (wie das „Journal religieux" meldet) noch fünf andere Hefte Reglements, die, wie man sagt, nur als Manuscript gedruckt sind und von den höheren Offizieren nicht aus der Hand gegeben werden. Solche, welche die „Reglements" vollständig in englischer Sprache gelesen haben, behaupten, der Eindruck davon sei ein noch weit niederdrückender als der von der nur fragmentarischen Uebersetzung und der Schrift von Frau von Gasparin.

Inzwischen hat W. O. Sautter von Blonay einen offenen Brief an die Frau Gräfin Gasparin gerichtet, welcher eine mittlere Stellung in der Frage der „Heilsarmee" einnimmt, indem er sich sowohl von den „optimistischen Uebertreibungen" der Einen als von den „oberflächlichen Bannflüchen" der Anderen frei zu erhalten bestrebt. Es ist das genau dieselbe Stellung, die auch das Journal „Evangile et Liberte" von Anfang an in der Sache eingenommen hat. Doch macht die Broschüre Sautters den Eindruck, als ob ihm die Tragweite der „Reglements" von Booth verborgen geblieben wäre.

Eine dritte Broschüre über diese brennende Tagesfrage ist der Brief Cäsar Malans an einen Freund über den Besuch der Heilsarmee in Genf. Sein Verfasser glaubt, daß der Besuch der Heilsarmee ein „großes Unglück" für Genf gewesen ist.

Uebrigens ist die evangelische französische Presse mit wenigen Ausnahmen darin einverstanden, daß sie zwar die Gewaltthätigkeiten des Genfer Pöbels und die Maßregeln der Regierung entschieden mißbilligt, aber zugleich überzeugt ist, daß die „Reglements" des Herrn Booth für die Heilsarmee ein Schlag sind, von dem sie sich nicht wieder erholen dürfte. Reveillaud, der Herausgeber des „Signal" erklärt, daß die evangelischen Kirchen verpflichtet seien, jede Gemeinschaft mit dem „protestantischen Jesuitismus" abzubrechen. —

Inzwischen hat in der Sitzung des englischen Unterhauses vom 1. März Fowler die Regierung interpellirt, ob sie in der Sache der Austreibung englischer Unterthanen aus Genf auf diplomatischem Wege interveniren würde. Lord Fitz Maurice erwiederte, daß diese Angelegenheit den Kronjuristen vorgelegt sei. — Dem Vernehmen nach hat Lord Granville den englischen Gesandten in der Schweiz, Sir Francis Adam, beauftragt, den Gegenstand aufmerksam zu verfolgen.

Wie der „A. Z." aus Genf mitgetheilt worden ist, hat der Staatsrath des Kantons Genf den ihm zur Beantwortung vom Bundesrath zugesandten Recurs der Catharine Booth und Manth Charlesworth gegen ihre Ausweisung abgelehnt. Der Bundesrath werde gegen die Begründung des Genfer Staatsrathsbeschlusses kaum etwas einzuwenden haben. —

Der Frau Gräfin Gasparin ist für ihre gegen die Heilsarmee gerichtete Schrift eine mit 2540 Unterschriften bedeckte Dankadresse am 11. März überreicht worden. —

Gewissermaßen als ihre „officielle Antwort" an die Gräfin Gasparin ist von Seiten der Heilsarmee am 14. März eine Broschüre von 64 Seiten in 8. Format, datirt aus dem Generalquartier der Armee in London, erschienen, als derern Verfasser sich Railton unterzeichnet: „Jugez L'Armée du Salut telle qu'elle est". Nach dem, was die „Semaine religieuse" darüber beibringt, ist diese Schrift, für die übrigens ihr Verfasser die alleinige Verantwortung übernimmt, so wenig geeignet, den gegen die Reglements der Heilsarmee erhobenen Vorwurf der von ihnen geforderten Verstellung zu entkräften, daß sie vielmehr nur dazu dient, ihn zu verstärken. —

Wie aus Berlin berichtet wird, hat das Consistorium der Provinz Brandenburg, veranlaßt durch den Umstand, daß der Evangelist von Schlümbach, Mitglied der bischöflich methodistischen Gemeinde, in letzter Zeit mehrfach bei Gottesdiensten in der Kirche die Predigt übernommen hat, zur Wahrung der kirchlichen Ordnung eingeschärft,

daß Niemandem auf einer landeskirchlichen Kanzel zu predigen gestattet ist, der nicht die Erlaubniß zu predigen besitzt, wie sie durch das erste theologische Examen erworben wird.

Damit hat das Consistorium eines jener schwerfälligen staatskirchlichen Geschütze aufgefahren, die in Wirklichkeit nur dazu dienen, den Gegnern eine bestimmte Zielscheibe für ihre Angriffe darzubieten. Es wird den Methodisten nicht schwer werden zu bemerken, daß die licentia concionandi eine Begabung zum Predigen, wie die v. Schlümbachs ist, nicht ersetzen können. Aber darum handelt es sich auch nicht, sondern darum, in wessen Dienst v. Schlümbach seine Evangelisationsarbeit betreibt; im Dienst der evangelischen Landeskirche, oder im Dienst der bischöflichen Methodistenkirche. Will er ersteres thun, dann wird man einem Manne, wie v. Schlümbach, die licentia concionandi wahrscheinlich nicht erschweren. Will er letzteres thun, so wird man es nicht hindern, aber auch von Seiten der Landeskirche nicht fördern. Wenn aber das Consistorium der Provinz Brandenburg der Entwicklung so innerlich unwahrer und unerträglicher Verhältnisse, wie sie sich z. B. in Württemberg gestaltet hatten, von vornherein vorbeugen will, so wird das weder der Landeskirche zum Schaden gereichen können, noch dem Methodismus damit ein Unrecht geschehen.

Mit Richard Wagner als Musiker hätten wir uns wohl nicht zu beschäftigen, aber er hat auch theologisirt und so mögen der Theologischen Zeitschrift auch einige Worte über ihn erlaubt sein. Mochte Richard Wagner mit dem Schwert in der Faust die Fürstenmacht bekämpfen, oder mit dem Taktstock sein Orchester regieren; mochte er im Dunkel der Armuth Klavierauszüge für's tägliche Brod schreiben, oder in der Sonne der Fürstengunst an seiner Zukunftsmusik arbeiten; mochte er mit der Feder gegen das Judenthum in der Musik kämpfen oder sein eigenes Musikchristenthum darlegen; mochte er heidnisch- oder christlich-germanische Sagen den Wagnerischen Ideen und Klängen dienstbar machen, eins hat ihn nie verlassen — der Glaube an sich selbst. In diesem Stück ist er aber nicht der Vorläufer einer neuen, sondern der Epigone einer rasch zu Ende gehenden Periode.

Am 11. März starb, an den Folgen einer Augen-Operation, welcher er sich kurz nach Begehung seines 70. Geburtsfestes unterzogen hatte, der Senior der theologischen Fakultät zu Greifswald, Konf.-R. Prof. Dr. Carl Geo. Wieseler. Geb. zu Alten-Celle in Hannover am 28. Febr. 1813, studirte er von 1830—34 zu Göttingen, wurde daselbst 1836 Repetent, 1839 Privatdocent und 1843 außerordentlicher Professor in der theologischen Fakultät. Im Jahre 1851 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor nach Kiel und 1863 nach Greifswald, woselbst er 1870 Konsistorialrath wurde. Unter seinen zahlreichen Schriften heben wir hervor: „Chronologische Synopse" (1843); „Chronologie des apostolischen Zeitalters" (1848); „Kommentar über den Brief Pauli an die Galater" (1859); „Beiträge zur richtigen Würdigung der Evangelien" (1869); „Geschichte des Bekenntnißstandes der luth. Kirche Pommerns" (1870); „Die deutsche Nationalität der kleinasiatischen Galater" (1877); „Die Christenverfolgungen der Cäsaren" (1878); „Zur Geschichte der neutest. Schrift und des Urchristenthums" (1880); „Untersuchungen zur Geschichte und Religion der alten Germanen in Asien und Europa" (1881). Für die im Aufblühen begriffene theologische Fakultät zu Greifswald ist der Tod Wieselers ein schmerzlicher Verlust.

Am 15. März ist der seit 1849 in London lebende Begründer und bis 1870 Haupt der „Internationale" Karl Marx im Alter von 65 Jahren gestorben, dessen unvollendet gebliebenes Hauptwerk „Das Kapital" — wie die „Nat. Ztg." bemerkt — obwohl für die Massen völlig unverständlich, das geistige Arsenal der deutschen Socialdemokratie geworden und bis jetzt geblieben ist. In Folge seines Conflicts mit Bakunin wurde in dem internationalen Congreß in Haag 1872 der Londoner Centralrath aufgelöst und Marx seiner Stelle als Sekretär der Association enthoben. Wie die „Nat. Ztg." noch vernimmt, soll der zweite Theil von Marx „Kapital" über den Umlauf der Güter ziemlich druckfertig sein und von Fr. Engels durchgesehen demnächst erscheinen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XI. Juni 1883. Nro. 6.

Die Stellung der modernen Theologie zu der Gottheit Jesu Christi.

(Referat auf der St. Louis Pastoral-Conferenz von P. A. Thiele.)

(Fortsetzung.)

Nun sollte der Schriftbeweis seine Stelle haben; aber von einem Schriftbeweise kann diese Theologie nicht reden. Nur die Schriftgrundlagen des Dogma werden behandelt und zwar zunächst die alttestamentlichen Voraussetzungen. Richtig zwar wird der Messiasglaube in Beziehung zu dem zu begründenden Reiche Gottes gesetzt, aber völlig willkürlich wird als Kanon für die alttestamentliche Verheißung gemacht, „daß jede Glaubensaussage über die Gottheit Christi schriftwidrig ist, welche sich nicht mit innerer Nothwendigkeit aus der richtig verstandenen Lehre vom Gottesreich ableiten läßt." Ganz nach moderner Anschauung empfängt der König desselben als der persönliche Ausdruck der Staatsordnung einen Charakter göttlicher Würde, der seiner menschlichen Persönlichkeit nicht widerspricht. Gerechtigkeit, Weisheit, Güte und Treue sind die Eigenschaften dieses Gottesreiches, welche es in der Welt offenbart, und auch die des „Heiligen"; er trägt die Gewißheit weltüberwindender und weltbeherrschender Macht in sich; das sind die Züge, welche sie dem Charakter der Gottheit geben. Dieses Messiasbild will er aus der Weissagung des Jesaias nachweisen. Die Bezeichnung daselbst: „Sproß Jehovas" und noch mehr die wunderbare Geburt von der Jungfrau werden nicht beachtet. Die vier Namenpaare, welche er nicht als Deutung des Namens Immanuel ansieht, trotz ihrer auf der Hand liegenden Eigenthümlichkeit der göttlichen und menschlichen Seite seines Wesens, werden alle von der in seinem Berufe sich offenbarenden, göttlichmenschlichen Würde gedeutet. Es ist ein Wunder, aber nur eins, in dem das in besonderer Weise hervortritt, was in jeder menschlichen Persönlichkeit, was in jeder hervorragenden Ausrüstung für das Reich Gottes (Geist) in gewissem Grade auch vorhanden ist. „Auch die Tage der Vorzeit gehen darüber nicht hinaus, denn damit meint er die alten Tage der davidischen Herrlichkeit." „Weder der Weibessame, noch der Jungfrauensohn Immanuel wollen auf den Messias bezogen werden, geschweige auf einen wunderbaren Ursprung seiner Person hinweisen." Die Psalmen haben in ihrer Ueberschwänglichkeit dazu beigetragen, den Gedanken an die Ewigkeit und den geheim-

nißvollen Ursprung in Gott lebhafter zu machen! Nur in Daniels Stelle vom Menschensohn kann er den vorweltlichen Ursprung aus Gott und die Präexistenz nicht beseitigen; aber Daniel hat nach ihm an den Christus gedacht, der einem Engelfürsten gleich ist. Diese Präexistenz ist uns ein „theologischer Hülfsbegriff für den Glauben an die schlechthin überweltliche Art des Gottesreiches und seines Königs." Allein wenn hier seine Präexistenz doch anerkannt werden muß, wenn Mal. 3. (welche Stelle aber übergangen wird) der Bundesbote und in ihm Jehovah selbst zu seinem Tempel kommt, wenn also der Messias hier, wie auch sonst, identificirt wird mit dem „Boten Jehovahs", der Jehovahs Angesicht und Namen in sich trägt und Jehovah selbst ist, wenn dieser als Jehovahs Nächster bezeichnet wird, dann bedarf es weder bei den Psalmen der Annahme des überschwänglichen Tones, noch bei Jesaias und Micha der Ausdeutungen, noch der völlig willkürlichen Leugnung, daß die Weissagung vom Immanuel und dem Jungfrauensohn auf den Messias sich nicht beziehen soll. So ist auch die Behauptung als einseitig abzuweisen, daß der Messias nach dem Alten Testamente nur als Träger des Geistes in einziger Weise aufgefaßt sei.

Die neutestamentliche Christologie beginnt mit dem Selbstzeugniß Jesu; dieses aber nicht mit den Aussagen über seine Person, sondern „mit einer Verständigung über das Wesen des Gottesreiches." Wir könnten auf Jesu erstes Wort (Luc. 2, 49: Wisset ihr nicht ꝛc.) verweisen, welches den engen Zusammenhang zwischen Person und Werk — freilich gerade entgegengesetzt, als es Schultz will — offenbart, daher er es auch ignorirt. Aber sein Wort bei der Taufe, oder an die ersten Jünger (Joh. 1.), bei seinem ersten Erscheinen in Jerusalem und bei seiner ersten Unterredung mit dem Schriftgelehrten Nicodemus redet doch noch in anderer Weise. Schon die Selbstbezeichnung „Menschensohn" mit der anerkannten Präexistenz erhebt Jesum über die Sphäre des menschlichen, vor den Augen der Welt erscheinenden Seins hinaus und handelt keineswegs nur in eschatalogisch-ethischem Sinn von seiner Gottheit und seinem Reiche. Ferner zeugt Matth. 9, 2 ff. von der im Wesen des Menschensohnes begründeten Macht Wunder zu thun und Sünden zu vergeben und lehrt deutlich, daß in ihm für das Gebiet der Natur, wie für das des Geistes Macht und Recht ist, das zu thun, was Gottes ist. Das eine Gotteswerk wird durch das andere bezeugt, und beide zeugen von seiner göttlichen Person, und dies will auch im Hohenrathe der Hinweis auf die Danielstelle vom Menschensohne, daß sein Zeugniß von sich nicht Gotteslästerung sei, sondern auf der Wahrheit seines Wesens ruhe, es besagt also viel mehr, als „die Motive und Zwecke des Gottesreiches in sich tragen." Beim Nicodemus ist es die vom Geiste Gottes wunderbar, schöpferisch gewirkte Wiedergeburt, hier die von Christo ertheilte Sündenvergebung, welche des Heiles im Reiche Gottes theilhaftig macht. — Die Engel Gottes sind Jesu Diener; kann dies nur heißen: sie dienen dem Zwecke Gottes? Was es um die Auferstehung Christi sei, wird, wo auch davon die Rede ist, nicht in klaren Worten ausgesprochen; es wird nicht gesagt, daß sie ge-

schichtliche Thatsache sei. Zwar heißt sie höchste Königsthat, wunderbarste That der Allmacht — aber man lasse sich nicht täuschen noch blenden durch diese Worte; denn es folgt sofort: sie sei das Wunder der Schöpfung einer Menschheit, welche dieser Welt nicht angehört und: die Auferstehung Christi ist die aus dem Kreuzestode hervorgehende Offenbarung der Geistesmenschheit, welche „Gottes Motive in sich tragen soll, heilig ist und nichts mehr zu thun hat mit dem Willen des Fleisches und dem ihm geltenden Tode.“ „Das Leben, welches jene göttlichen Motive erfüllen, ist ebenso gut ein natürlich-menschliches, wie das der Propheten.“ Folglich kann die Auferstehung als geschichtliche Thatsache ebenso wenig festgehalten werden, als Jesu Zeit und Raum überragende Gottheit und sein wunderbares Kommen in die Welt. Wunder haben auch andere Gottesmänner gethan. „In seinen wirklichen Aussagen hat Jesus nirgend behauptet, daß sich in ihm mit seiner menschlichen Persönlichkeit eine göttliche Substanz oder gar eine präexistente göttliche Persönlichkeit verbunden habe.“ Die Selbstaussagen im vierten Evangelium werden nicht zu den wirklichen gerechnet, und die synoptischen werden theilweise angezweifelt, theilweise ignorirt, wie die, daß er höher stehe als die Engel Gottes; oder umgedeutet, wie Jesu eigene Antwort auf die Frage, was dünket euch um Christus? wie die Stellen, daß er mehr sei als ein Prophet, als Salomo, als der Tempel, in: „in ihm ist mehr, als in jenem.“

Die „eschatologische Auffassung der Gottheit Christi lehren alle neutestamentlichen Schriften, ja die Mehrzahl nur diese.“ Aber Jacobi 2, 1 geht darüber entschieden hinaus, ebenso Matth. 28, 19; Matthäus wie Lucas lehrt die übernatürliche Zeugung Jesu. Wenn Petrus vom Geiste Christi in den Propheten spricht, so bezeugt dies ebenso seine Präexistenz, wie die Stellen bei Paulus und im Hebräerbriefe von einer Wirksamkeit Christi im Bundesvolke sprechen, und was der Apokalyptiker und der Hebräerbrief von Christo aussagen, geht weit hinaus über die in der Erhöhung Christi erwiesene Macht der Zwecke Gottes über die Welt, daß Christus nur sei das Ziel der Weltregierung Gottes. Der Mensch Jesus sei wie alle Gottesmänner dies geworden durch die Taufe; die Geistesmittheilung dabei unterschied ihn quantitativ, nicht qualitativ von jenen. Die Erzählungen von der wunderbaren Geburt sind nach Schultz außerordentlich jung und liegen den apokryphischen Schriften ganz nahe. Sie sind Paulo unbekannt (aber Gal. 4, 4!), fehlen in den secundären Versuchen der Evangelienbildung, ja Joh. 1, 13 wolle sie „offenbar zurückweisen“; sie seien eine Verkümmerung der höheren Lehre von der Gottheit Christi! Diese Erzählungen müssen kritisch beseitigt werden; an ihnen scheitert ja sonst die ganze moderne Theorie.

Für diese ist Paulus der Schöpfer der theologischen Lehre von der Gottheit Christi. Die ewige Bedeutung Christi, der für Gott und das Auge des Glaubens von Ewigkeit Weltziel und Weltgrund, Weltherr und Weltmittelpunkt ist, gewinnt der Apostel aus dem Bilde des Verklärten, als welcher Er HErr der Herrlichkeit ist und das Ebenbild Gottes. Was darüber hin-

ausgeht, gehöre nicht zu dem eigentlichen Glauben des Apostels und der gesammten Jüngergemeinde, sondern sei ein Heilsbegriff aus den metaphysischen Voraussetzungen und der theologischen Bildung des Apostels. Die Präexistenz, die bei Paulus nicht zu beseitigen ist, ist zunächst nichts anders, als eine theologische Verdichtung des Glaubens an die ewige Bedeutung Christi als des Weltzieles in Gottes Schöpfergedanken. — Was wir uns unter Glaubensverdichtung vorzustellen haben, wird leider nicht gesagt. Die Theologie des so Redenden aber dürfte als Glaubens-Verdünnung Ausleerung bezeichnet werden müssen. „Eine schriftgemäße Lehre — so belehrt uns Schultz, der so mit der h. Schrift umspringt, wie wir eben gesehen — darf sich nicht mehr auf diese Folgerungen gründen! Schriftgemäß ist eine Lehre nicht, wenn sie sich in Abhängigkeit von dem theologischen Gedankenkreise eines einzelnen Apostels begibt, sondern wenn sie den neutestamentlich bezeugten Gesammtglauben der ursprünglichen Gemeinde theologisch zum Ausdruck bringt." Aber wenn nun zu Paulus doch noch Johannes kommt? Dann sind aber nach Schultz weder die Apokalypse noch das Evangelium von Johannes. Aber, wenn der Hebräerbrief und Petrus, wenn die Stellen im Selbstzeugnisse Christi und im Alten Testamente die Präexistenz und noch Anderes von der Gottheit Christi als blos diesen Hülfssatz lehren? — Schultz ist nun offen genug, bei Paulus nicht alle Stellen wegzudeuten; er hat noch ein anderes Mittel erfunden, um sie zu beseitigen: die Glaubensverdichtung und den Hülfssatz aus den Prämissen der Zeit und der damaligen Bildung. Im vierten Evangelium kommt der Hülfssatz zu besonderer Geltung bei dem Logosbegriff, der aus dem Sprachgebrauch der gebildeten hellenischen Kreise entnommen, durch Plato und die Stoa veranlaßt und durch biblische Motive verstärkt ist, um damit die vollkommene Gottesoffenbarung zu bezeichnen. Die Präexistenz hat keinen selbständigen religiösen Werth bei Johannes. „Nicht das Kind in der Krippe, sondern der HErr, welcher sein Werk vollbringt, ist für die Gemeinde der fleischgewordene Logos." „In Capp. 13—17, nicht im Prolog, liegt der Schlüssel für das wahre Verständniß der Bedeutung der Person Christi nach diesem Evangelium." War dies aber die Ansicht des Evangelisten wirklich, warum hat er denn doch den Prolog vorausgeschickt?!

Bei Paulus ist es seine jüdische Theologie, bei Johannes der heidnische Realismus, durch welchen die Lehre von der Gottheit Christi als präexistenter aufgebracht ist. So viel wird aus der angeführten Schriftbehandlung sich ergeben haben, daß Schultz seine Theologie weiß im Widerspruch mit der h. Schrift und sie nur mühsam mit gewissen Stellen noch in Einklang zu bringen sucht.

So wenig Schultz ein Hehl daraus macht, mit der Schrift nicht im Einklang zu lehren, noch weniger findet er seine Lehre in Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre — selbstverständlich, sofern diese von Anfang an in ihrer bekenntnißmäßigen Entwicklung die hl. Schrift als Norm gehabt und nur diese zur Entwicklung zu bringen sich zur Aufgabe gestellt hatte. Dennoch ist

es sein Bemühen, trotz seines offen ausgesprochenen principiellen Gegensatzes nicht nur die biblischen, sondern auch die kirchlichen Lehraussagen, — sogar die am meisten bekämpfte communicatio idiomatum sich anzueignen, ganz in der Tendenz der modernen Theologie möglichst im Gewande der kirchlichen Lehre zu erscheinen. Dies Bestreben tritt in dem Abschnitte (drittes Buch) „das Dogma" überall zu Tage. Wenn diese moderne Christologie die Gottheit Christi, seine Prä- und Postexistenz mit ihrer göttlichen Gegenwart und Wirksamkeit in der Menschheit, die Menschwerdung Gottes leugnet, die kirchliche Zweinaturenlehre als heidnischen Ursprungs verwirft, die Trinität, das Einwohnen des hl. Geistes in den Gläubigen und in der Kirche in Abrede stellt, die sacramentale Gemeinschaft des göttlichen mit den irdischen Elementen, eine reale Verklärung der Welt als Sacramentszauber und heidnischen Naturproceß bekämpft, — wie kommt man denn noch dazu, die „Gottheit Christi" zu lehren, ja überhaupt zur Gewißheit des Glaubens „an die Gottheit Christi?" Das ist nur möglich, wenn unter dem Begriff „Gottheit" etwas völlig anderes gedacht wird, als Kirche und Schrift darunter lehrt, glaubt und versteht.

(Schluß folgt.)

Wie muß die Predigt beschaffen sein, wenn sie ihren Zweck erfüllen soll?

Referat von Pastor K. E. Clausen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Da betont es nun Referent zunächst scharf, — die Predigt braucht kein Kunstprodukt zu sein. Jeder Leser der Theologischen Zeitschrift ist mit einer „praktisch theologischen Studie" des Herrn Studiendirektors Schuster, betitelt: „Der gute Vortrag eine Kunst und eine Tugend," bekannt. Die vielen Forderungen, welche in dieser Studie an den geistlichen Redner und Prediger gestellt werden, sind bei der Mehrzahl der Prediger indeß wohl selbstverständlich unerreichbar und bleiben höchstens pia desideria dieses grundgelehrten Herrn. Uebrigens ist viel des in dieser Studie Gesagten durchaus nicht neu, vielmehr war in dieser Richtung Prof. Theremins Werk, bei dem Referent anno '44 Homiletik hörte, auf welches Schuster auch vielfach Rücksicht nimmt, seinerzeit Epoche machend. — Soll hier nun nicht geleugnet werden, daß, so es möglich ist, was Form und Inhalt der Predigt betrifft, die alte Regel Anwendung finde, „goldene Früchte in silberner Schale darzureichen," unbedingt nothwendig ist sie nicht. Gewiß ist ein glückliches Organ, klare, deutliche Stimme und Aussprache, richtige Betonung, gute Action und würdige Gesticulation 2c. nicht zu unterschätzen; aber daß durch sie, wenn es der Predigt an geistlichem Gehalt fehlt, der Zweck erreicht würde, das dürfte doch sehr zu bezweifeln sein. Und wie oft ist es doch leider der Fall, daß im Mangel an Gedankentiefe und richtiger Logik der Gedanken in ein einfaches, schmuckloses Gewand gekleidet, mancher Prediger seine Gedankenarmuth zu verbergen, zu hochfahrenden Phrasen, schön und zugleich

fromm klingenden Redensarten seine Zuflucht nimmt, und Gefahr läuft, ein geistlicher Schwätzer zu werden. Mag dadurch momentaner Effect erhascht werden, mögen solche Prediger gefallen — das ist ein Barometer für den geistigen Stand der Hörer, — Christus wird nicht damit gedient, der Gemeinde nicht und den Predigern selbst am allerwenigsten; denn sind sie noch ehrlich, müssen sie sich das Zeugniß geben, einen verfliegenden Ohrenschmauß geliefert zu haben. — Referent hat einen bedeutenden, ernsten Prediger in Berlin gekannt und gehört, Manuscripte seiner Predigten gesehen, die in allen ihren Worten ein=, zwei=, drei= oder mehrfach mit verschiedenen Dinten unterstrichen waren und es war ein wirkliches Zermartern des Mannes, solche Manuscripte zu studiren, zu memoriren und zu halten. Vollends ist hierzulande kein Prediger so situirt, daß, so es ihm möglich wäre, Kunstprodukte zu liefern, sie zu memoriren und zu halten. Hofprediger Theremin predigte alle Vierteljahre vor einem seltsam gebildeten Publikum, da konnte er vier Wochen an einer Predigt arbeiten und zwei Monate memoriren. Dieser Zeit bedurfte er, wie er gern gestand. Aber um diesem Musterprediger, sowie Schuster gerecht zu werden, welche beide sehr beherzigenswerthe Winke geben, ihren Rathschlägen soll kein Prediger sich verschließen, jeder kann viel aus ihnen lernen.

Was ferner Form und Sprache anlangt, soll und darf die Predigt nichts Unedles, das Gefühl, den Anstand Verletzendes enthalten. Die Sprache mag derb, den Verhältnissen gemäß, den Bedürfnissen entsprechend, dem Fassungsvermögen der Hörer Rechnung tragend sein, doch werde jedes zu Gewöhnliche, an das Unpassende Streifende in der Predigt vermieden. Auch Hörer von gewöhnlichem, sozusagen plattem Verstande, haben ein sehr richtiges Gefühl, wissen, was sich paßt, wenn der Prediger redet. Es kann gar viel geschadet und wenig genützt werden, wenn der Prediger bei Gemeinplätzen sich aufhält und den Zweck der Erbauung aus dem Auge läßt. Er kann scharf reden, aber vergesse er nicht, daß zu scharf nicht schneidet, zu spitz nicht sticht. — Er mag im Anblick der Hörer, im Blick auf das Leben, unter dem Eindruck des Erlebten, bei den gemachten Erfahrungen in heiligen Eifer gerathen; aber er bedenke, wie leicht die Grenze überschritten werden, er in einen unheiligen Eifer, in ein flackerndes Strohfeuer gerathen kann und dabei außer Acht lassen, wie er seiner geistlichen Würde schade, gar nicht daran mehr denkt, daß er berufen ist, zu erbauen die Gemeinde Jesu Christi. Ja, es kann geschehen, daß durch eine Predigt in übergroßem Eifer, durch ein oder das andere unvorsichtige Wort, seine Wirksamkeit als Prediger für lange Zeit, vielleicht für immer in der Gemeinde lahm gelegt, seine Stellung gefährdet wird und er schwere und nicht unverdiente Demüthigungen zu erfahren hat. Es rechtfertigt ihn nicht die Berufung auf den Herrn, die Propheten und Apostel. Die haben vielmehr, bei aller Strenge und Schärfe der Rede, in ihren Hörern die erforderliche Einsicht zu wecken verstanden und zwar dadurch, daß sie ihnen ein Herz voll Erbarmen und Mitleid mit ihrem unseligen Zustande entgegentrugen. Daher sind und bleiben ihre Reden, die sie

gehalten, Muster, die aber nachzuahmen, bei den gegebenen oder bei den sich darbietenden Verhältnissen, großer Vorsicht bedarf. Die ernsteste und so nothwendige Buß- und Strafpredigt verfehlt den Zweck, wenn ihr Absichtlichkeit anzumerken ist. Und bei wie vielen Predigten tritt sie hervor!

Soll die Predigt zweckentsprechend und zweckfördernd werden, dann muß sie alle geistigen Vermögen, Kräfte und Thätigkeiten berücksichtigen, Gefühl, Vernunft, Verstand und Willen beschäftigen. Dies erhellt aus dem bekannten Gleichniß vom mancherlei Acker, auf dem der Samen gesäet wird und wie er Aufnahme findet. Je nachdem die geistige Thätigkeit des Hörers vorwiegend ist, wird auch die Beschaffenheit des Herzens sein. Der vorwiegend Gefühlvolle wird dem verkündeten Worte stets sich empfänglich zeigen. Der mehr zum Verstandesmenschen angelegte Hörer wird nur dann dem Worte sich zugänglich erweisen, wenn es in der Predigt seinen verständigen Reflexionen begegnet. Während bei Ersteren durchweg von einer Weichheit des Herzens die Rede sein muß, ist bei Letzeren, wird ihrer geistigen Thätigkeit Rechnung getragen, eine große Erregbarkeit des Gemüthes wahrzunehmen und freudige Aufnahme und Zustimmung zum Worte. Dagegen wird der sogenannte vernünftige Denker unter den Hörern, der dem gepredigten Worte eine stolze Kälte entgegenzutragen gewöhnt ist, nur da sich erfaßt und erwärmt fühlen, wenn die Macht der Wahrheit überwältigend und überzeugend auf ihn eindringt. Da aber wirkt sie entscheidend, beugend und bestimmend.

Wie alle Hörer ein Herz haben, so haben auch alle einen Willen. Wie aber das Herz ein weiches oder hartes sein kann, so der Wille, ein richtiger, dem Lichte zugewandter, oder ein unrichtiger, dem Lichte abgewandter, verkehrter, ihm widerstrebender. Was die Schrift von dem Herzen sagt, gilt ebensowohl vom Willen. Sie nennt es böse von Jugend auf, trotzig, ein verzagt Ding, das seinen eigenen Weg einschlägt, und erhebt die klagende Frage: „Wer mag es ergründen?" Auch dem Willen sind diese Eigenschaften eigen. Wie vieler Menschen Herz und Wille sind träge und nach ihrer natürlichen Anlage entweder unfähig die Wahrheit aufzunehmen, oder durch Verwahrlosung oder Selbstverschuldung in einen Zustand gebracht, wo eine Bestimmung des Willens, eine Erweichung und Umwandlung des Herzens schwer ist, ja oft an eine Unmöglichkeit grenzt. Und doch darf das Alles den Diener am Wort, den Prediger des Evangeliums, den Verkündiger der göttlichen Lehre nicht beirren. Je schwieriger sich seine Lage gestaltet, je mannigfaltiger die zu bewältigenden Hemmnisse sind, desto gewissenhafter wird er in der Anfertigung seiner Predigt, in der Verarbeitung seines Textes verfahren, desto sorgfältiger erwägen, was seinen Hörern Segen bringt; desto ernstlicher wird er bemüht sein, weil ja Allen das Heil Gottes nahe gebracht werden soll, ihnen in seinen Vorträgen zu bieten, was ihnen dienlich ist.

Demgemäß wird er, seinen Zweck im Auge, — die Erbauung der Gemeinde — erwecklich, belehrend und willbestimmend reden. Dies Alles finden wir bei dem Lehrer aller Lehrer, bei Jesu. Den hat daher

jeder Prediger zum Vorbilde zu nehmen. Wohl keine seiner Reden ist in den Evangelien verzeichnet, in denen er nicht diese Weise eingehalten hätte. Die Apostel thaten es, wie die von ihnen aufbewahrten Reden ersehen lassen. Freilich wird da viel auf die natürlichen Anlagen des Predigers ankommen, auf die bei ihm vorwiegende Thätigkeit, auf seine geistigen Funktionen. Viel wird von dem Entwicklungsgang abhängen, den er genommen, von der Jugenderziehung, von den Eindrücken und Einflüssen, welche die Lehrer und Erzieher seiner Jugend und später die Lehrer und Bildner und Vorbereiter zum Amt und diese ganz besonders auf ihn übten. Auch wird die Beschaffenheit seiner Gemeinde, der jeweilige Hörerkreis auf seinen Vortrag keinen unbedeutenden Einfluß haben. Ist er vorwiegend Gefühlsmensch, wird er mehr auf's Gefühl wirken und das Gemüthsleben berücksichtigen, ist er mehr Verstandesmensch, wird sich mehr ein reflektirend-belehrendes Moment durch seine Predigt hinziehen. Wo nun beide Predigtweisen in gehörige Verbindung gebracht werden, da kann von einer richtigen Willensbestimmung die Rede sein, denn in solcher Predigt wird des Hörers Erkenntniß- und Gefühls-Funktion in Anspruch genommen. Wird indeß nur der einen oder der andern geistigen Funktion Rechnung getragen, so wird der Erfolg der Predigt nur einen oder den andern Theil der Hörer befriedigen können und das anzustrebende Ziel, der eigentliche Zweck nicht voll erreicht werden. Ja, weil sie das Gepräge der Einseitigkeit tragen, schaden sie oft statt zu nützen.

Die Gefahr, welche da besonders augenfällig wird, zeigt sich einerseits im Rationalismus und andererseits im krankhaften, ungesunden Pietismus und Methodismus. Wir dürfen sagen, beide sind die Frucht der starren Orthodoxie. Während Ersterer durch vernünftelnde Kritik den wirklichen, unveräußerlichen Glaubensgehalt verlor und nur noch die ethische Seite der christlichen Lehre acceptirend, diese selbst in einem vernünftelnden Räsonnement der christlichen Gemeinde schmackhaft zu machen versucht, will Letzterer das in todter Rechtgläubigkeit ersterbende und erstorbene Leben durch das Wecken des christlichen Gefühlslebens wieder neu beleben. War der Rationalismus die natürliche Folge, so war der Pietismus ein Nothschrei wider den traurigen, erstarrten Zustand des christlichen Lebens in den Gemeinden und des Glaubens. Es gibt gewiß viele edle Vertreter beider Richtungen und die Producte ihrer geistlichen Reden bekunden ihr Streben, ohne der Gefahr der Einseitigkeit sich bewußt zu werden. Ja, ist besonders der Pietismus in seinen anfänglichen, gesunden Zeiten lebenbildend und gestaltend gewesen, ein ewiger Appell an das Gefühl ist, wie sich später und noch heute erweist, nicht von anhaltendem, durchgreifendem Erfolg. Es tritt vielmehr bei scheinbarer Lebensweckung eine alsbaldige Erschlaffung ein. Soll die Predigt Erfolg haben, so muß allerdings zuerst das Herz, als Sitz und Stätte wahrer Religiosität, in seinen tiefsten Bedürfnissen angeregt werden. Soll aber diese Anregung gesund und dauernd werden, bedarf sie des Regulativs der Belehrung. Wenn dem verständigen Nachdenken über die der Gemeinde im Worte entgegentretenden Gottesgedanken durch die Predigt Rech-

nung getragen wird, kann der Wille eine bestimmte Richtung erlangen. Nur so kann der Hörer befriedigt aus dem Gotteshause nach Hause gehen, die Predigt hat ihren Zweck an ihm erreicht, er ist erbaut, er ist durch sie gegründet und befestigt im Glauben an den, aus dessen Fülle dem Prediger gegeben ward zu nehmen und ihm, dem Hörer, durch dieselbe zu empfangen.

Ist der Ton der Predigt ein herzlicher, so wird sowohl das Herz und Gemüth, wie auch der Verstand und Wille wohlthätig berührt; fehlt ihr dieser Ton, dann wird die Wirkung der Predigt nur oberflächlich sein. Der Hörer muß es seinem Prediger abmerken: er meint es gut mit mir, muß es ihm abfühlen, daß er ihm Genosse seiner Freude werden und sein will. Ein Sichstellen aber weit über den Horizont seiner Hörer wird dem Prediger den Zweck der Predigt rauben, wird weder den Redenden noch Hörenden befriedigen. Mag der Ton, der angestimmt wird, noch so verschieden sein, mag er vorwiegend lockend und anziehend, oder ermahnend, warnend, erweckend, bestrafend und züchtigend sein, die Andacht wird nicht unterbrochen, vielmehr gefördert werden. Denn wie auch mehrfache Gesangsweisen die Andacht erhöhen, eine gute Musik in ihren verschiedenen Wandlungen nicht blos den Gehörssinn erquickt, sondern auch geisterhebend wirkt: so wird es die herzliche Rede in diesen mancherlei Tonarten erfahren, daß sie den Zweck erreicht, die Hörer erbaut.

Alle Menschen haben ein Gewissen, und wie immer sie geartet erscheinen mögen und wie immer ihr Gewissen beschaffen sein mag, hören sie noch, dann sind sie in der Predigt zu erreichen, sollten es sein. Alle Menschen, incl. Prediger sind Sünder und nicht selten mehr, als arme Sünder, die empfänglich für das Wort, für das Licht, für die Wahrheit sind. Es halten sich vielleicht viele für arme, demüthige Sünder und sind noch reiche, hochmüthige, dem wahrhaftigen Licht, der Wahrheit fern stehende Seelen. Die ihr Sündenelend bereits erkannt und wissen, wie sie aus und durch Gnade leben, die suchen stets neue Gnade, hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit als bereits gewordene Reichsgenossen. Aber auch ungebeugte, der Gnade um so mehr bedürftige Seelen, die, wie die neun und neunzig, stolz der Buße und Bekehrung nicht zu bedürfen wähnen, ja wohl Verächter derselben sind, sie sind durch ernste herzliche Predigt nicht selten zu bewegen und können, als bis dahin Taube und Blinde, Lahme und Aussätzige rc. unter der Predigt das Gehör und Gesicht gewinnen, um in den Reichthum des Erbarmens und der Liebe Gottes zu blicken, sie können rein werden und den Weg des Lebens wandeln lernen.

Freilich wird nicht Jeder, noch weniger jedesmal durch die Predigt erreicht, zur Einkehr in sich selbst geführt, in seinem Gewissen überzeugt, zur Umkehr gebracht werden können. Weder den Propheten noch Aposteln war das möglich, auch dem Herrn selbst nicht. Ja, wer hat größeres Widersprechen von den Sündern wie der Herr erfahren? Seine Rede fing nicht unter seinen Feinden und halben und falschen Anhängern, sie verfolgten und kreuzigten ihn; dennoch erbaute, gründete und befestigte sie manchen seiner

Hörer im Glauben und seine Predigt erreichte ihren Zweck. Auch die Apostel machten dieselben Erfahrungen und so machten und machen sie alle gewissenhafte Prediger aller Zeiten und in der Gegenwart. Bis zu einem gewissen Grade lassen sich die Hörer Ermahnungen, Drohungen und Bestrafungen gefallen. Werden aber im Schwange gehende Sünden, Werke des Finsterniß, an's Licht gezogen, wird die Sünde beim rechten Namen genannt, wird durch's Wort verlangt, mit der Sünde zu brechen, — statt durch's Gericht der Selbsterkenntniß und Beschämung zu gehen, offenen Sinn für die Wahrheit zu zeigen, — tritt Feindschaft ein und mit dem Verächtlichen: — „Wer mag die Rede hören!" verschließen sie sich dem Licht.

Wenn wir sonach bereits gesehen, daß, gleichviel, welche Hörer der Prediger hat, nichts Unedles und Unpassendes hervortrete, bei allem Ernst und aller Schärfe der Predigt bezeichnender Charakter derselben die Herzlichkeit und ihre Tendenz Gefühl weckend, Verstand anregend und Willen bestimmend ist und bleiben muß; so sollte von keinem Prediger in keiner Predigt die Einfachheit übersehen werden. Je einfacher die Worte, die Sätze der Rede sind, jemehr angepaßt auch dem allergewöhnlichsten Menschenverstande und dem oft auf dem niedrigsten Niveau stehenden Fassungsvermögen der Hörer, desto wirksamer wird sie das Ziel erreichen, wird der Zweck der Predigt erreicht. — Paulus, der tiefe Denker, kam nicht mit Worten menschlicher Weisheit zu den Gemeinden, er redete in einer Jedem faßlichen Weise, um wo möglich allen etwas zu bieten, allen Alles zu werden. Dadurch gelang es ihm, überall grundlegend zu wirken, Herzen für den Herrn zu gewinnen, jedenfalls aller Orten auf Christum aufmerksam zu machen. Dasselbe wird jedem Prediger noch möglich. Hohe Worte aber, die gehen weder in das Herz noch in den Kopf, an ersterem vorbei, über letzteren hinweg. So schön es ist, in gewählten Worten zu reden, es soll doch mehr als Bewunderung erregt werden, so löblich es ist, eine liebliche Rede zu halten, sei sie indeß voll Geistes, zeige sie nicht das liebe „Ich," sondern suche sie die Ehre des Herrn. Sonst bietet der Prediger einen schnell verfliegenden Ohrenschmaus, wird eine klingende Schelle.

Wo ferner die Gabe sich findet, bilderreich oder in Gleichnissen zu reden, der Herr hat viel in Gleichnissen geredet, da mag der Predigt Zweck schnell und schlagend erreicht werden, aber auch bei Bildern ist Vorsicht zu gebrauchen. Sie dienen gewiß dazu, leicht faßlich ewige Wahrheiten, göttliche Lehre und christliches Leben zu illustriren; aber doch, wie leicht kann übertrieben, wie viel in der Application derselben geschadet und der angestrebte Zweck der Erbauung verfehlt, die ganze Predigt eine Carricatur der Wahrheit werden. Ist's schon von wenig Nutzen die Freuden des ewigen Lebens also zu schildern, als hätte man sie bereits mitangesehen und miterlebt, hier gilt: „Was in keines Menschen Herz gekommen, kein Auge gesehen, kein Ohr vernommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben, so haben nicht nur keinen Nutzen, können aber sehr wohl schaden Darstellungen der ewigen Strafen und Höllenqualen, als hätte man sie mitangesehen. Den dazu Neigenden

wäre Prof. Twastens Rath zu empfehlen, doch ja nicht alle Sonntage den Teufel mit auf die Kanzel zu nehmen. Es ist gewiß ausreichend, zu Zeiten auch diese Wahrheit und zwar, wie sie die Bibel gibt, zu bezeugen.

Müssen Sünden gewiß gerügt und Laster rücksichtslos gestraft werden, darf der Prediger nicht schweigen von allem das christliche Leben Hindernden, Störenden und Vernichtenden; genüge ihm da das einfache Zeugniß der Bibel, die Hinweisung auf den Herrn und seine Schüler und diene ihr Vorgang ihm zur Selbstzucht und Mäßigung. Dann wird sein Vortrag zweckerfüllend sein, er wird niederreißen, aber auch zugleich aufbauen und den Sündern auf den Weg des Lebens und der Wahrheit verhelfen.

Will der Prediger durch die Predigt erbauen, dann hat er stets im Auge zu behalten das Eine, was noth, was zum Frieden dient. Das empfiehlt und befiehlt der Herr, das beachteten die Apostel, das sollte jeder Prediger auch thun. Das ist fördernd, nicht das Streben — Sensation zu erregen. Aufregung nach vielen Seiten bietet das menschliche Leben zur Genüge. Möge dem kirchlichen Leben durch die Predigt Anregung geboten werden, und zwar gesunde Anregung, fern von aller Sentimentalität, der ungesunden und mitunter unlauteren Gefühlsbewegung des menschlichen Herzens.

Soll dies Alles und wohl noch manches, was hier zu nennen wäre, einigermaßen berücksichtigt werden, damit der Zweck der Predigt erreicht werde, dann muß auch noch die Anlage und der wesentliche Gehalt der Predigt berührt werden. Dazu ist zu allermeist erforderlich, daß sie Zeugniß von einem geordneten Gedankengang geben. Es bleibt dabei unwesentlich, in welcher Weise er gegeben wird, ob in rein homiletischer oder analytischer oder in beider Verbindung, oder in synthetisch analytischer Weise, oder wie immer. Hauptsache ist und bleibt, daß der im Text gegebene Gedankengang logisch oder folgerichtig entwickelt werde. Es ist eine Versündigung gegen die Schrift und gegen den Herrn, dies zu vernachlässigen. Der Herr und seine Jünger haben in ihren Reden und Schriften vernünftige Gedanken gegeben. Die Propheten redeten unter dem Einflusse des Geistes Gottes und liefern uns ebenfalls unverkürzt die Gedanken der absoluten Vernunft — Gottes.

Zu dem Zweck bedarf es der Aufstellung eines Hauptgedankens, der als Thema, Hauptgegenstand der Gemeinde genannt wird, um ihre ungetheilte Aufmerksamkeit demselben zuzuwenden. Soll er als im Text enthaltener, möglichst genau gegebener Gedanke und Gegenstand erkannt werden, so gehört sich's durch einleitende Gedanken, ihr die Hinleitung auf den Gehalt des Textes zu zeigen, der vor ihr jetzt behandelt werden soll. Um aber, wenn sie den Text hat verlesen hören, zu erkennen, wie aus demselben sich das bestimmte, ihr genannte Thema ergebe, so muß durch einen Uebergang von Einleitung zum Thema klar gelegt werden, in welcher Verbindung Text und Context stehen. Dann faßt die Gemeinde die Nothwendigkeit des gegebenen Themas. Soll dies selbst aber fruchtbringend für sie behandelt werden, dann bedarf es einer Eintheilung des Themas. Da sollten nun die einzelnen Theile womöglich im Thema schon entweder genannt sein, oder doch

angedeutet, sodaß es der Gemeinde dadurch recht zur Klarheit komme: —„Das will der Herr heute mit uns reden.“ — Findet dann mit steter Hinweisung auf den Text entweder eine Application des Gesagten und aus dem Text sich Ergebenden bei jedem Theil, oder am Ende der Predigt statt, dann wird beim Schluß der Predigt sich ergeben, daß dieselbe ihren Zweck erreicht, daß sie erbaut hat. — Mißachtet man aber, diesen geordneten Gang der Textentwicklung zu geben, überläßt man sich blos seinem Gefühl, was bekanntlich leicht mit dem Prediger durchgeht, greift man bald diesen, bald jenen im Text vorhandenen oder auch nicht vorhandenen Gedanken auf, rechnet man auf rednerische Gewandtheit, glückliche und nicht selten sehr unglückliche Einfälle, schüttelt man aus dem Aermel oder Munde, wes grade er oder sein Herz voll ist; dann kann die Predigt, auch wenn sie Goldschaum wäre, wohl zu einem leeren Geschwätz und kopf- und herzlosen Gewäsch werden. Solche Predigt wird ihren Zweck verfehlen, sie wird und kann nicht erbauen, den Prediger aber muß und wird sie beschämen, um so mehr, wenn er seine Geistesarmuth, um seine Würde aufrecht zu erhalten, in hochtönenden Floskeln und geistlosen Wortschwall zu verdecken sucht, wodurch er die Kanzel entweiht und entehrt.

Wie wird es nun aber dem Prediger gelingen, in so geordneter und faßlicher und den verschiedenen Hörern verständlicher Weise zu reden, in einer Weise, in der er allein befriedigt die Kanzel verlassen kann? Dann, wenn er die alte, aber nicht veraltete, die stets geübte und stets gesegnete Regel befolgt, die jeder Diener Christi zu befolgen verpflichtet ist. Diese heißt: ora! medita! tenta! — Das ora, bete, thut ja Jedem und vor allen Dingen da noth, wenn er etwas beginnt, um ein Gelingen desselben zu erleben. Wie viel mehr thut es dem Prediger noth zu beten, daß Gott seinen Segen zum Worte gebe, was er der Gemeinde verkünden, auslegen soll, damit es fruchtbringend zum Leben aus Gott werde. Dadurch erst, daß der Prediger Gott ernstlich anfleht, ihm durch den heiligen Geist, den Führer in alle Wahrheit, Einsicht in's Wort, Verständniß desselben zu geben, erlangt er die rechte, geweihte Stimmung, dasselbe zu behandeln. Dieser Weihe bedarf jeder Prediger um so mehr, als es des Zerstreuenden, Trübenden im Leben, der Dunkel und Schatten des Lebens so viele gibt, daß leicht durch sie dem zu verkündenden Worte Eintrag gethan werden möchte. Ist aber durch das Flehen um den gnadenreichen Beistand des Herrn das Gemüth und der Geist des Predigers zur Stille und Ruhe gekommen, dann mag er getrost an die Behandlung des Textes gehen.

Ist nun so die rechte Stimmung geweckt, dann geht der Prediger an's Meditiren, Nachsinnen, Ueberlegen, Nachdenken über den Text. Wenn sicher einem biblischen Abschnitt ein bestimmter Haupt- und Grundgedanke unterliegt, von dem geleitet der biblische Redner gesprochen hat, so soll damit nicht gesagt werden, der Prediger müsse eben diesen Gedanken wiedergeben. Dann bedürfte es keiner Predigt über den Text, da würde ein einfaches Verlesen desselben und Betonung des Hauptgedankens genügen. Vielmehr, da dem biblischen Redner ein bestimmter Grundgedanke Anlaß gab, in vielen denselben

wiederstrahlenden, ihn erklärenden und auf's Leben anwendbaren Gedanken zu geben, damit er recht faßlich und verständlich werde, so wird durch ein sorgfältiges Meditiren der von dem Prediger gefundene und ihn nun beherrschende Grundgedanke, sich in einer Mannigfaltigkeit von Gedanken auseinanderlegen. — Soll nun da der Hörerschaft der Predigt nicht blos ein Gedanke nach dem anderen gegeben, sondern soll sie in einen geordneten Gedankengang hineingeführt werden, ist die tentatio, das Versuchen, eine Predigt zu machen, erforderlich. Dadurch ergibt sich die Disposition, der Entwurf einer Predigt. Kommt die Predigt auf diese Weise zu Stande, dann hat der Prediger seine Pflicht gethan, seine Aufgabe zu lösen, und er darf getrost sein, daß der Herr sich zu seinem Worte bekennt und seine Verheißung erfüllt: „Es soll nicht leer zurückkommen, sondern ausrichten, wozu ich es gegeben." Der Herr redet da wirklich durch den Prediger und es wird wahr das Wort: „Wer euch höret, der höret mich!"

Unser Kirchengesang.

Eingesandt von P. R. A. John.

Seit die Menschen das Lob Gottes verkünden, thun sie es im Gesang. Es mag wohl kein Volk geben, das nicht in irgend einer Weise die Musik in seinen gottesdienstlichen Uebungen anwendet. Und noch ehe die mächtige Schöpferhand dem großem Werke die Krone aufsetzte und das Wort „Lasset uns Menschen machen" zur That wurde, brauste gewiß schon durch der Himmel Himmel das gewaltige Te deum laudamus der unzähligen Engelsschaaren. Daß auch die Menschen gar bald ihre Verehrung, ihr Lob, ihren Schmerz und ihre Trauer, kurz, alle ihre Gefühle, die Kundgebungen ihrer unsterblichen Seele, auf den Schwingen des Gesangs zu Gottes Thron emporsandten, war ja natürlich. Es konnte nicht anders sein. Die ganze Natur sang. Die Vögel schwangen sich singend durch den Aether und die Gipfel der Bäume waren Harfen, auf denen der Wind eine rauschende Begleitung spielte. Der wild und schäumend über den Fels stürzende Bergstrom sang einen volltönenden Choral und jeder Bach, der über den Kies glitt, sang ein weiches, flüsterndes Lied. Da konnte es denn nicht lange dauern, bis des Menschen Ohr ihn lehrte, das wundervolle Instrument, das Gott ihm in der Stimme gegeben, zu gebrauchen. Vögel, Wind und Strom mögen seine Lehrmeister gewesen sein und gar bald ließ auch er sein Lied ertönen, — er sang. Aus den ältesten Urkunden, die durch Jahrtausende in unsere Hand gelangt sind, ersehen wir, daß besonders in gottesdienstlichen Uebungen Sang und Spiel früh eine hervorragende Stellung einnahmen. Daß das auserwählte Bundesvolk Israel ein Gesang und Musik liebendes gewesen ist von Anfang an, das verkündet uns eine lange Reihe von Aussprüchen der Heiligen Schrift. Von den Psalmen wissen wir, daß sie, wenn nicht alle, so doch zum größten Theile, von geübten Sängern mit Instrumentalbegleitung im Tempel gesungen wurden. Schon in dieser unvergleichlichen Liedersammlung, die mit Recht „eine

wahre Seelenweide" genannt worden ist, finden wir einen Ausdruck für fast alle Gefühle des menschlichen Herzens. Wir haben da das mächtig rauschende Sieges= und Triumphlied, den großartigen Dankchoral, dessen volltönende, harmonienreiche Durbegleitung wir fast aus den Worten herauszuhören meinen; wie auch den klagenden Bußpsalm und die Trauerhymne, aus deren zum Herzen sprechenden Strophen die schluchzenden, weichen Mollakkorde uns anhauchen.

Eine kurze Abhandlung, wie die vorliegende, gestattet uns nicht den Raum, auf die Entwickelung und Ausbildung des eigentlichen Kirchenliedes weiter und erschöpfender einzugehen. Wir weisen blos darauf hin, daß es dem Volke Gottes der Kirche eine mächtigere, mehr Gewinn bringende Waffe gewesen ist, als das Schwert. Jerichos Mauern fielen unter den Posaunenklängen der Israeliten, und viel tausend harte Herzensmauern sind schon gefallen unter den wundervollen Klängen des Kirchenliedes. — Letzteres, wenn es seinen Rang behaupten, seine Kraft ungeschwächt behalten soll, muß auch seinen Zweck erfüllen, es muß seiner Bestimmung getreu gebraucht werden. Der allererste Zweck des religiösen Liedes aber ist und wird immer bleiben, das Menschenherz zu Gott empor zu heben. Erst wenn wir das Getöse, den Lärm des alltäglichen Lebens vergessen haben und auf den Schwingen eines andächtigen Gefühls uns gleichsam ganz nahe vor Gottes Thron versetzt haben, erst dann wird aus den Menschenherzen ertönen Preis und Lob, Bitte und Dank, wie im Gebete, so im Liede. —

Das ist denn auch von uralten Zeiten her wohl erkannt worden, und die Kirche hat einen fast unermeßlichen Schatz von herrlichen, dem Zwecke vollkommen angepaßten Liedern. Die größten Meister, denen Gott ein manchmal wunderbares, Staunen erregendes Talent an musikalischer Begabung anvertraut hatte, haben im Dienste der Kirche gestanden und ihr Perlen hinterlassen von unüberschätzbarem Werthe. Das Edelste, das aus Menschenhand und Menschengeist hervorgegangen, ist ja stets für Gottes Schatzkammer auf Erden bestimmt gewesen. Die größten Baumeister lieferten ihre wundervollsten Arbeiten der Religion. Der Meißel des Bildhauers und der Pinsel des Malers haben ihre köstlichsten Werke, mit denen sie sich einen Ruhm erworben, der nicht sterben wird, so lange Menschenzungen ihn verkünden können, in einer Zeit geschaffen, wo ein tief religiöser Zug das ganze Leben und die ganze menschliche Gesellschaft durchwehte. Und ebenso haben die Tonkünstler, welche eines Hauptes Länge über ihre Genossen emporragten, die erhabenen großen Componisten, in deren Geist und Seele ein leises Echo der himmlischen Harmonien erklang, die Werke, die ihre Namen auf den Seiten der Geschichte verewigen, auf den Altar der Kirche, des Christenthums niedergelegt.

Und mit Recht. Es ist ein wunderbares Ding um die Musik. Wahre Musik ist edel und wirkt veredelnd auf den Menschen. Sie hebt uns gleichsam aus der engen und den Geist beengenden Erdensphäre in eine reinere, höhere, freiere Himmelssphäre. Sie kann wilde Thiere zähmen und Menschen=

herzen, die so hart wie Stahl waren, in Stücke brechen. Eine besondere, unerklärbare Macht aber hat der Gesang. Die künstlerische Leistung eines trefflich geschulten Orchesters mag uns kalt, ungerührt lassen, — und ein schlichtes, einfaches Lied kann uns heiße Thränen in's Auge treiben. Ein Lied, d. h. wenn man seinen wahren Werth im Auge behält, ihn würdigt und es demnach behandelt, kurz, ein edles, religiöses Lied kann seinen Zweck nicht verfehlen, es muß einen Eindruck auf das Gemüth machen. Denken wir an das mächtige, wirklich erhabene Krieges- und Siegeslied der protestantischen Kirche, Luthers „Ein' feste Burg ist unser Gott". Wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall braust diese Melodienfülle. Feuriger Muth, kühne Entschlossenheit, unerschütterlicher Glaube, festes Gottvertrauen, das Alles athmen seine Akkorde. Es ist ein wundervolles Lied. Und doch ist es in seiner Construktion, in seinem ganzen Ausbau, schlicht und einfach. Aber wird es gesungen, wie es gesungen werden soll und muß, wenn es nicht mißbraucht werden soll, dann macht es die Herzen höher schlagen, ein unerklärliches Gefühl von Muth, Freudigkeit zieht in die Seele ein — und eine ganze Gemeinde kann durch dasselbe wie umgewandelt erscheinen.

Damit kämen wir denn zu dem eigentlichen Zweck dieser Zeilen. Warum verwenden wir so wenig Mühe auf unsern Kirchengesang? Warum schenkt man demselben so häufig fast gar keine Beachtung? Unser Herr und Meister hat uns gelehrt, daß wir, wenn wir beten, nicht plappern sollen wie die Heiden. Wir sollen nicht blos mit den Lippen beten; das Herz soll dabei sein. Jedes Wort, das aus unserem Munde geht im Gebet, muß auch wirklich ein betendes Wort sein. Was ist nun unser Lied, das wir beim Gottesdienste im Tempel des Herrn anstimmen, anders als ein Gebet? Es ist ganz gewiß eben so unrecht, sinnlos, leichtfertig, zerstreut, blos mit dem Munde zu singen, als zu beten. Bedenken wir dies einen Augenblick. — Eine versammelte Gemeinde erhebt sich auf des Geistes Schwingen und stellt sich vor Gottes Thron. Rings um denselben ziehen sich die Schaaren von Engeln, Cherubim und Seraphim. Die Gemeinde will Gott loben, preisen, seine Wunder verkündigen, Ihm danken für tausend empfangene Wohlthaten, Ihn als ihren König, Meister, Herrn verherrlichen. Betrachten wir nun dies Bild und denken wir dann an das jämmerliche Singen, das oft aus einer Kirche zu dem Throne des Allmächtigen emporsteigen soll!!

Wir wissen wohl, daß nicht alle Gemeinden geschulte, künstlerisch fähige Chorsänger haben können. Es ist das aber auch durchaus nicht nöthig. Unsere deutschen Gemeinden können singen, wenn sie wollen, und sie können gut singen. Das Betonen der Wichtigkeit des Gesanges, das stete Lenken der Aufmerksamkeit auf den erhabenen Zweck desselben, eine kurze Anleitung, mehrmalige Wiederholung desselben Liedes, das ist Alles, was nothwendig ist. Der Erzielung eines guten, zufriedenstellenden Gemeindegesangs stehen durchaus keine unüberwindlichen Hindernisse im Wege. Der einzige Fehler, der an all dem, manchmal herz- und ohrzerreißenden Singen (!) schuld ist, liegt in der Gleichgültigkeit, mit der man diesen so wesentlichen

Theil des Gottesdienstes behandelt. Woher kommt es, wenn eine Gemeinde z. B. das herrliche „Lobe den Herren, o meine Seele“ ganz genau so singt, in demselben Tempo, mit demselben Ausdruck (?), als das Bußlied „Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir“? Kann es überhaupt etwas Absurderes geben? Ein jedes Gemeindeglied versteht, daß man eine fröhliche, beglückende Nachricht mit ganz anderem Ausdruck, ganz anderer Miene, ganz anderen Gefühlen, kurz in ganz anderer Weise verkündet, als eine Trauerbotschaft. Jeder Kirchgänger weiß den Unterschied zwischen einem jubelnden Siegesmarsch und einem Todtenmarsch. —

Von einem befreundeten Amtsbruder wurde dem Schreiber Folgendes erzählt, das vielleicht den werthen Leser interessiren dürfte. „Als ich die Gemeinde zu N. übernahm, fiel es mir sofort auf, daß das Singen ganz und gar vernachlässigt worden war. Fast jedes Lied wurde auf die grausamste Weise verstümmelt. Ein Choral wurde genau wie der andere gesungen, ohne die geringste Berücksichtigung des Textes oder der Melodie. Wenn z. B. das sonore, kernige „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'“ gesungen wurde, so hätte ein vor der Kirche Stehender nicht merken können, ob drinnen ein Leichenbegängniß oder ein Jubelfest gefeiert werde. Schon gleich bei meiner Einführung lief mir's kalt über den Rücken, als der Installirende zum Schluß „Nun danket Alle Gott“ angab und die Gemeinde es etwa so sang: „Nu—u—u—un da—a—a—an—ke—et A—al—le—e Go—o—o—ott.“ Ich nahm mir fest vor, diesen Uebelstand mit Gottes Hülfe zu beseitigen. Der Vorstand wollte allerdings zuerst nichts davon wissen. „Wir haben immer so gesungen.“ Endlich aber gaben sie sich zufrieden. Wir wollten einmal anders singen und wenn ihnen dann die alte Weise besser gefiele, so sollte sie beibehalten werden. — In der folgenden Woche ließ ich meinen Chor den Choral „Lobe den Herren, o meine Seele“ einigemal durchsingen, instruirte den Organisten und so kam der Sonntag heran. Gleich zu Beginn des Gottesdienstes hielt ich eine kurze Ansprache, zeigte den Leuten, wie man Gott im Gesange ehren solle, wie man in jedem Liede dem Allmächtigen ein Opfer darbringe und wie für Gott nur das Beste, das wir geben können, geopfert werden dürfe. Ich suchte ihnen darzuthun, wie dem Herrn ein schläfriger, gewohnheitsmäßiger, andachtsloser Gesang unmöglich angenehm sein könne. Zum Schlusse sagte ich: „Wenn wir uns nun Alle im Himmel fänden, vor des Heilandes Thron, die Engel würden in ihrem „Heilig, Heilig, Heilig“ innehalten, und wir wollten dann unser Loblied so singen, wie wir's etwa letzten Sonntag gethan!“ — Hier und da ein leises Kopfschütteln — nein, das ginge nicht. Nun ließ ich den Organisten den Choral spielen, in raschem, lebendigem Tempo. Er hatte noch nicht drei Strophen gespielt, da fingen die Leute an, mit zu summen. Und als wir dann anstimmten, erhob sich solch ein fröhliches, triumphirendes Lied, daß man an dem Gesang die Gemeinde nicht wieder erkannt hätte. Drei Sonntage nach einander wurde derselbe Choral gesungen, dann erst nahm ich einen anderen durch. Als ich nach einiger Zeit dann anfragte, ob wir nicht wieder wie vordem singen sollten, da

hieß es: „Ich hätte nicht geglaubt, daß wir so gut singen könnten!" „Es ist doch schön, wenn man so frisch von der Leber weg singen kann." „Die Leute singen alle viel lieber." „Man fühlt viel besser" ꝛc. — Und jetzt singt meine Gemeinde gut! —

Nun ist's ja allerdings wahr, daß Gott das Herz ansieht und daß ein Mensch, der absolut nicht singen kann, ein treuer, frommer Christ, innig mit seinem Erlöser verbunden sein kann. Gewiß, gewiß. Es ist aber hier nicht die Rede von Einzelnen, sondern von einer Gemeinde. Und wenn eine Gemeinde, die gut singen könnte, wenn sie es wollte, es nicht thut, aus lauter Trägheit, Lässigkeit, Gleichgültigkeit — kann Gott dann Wohlgefallen an ihrem Sangesopfer haben? Beweist nicht ein lässiger, durchaus unpassender Gesang klar und deutlich, daß die Singenden gar nicht an Das denken, was sie singen? Daß sie blos die äußerliche Form mitmachen, weil es Gebrauch ist, weil man's gewöhnt ist? —

Wir können nicht alle gute Sänger sein. Gott hat auch da Seine Gaben weislich vertheilt. Aber, wie die Stimme Gottes in unserem Herzen, das Gewissen, uns deutlich und unverkennbar zeigt, was recht und unrecht sei, so werden wir finden, daß in jedem frommen Gemüth ein unbestimmtes Etwas, vielleicht eine Ahnung und ein Vorgefühl des himmlischen Singens sich befindet, das uns lehrt, wie wir singen sollten. Ganz von selbst kleidet da die Stimme des Herzens Gefühle in das Lied ein. Versammelt sich die Gemeinde zu einem Trauergottesdienste, hört man das leise halbunterdrückte Schluchzen der Trauernden, die vor dem Sarge am Altare sitzen, und der Choral „die Liebe darf wohl weinen, wenn sie ihr Fleisch begräbt" wird angestimmt, so wird sich ganz von selbst, ohne irgend welche Leitung, der Gesang langsam, feierlich, trauernd und klagend bewegen. Warum? Die Herzen fühlen den Schmerz — die Stimme verkündet ihn. Wenn aber am heiligen Osterfeste der Prediger mit fröhlicher Stimme gerufen hat: „Christ ist erstanden, Hallelujah!" die Orgel voll und brausend intonirt, dann wird die Gemeinde ganz von selbst das Lied „Hallelujah, Jesus lebt! Erlöste Brüder, kommt, erhebt des großen Mittlers Majestät!" so singen, wie sich's gehört — triumphirend, jubelnd. Nur wenn dieser Theil des Gottesdienstes mit Gleichgültigkeit behandelt, oder fast gar nicht beachtet wird, nur dann wird sich nach und nach jede Spur von einem wirklichen und würdigen Gesang verlieren, und ein sinnloser, ausdrucksloser und werthloser Lärm an dessen Stelle treten.

Welch unberechenbaren Schaden eine Gemeinde sich selbst zufügt, welche ein so köstliches Gut im Schweißtuche der Gleichgültigkeit verborgen hält, braucht wohl kaum weitläufig erörtert zu werden. Der Gesang im Gottesdienste soll die Herzen auch vorbereiten für die kommende Verkündigung des göttlichen Wortes. Man kann ja nicht immer mit der rechten Geistessammlung und der rechten Andacht in die Kirche treten. Noch im letzten Augenblick mag sich Etwas ereignen, das dem Kirchgänger seine Andacht raubt, ihn stört und verwirrt. Gar Mancher bringt seine Sorgen mit, seine Schmerzen, seine Pläne und Alles, was eben sein Herz die Woche hindurch

bewegt hat. Durch den Gesang sollen die Gemüther gesammelt werden, ihre Aufmerksamkeit soll auf den Gottesdienst concentrirt werden, jeder Choral ist schon eine Predigt. Wenn nun der Kirchengänger gewöhnt ist, sein Buch mechanisch aufzuschlagen, mit den Andern mechanisch etwas zu singen, an das er kaum denkt, so liegt ja auf der Hand, daß da die rechte andächtige Stimmung nicht erzielt werden kann. —

Wie schon oben angedeutet, ein würdiger, rechter Gesang kann auf ein Gemüth einen unverwischbaren Eindruck machen. Er kann Muth, Vertrauen, Glauben, Hoffnung, Liebe in ein Herz flößen, das im Treiben des Lebens ganz und gar vertrocknet ist, und kann es zubereiten für den Samen des Evangeliums. Auf der anderen Seite aber wird ein Gesang, dem man nicht die Prädicate würdig und recht beilegen kann, mit der Zeit auf den Gottesdienst, den Prediger und die ganze Gemeinde eine lähmende, erschlaffende Wirkung ausüben.

Wie will unsere Synode sich zur Heidenmission stellen?

Referat auf der Conferenz des vierten Distrikts in Quincy, Ills.
(Eingesandt von P. Aug. Jennrich.)

Es kann und soll hier nicht erörtert werden, ob unsere Evangelische Synode überhaupt Heidenmission treiben oder getrieben haben will. Das ist eine Frage, die längst entschieden ist, wie Thatsache und Erfahrung es lehren. (Siehe die Quittungen im Synodalorgan, dem „Friedensboten.“) Wir leben ja, Gott sei Dank, nicht mehr in einer solchen Zeit, wie sie Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts war. Als z. B. 1798 sich ein Missionsverein in Ostfriesland bildete, konnte sich dies ein damaliger Professor der Theologie nicht anders erklären, als daß in jenen verlornen Winkel die deutsche Bildung noch nicht gedrungen sein müsse. Derselbe Professor nannte ein Jahr später die Absendung von 30 engl. Missionaren nach Otahüti eine engl. Grille und meinte, die 140,000 Thaler dafür seien weggeworfen. „Wie sonderbar,“ setzte er hinzu, „daß man noch immer an die Bekehrung der Heiden denkt.“ Und als vor etwa 89 Jahren auf der General-Synode der schottischen Kirche der Antrag vorlag: „Hochwürdige Synode möge das Evangelium den Heiden senden,“ da wurde dieser Antrag als schwärmerisch, fanatisch, revolutionär, gefährlich und abgeschmackt bezeichnet, und der alte berühmte Dr. Carlyle sagte erregt: „ich habe 50 Jahre in dieser Synode gesessen, aber ein lächerlicherer Antrag ist mir in dieser langen Zeit niemals zu Ohren gekommen.“ Darauf erhob sich der ehrwürdige Dr. Eskine und sprach leuchtenden Auges und feurigen Herzens: „Präses, reichen Sie mir die Bibel, wollen Sie?“ Und dann las er mit mächtiger Stimme den Missionsbefehl: „Gehet hin in alle Welt ꝛc.“ Diese Worte fielen wie ein Donnerschlag in die Versammlung, der sie wie eine ganz neue, unerhörte Botschaft klangen. — Und wie es damals mit den Theologen stand, so stand es auch mit den Laien. Ein Direktor der ostindischen Compagnie meinte, es würde

als die größte Calamität zu beklagen sein, welche Indien treffen könnte, wenn 100,000 Hindus sich zu Christo bekehrten. Und ein anderer Direktor dieser Compagnie erklärte die Aussendung von Missionaren nach Indien für das tollste, extravaganteste, kostspieligste und hirnverbrannteste Unterfangen, das je einem träumerischen Projectenmacher in den Kopf gekommen sei. — So stand es vor 80—90 Jahren. Wie gar anders ist das geworden! Jetzt leben wir in dem sog. Missionsjahrhundert, im Zeitalter der Weltmission, wo ein Missionsgeist erwacht ist, der immer mehr zielbewußter, thatkräftiger und umfassender wird. Wenn auch die Missionssache, wie jede Reichssache Christi, noch immer in reichem Maße den Haß und die Schmach der Welt tragen muß, so hat sie sich nun doch in der Welt eine gewisse Achtung und Anerkennung errungen. Die Welt kann sie nicht mehr ignoriren, und kann sie auch nicht mit dem Stempel der Thorheit und Lächerlichkeit brandmarken. Die öffentlichen Tagesblätter können nicht mehr umhin, Notiz von der Mission zu nehmen; die öffentliche Meinung hat ihr wegen ihrer Ausdehnung und großartigen Erfolge willen ihre Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Ja die Mission hat eine weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen; sie ist, wie kaum etwas anderes, ein Zeichen der Zeit geworden. Zu solchem Zeichen der Zeit hat sie der Herr und Heiland selbst gesetzt, wenn Er Matth. 24, 14 sagt: „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Menschenwelt, zum Zeugniß für alle Völker, und dann wird das Ende kommen.“

Es kann also, wie gesagt, nun nicht unsere Absicht sein, hier zu erörtern, ob wir als Synode eine zustimmende oder ablehnende, eine bejahende oder verneinende Stellung zur Heidenmission einnehmen wollen. Nein, von vorne herein soll es uns als evangelischen Christen feststehen, daß die Mission ist: a) ein Lebenszeichen der Kirche, worüber wir uns freuen, b) ein Gnadenzeichen für die Welt, daß deß wir uns getrösten, c) ein Wahrzeichen für das Ende, weßhalb wir uns rüsten. Ein orthodox-luth. Prediger ereiferte sich einmal auf einem Missionsfest darüber, daß selbst die todte Staatskirche und die verschiedenen „Sectenkirchen“ fleißig Mission trieben und meinte dann: sie, die Lutheraner, als die Inhaber der „reinen Lehre,“ hätten vor Allen fleißig Mission zu treiben. Die Ansicht des Referenten ist: wir als evangelische Christen haben ganz besonders die Aufgabe, mit dafür Sorge zu tragen, daß das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt gepredigt werde. Unser evangelisches, christliches Glaubens-, Liebes- und Hoffnungsleben steht und fällt mit der Mission, als einem Werke des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. Das bedarf keiner weiteren Erörterung mehr.

Bei der Frage unsers Themas: „Wie will unsere Synode sich zur Heidenmission stellen“ — handelt es sich nicht um das Was, sondern vielmehr um das Wie. Daß unsere Ev. Synode, wie jeder evang. Christ, beten und arbeiten soll in dem Sinne der 2. Vaterunserbitte(: „Dein Reich komme!“) — darüber ist wohl Keiner unter uns mehr im Zweifel. Aber wie wir als Synode Heidenmission treiben sollen und wollen, darüber gehen die Meinungen und Ansichten sehr auseinander, und zwar seit etlichen Jahren in einer

solchen Weise, daß die Synode nun wohl nicht länger so zusehen darf, sondern ihre Entscheidung treffen muß und auf der nächsten General-Synode hoffentlich geben wird. Es geht uns hiermit wohl, wie mit den Liederbüchern. Daß in dem Stück schon lange ein tiefgefühltes Bedürfniß zu befriedigen war, wußte man wohl, aber man wagte es nicht sobald, in rechter Richtung voran zu gehen, weil man zu viele Bedenken trug, zum Schaden der eigenen Sache. Doch die Strömung blieb und machte sich nach zwei Seiten hin Bahn. Endlich kam die Synode zur Einsicht und suchte den Strom in der rechten Weise und zugleich in ihrem eigenen Interesse einzudämmen durch Herausgabe eines Sonntagschul-Liederbuches. Einen ähnlichen Gang scheinen unsere Missionsbestrebungen nehmen zu wollen. Wollte Gott, daß wir auch in dieser Sache solch erfreuliche Erfahrungen machen möchten, wie wir dennoch mit dem erwähnten Liederbuche haben machen dürfen.

Die Frage ist: Was soll unsere Synode thun, um die vorhandenen Missionsbestrebungen in das rechte Geleise zu bringen, damit die Interessen sowohl des Reiches Gottes im Allgemeinen, als auch die der Synode im Besonderen gewissenhaft gewahrt bleiben? Daß wir jetzt noch nicht im rechten Fahrwasser sind, muß Jedem klar geworden sein, der dem Dilletantentreiben — wenn der Ausdruck erlaubt ist — innerhalb unserer Synode unparteiisch gegenüber gestanden ist.

Bevor wir uns nun zur Antwort auf diese Frage anschicken, müssen wir nolens volens den wenig erquicklichen Weg betreten, und zusehen, was Andere in Bezug auf diese Angelegenheit gedacht und gethan haben. Hier irgendwie, zum Nachtheil der Sache, auf einzelne Persönlichkeiten Rücksicht nehmen zu wollen, darf und will sich der Referent um so weniger gestatten, als er mit peinlicher Sorgfalt bemüht ist, stets nur das Interesse der Synode zu vertreten, mit Hintenansetzung aller persönlichen Interessen.

Wie bekannt, sind mit 1881 innerhalb unserer Synode zwei Missionsblätter in's Feld gerückt: Der „Ev. Missionsfreund" und der „Missionar." Einerseits ist ja das ein erfreuliches Zeichen, sofern damit Zeugniß gegeben wird dafür, daß der Missionssinn unter uns noch nicht erstorben ist und auch in so fern, als ja wohl beide Blätter zur „Weckung und Belebung des Missionssinnes" beitragen wollen. Andererseits jedoch ist das Erscheinen dieser beiden Blätter kein erfreuliches Zeichen, sondern nur zu mißbilligen und zu bedauern, und zwar darum, weil diese Blätter verschiedene Tendenzen, ja ganz entgegengesetzte Ziele verfolgen und somit nicht mit und neben, sondern principiell wider einander arbeiten. Während das eine Blatt seine ganze Kraft einsetzt für die Missionsgesellschaften draußen (namentlich für Basel und Barmen) und dafür gleichsam Agentendienste verrichtet, will das andere Blatt für die „Ev. Synode von N. A." ein „beständiger Mahner sein, des Rechtes und der Pflicht zu gedenken, welche sie hat, selbständig Heidenmission zu treiben." Das eine Blatt will also verhindern, was das andere so zu sagen mit Gewalt zu erzwingen sucht. Der „Missionsfreund" möchte die Synode in den Kinder-

schuhen erhalten, ja ihr Hemmschuhe und Fesseln anlegen, der „Missionar" dagegen möchte ihr eine Art Siebenmeilenstiefel aufnöthigen und sie veranlassen, einen Bauplan zu acceptiren, ohne vorher gehörig die Kosten zu überschlagen. Und eben darin liegt sowohl für die Sache, die sie vertreten, für die Mission, als auch für die Synode ein großer Unsegen. Dem sollte mit aller Macht entgegengetreten werden. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der Conferenz des vierten Distrikts hat es nach dem der „Th. Ztschrft." vorliegenden Bericht des Sekretärs keineswegs an Material synodaler Fragen, noch an Lust zur Bearbeitung desselben gemangelt. Da indeß das gedruckte Protokoll wohl noch vor dieser Nummer der Th. Z. erscheinen dürfte, so sollen die betreffenden Beschlüsse hier nicht abgedruckt werden.

Wenn es nun auch keineswegs an Eifer und Lust zum Vorwärtsgehen und an Kraft zum Weiterbauen fehlt, so bekunden doch die Beschlüsse eine Mäßigung, die den durch Erfahrung erprobten festen Grund nicht verlassen und bei allem Vorwärtsgehen sich doch nicht außer Athem laufen will.

Es ist eine ganze Anzahl von synodalen Fragen, die der vierte Distrikt behandelt hat; zum Theil solche, die erst durch Anregung von Außen und durch künstliche Pflege groß gewachsen sind, zum Theil aber auch solche, die sich eben ganz von selbst mit Nothwendigkeit im Fortgang unseres synodalen Lebens aufdrängen. Daß bei den ersteren mehr Zurückhaltung und Prüfung ihrer Unabweisbarkeit geboten ist, ist wohl von selbst klar. Wie der vierte Distrikt im Ganzen gedacht hat, wird sich wohl aus den Protokollen desselben unschwer erkennen lassen.

Leider befindet sich die „Theologische Zeitschrift" noch immer auf der Liste der Synodalfragen. Diese Thatsache ist allerdings weder für die Leser, noch für die Schreiber, weder für den Verlagsverwalter, noch für die Verlagscomite, weder für die Synodalbeamten, noch auch für die Redaktion besonders erfreulich, aber keineswegs betrachten wir dieselbe als ein Signal zum Rückzug, sondern als eine energische Aufforderung zu größerer Anstrengung seitens aller irgendwie dabei Betheiligten und zu größerer Betheiligung seitens aller dabei noch nicht betheiligten Synodalpastoren.

Der „Pilger" veröffentlicht unter der Ueberschrift: „Woher Pastoren nehmen?" einen kurzen Artikel, dessen erste Hälfte wir hier wiedergeben, da sie für jede deutsche Kirche in Amerika lehrreich ist. Sie lautet:

Unsere deutschen Gemeinden brauchen deutsche Pastoren. Es ist gewiß nicht zuviel verlangt, wenn wir verlangen, daß deutsche Pastoren auch 1) ordentlich deutsch sprechen können; 2) die biblischen Geschichten gelernt haben; 3) Luthers Katechismus inne haben und 4) deutsch schreiben und Geschriebenes lesen können.

In Pennsylvanien waren vor Jahren überall deutsche Gemeindeschulen. Diese sind aber längst eingegangen. Die Jugend lernt nur noch nothdürftig an manchen Orten deutsch lesen; und deutsch schreiben lernen die allerwenigsten. Der Religionsunterricht wird in die Sonntagsschulen verlegt, die meistens gar schwach bestellt sind. Somit fehlt hier die Hauptgrundlage zur rechten Ausbildung deutscher Pastoren. Für pennsylvanisch-deutsche Leute mag's vielleicht weniger zu bedeuten haben, wenn der Pastor nicht ein Wort deutsch schreiben kann. Aber bei rein deutschen Gemeinden ist's ein großer Fehler, wenn der Sekretär dem Pastor die geschriebene Kanzelverkündigung vorlesen muß, damit er dieselbe auswendig lernt, weil er Geschriebenes in deutscher Sprache nicht lesen kann.

Wir haben ein **Collegium** in Allentown. Dasselbe ist **ganz englisch**. Nur **ein** deutscher Professor ist für deutschen Sprachunterricht angestellt. Wie viel da gewonnen wird, können sich unsere englischen Brüder leicht denken, wenn sie sich das Gegentheil einmal vorstellen wollten; nämlich: alle Unterrichtsfächer würden in der deutschen Sprache im Collegium ertheilt und nur **ein** Sprachlehrer würde englischen Unterricht geben.

Wir haben ein **Seminar** in Philadelphia. Dasselbe war im Anfang mehr deutsch wie englisch. Nun müssen fast alle Vorlesungen in englischer Sprache ertheilt werden. Das macht den deutschen Professoren große Mühe. Aber, was wollen diese Männer machen; wenn ihre Arbeit nicht vergeblich sein soll, so müssen sie zur englischen Sprache ihre Zuflucht nehmen.

Ueber das „Besoldungswesen der evangelischen Geistlichkeit Deutschlands" hat Pfr. Otto Ritter in Neustadt bei Zerstungen in Thüringen drei Tabellen zusammengestellt, die für jede einzelne deutsche Landeskirche möglichst genau angeben, wie hoch die Gehälter der aktiven Pfarrer, die Ruhegehälter der Emeriten und die Pensionen der Wittwen und Waisen der evangelischen Geistlichen sich belaufen. Aus diesen Tabellen ergibt sich unter Anderem Folgendes:

Pensionsverhältnisse sind gar nicht definitiv geordnet in Elsaß, Schaumburg-Lippe, Hessen-Homburg und Kurhessen, wo Vikare ernannt werden, und in Hamburg und Lübeck, wo meist sehr reichlich für Pensionäre gesorgt wird. Aehnlich ist es in beiden Meklenburg, zur Zeit noch in Schleswig, in Waldeck. In Westphalen und in der Rheinprovinz wird außer dem Zuschuß des Provinzial-Emeritenfonds die Hälfte des Einkommens gewährt. In den östlichen Provinzen Preußens bietet das Emeritengesetz vom 26. Jan. 1880 den dem neuen Fonds Beigetretenen nach dem 10. Dienstjahre zwanzig Achtzigstel und erst nach 50 Dienstjahren sechzig Achtzigstel des bezogenen Einkommens; in Nassau steigt die Pension von der Hälfte nach zurückgelegtem 15. Dienstjahre um jährlich ein Siebzigstel. Die ehemals darmstädtischen, jetzt preußischen Geistlichen haben nach Annahme des bezüglichen Gesetzes Antheil am nassauischen Kirchenfonds. Eine große Anzahl von Landeskirchen gewährt nach 10 Dienstjahren 40—80 Prozent des Einkommens. So die beiden Reuß, Koburg, Weimar, beide Schwarzburg, Braunschweig, Württemberg. In Oldenburg werden stets vier Fünftel des Diensteinkommens gegeben. In Meiningen sind die Bestimmungen sehr gut. Der Pensionirte erhält nach 40 Dienstjahren sein ganzes, freilich nur höchstens 2400 Mk. betragendes Einkommen, nach 10 Dienstjahren zwei Drittel, unter 10 Dienstjahren drei Fünftel desselben. Aehnlich in Sachsen ein Drittel bis 18 Dienstjahre und aufsteigend bis zum 45. Dienstjahre vier Fünftel; am günstignen ist abermals das neue Gesetz in Anhalt mit ein Drittel in den ersten fünf Dienstjahren und aufsteigend bis zum 50. Dienstjahre das ganze Einkommen. Baden hat ohne Rücksicht auf das Einkommen, das aber sich auch nach dem Dienstalter richtet, nicht ungünstige Pensionen, bis zum 7. Dienstjahre 900 Mk., nach dem 45. 2600 Mk.; in Bayern beträgt der Emeritenbezug stets nur 1380 Mk., wovon noch 300 Mark eine widerrufliche Zulage bilden. In Stadt Bremen werden 40—80 Prozent des Diensteinkommens gewährt; „doch soll die ganze Pension nicht 6000 Mk. übersteigen." Der einzige Emeritus im Bremer Landgebiet erhält 1166 Mk.

Noch verschiedener sind die Pensionen der Wittwen und Waisen der Geistlichen. Für letztere ist vielfach gar nicht oder nur auf dem Wege der Gnade gesorgt. Im Elsaß haben die Wittwen gar kein Pensionsrecht und erhalten bei Mittellosigkeit Gratificationen. In Mecklenburg erhalten ebenso wie in Preußisch Vorpommern die Wittwen den zehnten resp. achten Theil des Pfarreinkommens. Hier wie in ganz Preußen bestehen neben geringen Local- und Diöcesanwitthümern auch sehr einträgliche. Im Ganzen aber wird in Preußen für die Wittwen nicht genügend gesorgt. Die sich verheirathenden Geistlichen sind verpflichtet, ihre Wittwen mit ein Fünftel ihres Einkommens in die Staatswittwenkasse einzukaufen, aber nur mit ein Fünftel des Einkommens zur Zeit der Verheira-

thung. Bei Erhöhung des Einkommens wird die Erhöhung des Beitrags zur Wittwenkasse nicht gefordert und unterbleibt daher meistens. In Schwarzburg-Rudolfstadt erhält die Wittwe nur 120 Mk. jährlich, in Koburg 172, in Nassau 200—500, in Schaumburg-Lippe 240, in Meiningen 280, in Lippe-Detmold 450, in Sondershausen 540, in Württemberg 500—800,, in Bayern 642, in Baden 630, in Hamburg 700, in Hessen 800, in Lübeck 1000 Mk.; in den meisten Landen erhalten die Waisen größeren oder geringeren Zuschuß. Nach dem Einkommen beim Todesfalle geben die übrigen Lande je nach den genügenden oder ungenügenden Beträgen des Einkommens genügend oder ungenügend: Weimar, beide Reuß, Sachsen ein Fünftel oder 20 Prozent, Braunschweig 24 Proz., aber nicht unter 500 Mk., Waldeck, Gotha, Altenburg, Anhalt ein Viertel oder 25 Proz. Im letzteren Lande, wo nach 30 Dienstjahren 5000—6000 Mk. Einkommen gewährt wird, beträgt die Wittwen- resp. Waisenpension also 1250—1500 Mk. Auch für Wittwen stehen die Bezüge in Bremen am höchsten. In der St. Petri-Domgemeinde beziehen vier Wittwen aus der Domprediger-Wittwenkasse je 1500 Mk., von der Gemeinde je 1000 Mk., von der bremer Pfarrwittwenkasse 300 Mk., zusammen 2800 Mk. Außerdem noch Waisenpensionen. Auch im Landgebiet ist die Wittwen- und Waisenpension nicht gering. Die Wittwe erhält 1129 Mk. und jede unverheirathete Tochter bis zum Lebensende 157 Mk.

Schweiz. Bekanntlich war durch Beschluß vom 17. Februar 1873 dem „Kaspar Mermillod, Bürger von Carouge, Cantons Genf", weil er gegen den Willen des Bundesrathes von Pius IX. mit dem apostolischen Vicariat in Genf betraut worden war, der Aufenthalt in dem Gebiete der Eidgenossenschaft so lange untersagt worden, als er nicht ausdrücklich auf die Ausübung der ihm durch den päpstlichen Stuhl übertragenen Funktionen verzichtet haben werde. Wie die Blätter meldeten, war nun beim Bundesrath von Rom aus angefragt worden, ob ihm zum Bischof von Lausanne und Genf Mermillod oder Savoy genehm sei und ob durch die Wahl des ersteren der Genfer Conflict beigelegt sei; der Bundesrath aber hatte es vorgezogen, nicht zu antworten. Hierauf war Mermillod vom Papste zum Bischof von Lausanne und Genf ernannt worden. Zugleich aber hatte Mermillod dem Bundesrathe ein Schreiben des Staatssekretärs Jacobini an den neuen Bischof im Original mitgetheilt, nach welchem das apostolische Vicariat in Genf aufgehoben und Mermillod der bezüglichen, ihm seiner Zeit übertragenen Funktionen entkleidet wird.

Wie aus Paris vom 20. März telegraphisch gemeldet worden ist, hat in Folge dessen der schweizerische Bundesrath das Decret, durch welches Mermillod verbannt wurde, aufgehoben. Es wurde jedoch hinzugefügt, daß die Regierung von Genf sich jetzt weigere, Mermillod als Bischof von Genf anzuerkennen, da nur ein vom Canton anerkannter Bischof auf seinem Territorium bischöfliche Jurisdiction und bischöfliche Verwaltungsfunktionen ausüben könne, der Canton Genf aber sich der christkatholischen Nationalkirche angeschlossen und von Rom losgesagt habe.

Der vatikanische „Moniteur de Rome" zeigte sich nach der „A. Z." sehr erstaunt über die Nachricht von der Weigerung der Genfer Regierung, den neuen Bischof anzuerkennen, fügte aber hinzu, daß auch, wenn Mrsg. Mermillod von der Genfer Regierung nicht anerkannt würde, ihn doch nichts hindern könne, in den Genfer Canton zurückzukehren und dort die Jurisdiction auszuüben, da die Genfer Katholiken eine freie Kirche bildeten und ihre religiöse Organisation der Competenz und Einwirkung der Regierung gänzlich entzogen sei. Dagegen hat der Staatsrathspräsident Carteret unter stürmischem Beifalle im Saale und auf den Tribünen erklärt, daß der Staatsrath einstimmig beschlossen habe, den Gesetzen, nach welchen Genf zu keiner Zeit Bischofssitz werden dürfe, Achtung zu verschaffen. —

Der Bundesrath hat nun am 22. März beschlossen, vorerst noch eine Rückfrage bei den in dieser Angelegenheit betheiligten Cantonen Freiburg, Waadt, Neuenburg und Genf zu halten. Die Frage richtet sich unter anderem darauf, ob sie benachrichtigt worden seien von der Erhebung des Abbé Savoy zum Coadjutor des Bisthums Lausanne u. s. w. Möglichst schleunige Antwort sei erwünscht. —

Inzwischen sind die Antworten der zur Aeußerung aufgeforderten Cantone eingetroffen. Der Staatsrath von Genf verweigert die offizielle Anerkennung, weil Genf gar nicht mehr zum Bisthumsverband Lausanne gehöre. (Bekanntlich hat Genf unter Führung des jetzt noch am Ruder befindlichen Carteret den Anschluß an das „Nationalbisthum" des altkatholischen Bischofs Herzog erklärt). Freiburg hat nichts dagegen einzuwenden. — Auch Neuenburg erklärt sich mit der Ernennung einverstanden und protestirt nur gegen die Aufstellung eines Hülfsbischofs für ein etwa projectirtes Doppelbisthum. Eine ähnliche Stellung dürfte der, wie Neuenburg, fast ganz protestantische Canton Waadt einnehmen.

Nach den jetzt vorliegenden Nachrichten nimmt der Canton Waadt zwar keinen Anstoß an der Ernennung des neuen Bischofs von Lausanne-Genf, überläßt es aber den elf vom Staate anerkannten katholischen Gemeinden, ob sie sich der bischöflichen Gerichtsbarkeit Mermillods unterwerfen wollen oder nicht. Und Neuenburg hat noch speziell gefordert, daß Mermillod seinen Sitz jedenfalls in Freiburg nehmen und von da die Geschäfte leiten müsse.

Die oberste Bundesbehörde sollte am 3. April ihren Beschluß fassen. Wie verlautete, würde derselbe dahin gehen, daß die Landesverweisung des ehemaligen „apostolischen Vicars" zwar zurückgenommen, die Anerkennung des nunmehrigen „Bischofs" aber der souveränen Entscheidung der betheiligten Einzelcantone anheimgestellt werde.

Auf die Mermillod zugegangene bundesräthliche Mittheilung, daß seine Verbannung nicht eher aufgehoben werden könne, als bis die an der Lausanner Bisthumsfrage betheiligten Cantone Freiburg, Neuenburg, Waadt und Genf vernommen worden seien, hat derselbe von Rom aus an den Bundespräsidenten eine neue Depesche gerichtet, welche ihm die baldige Lösung der Exilfrage auf das Dringendste an das Herz legt und gleichzeitig die Nachricht von der Ernennung des Abbé Savoy zum Hülfsbischof und Coadjutor von Lausanne-Genf als völlig falsch bezeichnet. Er allein sei zum Bischof von Lausanne und Genf ernannt, und werde seinen Sitz in Freiburg nehmen. Uebrigens liegt über die Ernennung Mermillods nicht, wie bisher üblich, ein päpstliches Breve, sondern nur ein Schreiben Jacobinis an Mermillod, und ein Brief Mermillods an den Bundesrath vor.

Jerusalem. Wie von verschiedenen Seiten gemeldet wird, hat die heilige Stadt aufgehört, der Sitz eines protestantischen Bischofs zu sein. Die Krone Preußens habe der englischen Regierung den das Bisthum betreffenden Vertrag von 1845 gekündigt. Die Zeiten seien vorbei, da ein deutscher Geistlicher sich bereit finde, um des Bischofshutes willen seine evangelische Ordination für ungültig zu erklären und die fünf englischen Weihen durchzumachen. Die evangelische Mission im Morgenlande werde keinen Schaden erleiden. Die deutschen Gemeinden und Anstalten würden in Zukunft von einem in Jerusalem stationirten preußischen Superintendenten überwacht werden. Die englischen Geistlichen würden dem Bischof von Malta unterstellt werden. —

Spanien. In Spanien soll die Civilehe eingeführt werden. Der päpstliche Nuntius hat in Folge dessen am 27. März eine lange Conferenz mit dem Ministerpräsidenten Sagasta gehabt, in welcher er Namens des Papstes gegen die beabsichtigte Reform des Ehegesetzes protestirte. Sagasta erklärte, die Reform, welche schon in mehreren katholischen Ländern durchgeführt sei, nicht aufschieben zu können. Ueberdies stehe es auch nach Einführung der Civilehe den Katholiken frei, zwischen der kirchlichen und bürgerlichen Eheschließung zu wählen. Beide Arten hätten gleiche gesetzliche Gültigkeit, nur müßte die Eintragung in die fortan nur von Civil- und richterlichen Beamten zu führenden Register bald nach der Vermählung geschehen. Diesen Ausführungen gegenüber hat der Nuntius seine schweren Bedenken aufrecht erhalten und einen heftigen Widerstand gegen das Civilehegesetz seitens der Katholiken, der Prälaten und des Senats in Aussicht gestellt.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XI. Juli 1883. Nro. 7.

Die Stellung der modernen Theologie zu der Gottheit Jesu Christi.

(Referat auf der St. Louis Pastoral-Conferenz von P. A. Thiele.)

(Schluß.)

Nach Schultz ruht die Gewißheit des Glaubens an die Gottheit Christi auf dem Bewußtsein der Gemeinde von dem göttlichen Werke des in ihr waltenden und sie bestimmenden Geistes und auf der Gewißheit, daß dieser bestimmende Geist die Frucht des auf sie gerichteten gesammten Liebeswerkes Christi ist — auf der Einheit seines persönlichen Lebenswerkes mit dem Gotteswerke selbst. Also von der Gemeinde und ihrer Gottheit macht er einen Schluß auf die Person Christi und seine Gottheit. Alles, was Christus ist, ist er für die Gemeinde. Seine Wirkung in der Gemeinde ist aber die schöpferische Offenbarung des auf sie bezogenen Weltzweckes Gottes, die gnädige Offenbarung der Liebesgesinnung Gottes und die königliche Offenbarung der Herrschaft Gottes über die Welt. Die so durch ihn erlöste Gemeinde, welche nicht mehr unter der Herrschaft der Welt steht und im Widerspruch mit Gottes Liebeszweck, sondern sittlich, selig und frei ist, kann nur Gottes Weltzweck realisiren, und das ist ihre Gottheit. Für diese Gemeinde ist der, durch den sie dazu gelangt ist, Christus nach seinem Werke auch Gott. Er wie die Gemeinde tragen in menschlicher Lebensform Gottes Motive und Zweck, Gottes Liebesgesinnung und Macht über die Welt in sich. So ist Christus und seine Gottheit die Quelle für die Gottheit der Gemeinde, da sie ihm, der seinem Wesen nach nur ein Mensch und Geschöpf ist, die Gottheit beilegt.

Das hat aber gar keine Schwierigkeit. „So lange wir — sagt Schultz — den Menschen von Seiten seiner Gottebenbildlichkeit als vernünftige und wollende, zur Wahrheit und Freiheit angelegte Persönlichkeit betrachten, kann das einem Menschen gegebene Prädicat der Gottheit keine Schwierigkeit machen. Der Mensch kann freilich nicht selber Gott werden, aber er kann die persönliche Offenbarung Gottes sein und damit wird er Gott für die, welchen er Gott offenbart.“ In diesem Sinne kann also auch von Christi Gottheit geredet werden. „Eine solche Gottheit — sagt Schultz — ist die Christi.“

Also der Mensch Christus ist als der für die Christen verwirklichte Liebeszweck Gottes, als Offenbarer von Gottes Liebe und Treue, zwar nicht an sich,

seinem Wesen nach, wie Schrift und Kirche lehrt, Gott, sondern er ist Gott für uns, für unser Glaubensurtheil. Seine Gottheit ist mit der Gottheit der Gemeinde als solcher, d. h. mit dem heiligen Geist, desselben Wesens, gleichwerthig mit den in der Gemeinde waltenden Motiven, Zwecken, Kräften, die Christum ebenso erfüllten, wie die Gemeinde. Zwischen Christus und der Gemeinde, dem Reiche Gottes, in welchem die Einheit seines Lebenswerkes als Gottesordnung der Liebe verwirklicht wird, ist also — nach Schultz — nur der Unterschied, daß Christus das wirkende, die Gemeinde das gewirkte Lebensprincip ist. Gottheit und Menschheit sind ihm in Christo nicht verschiedene wesenhafte Naturen, reale Substanzen, sondern nur verschiedene Betrachtungsweisen: nach der ethischen ist Christus Mensch, nach der religiösen ist er Gott. Wie hier also das Gottsein Christi umgesetzt und aufgelöst wird in die Offenbarung seines Willens, so wird auch von hier aus noch eine Möglichkeit gefunden, von einer Präexistenz zu reden: sofern er als der Träger der Offenbarung das ewig in Gott existirende Princip, der weltbedingende Zweckgedanke ist. Aber dieses Princip erscheint nicht in dem Menschen Christus, sondern es ist nur das Princip seines Lebenswerkes. Also eine Menschwerdung kann nicht gelehrt werden; Christus ist als Mensch geboren; es ist kein Grund für das Werden Jesu nach seiner natürlichen Seite durch ein die Ehegemeinschaft ausschließendes Naturwunder. Die „Geburt" aus dem Geiste, welche der Geburt aus dem Weibe und der Zeugung aus dem Willen des Mannes gegenübersteht, hat mit einer Ausschließung des in der Ehe vorhandenen Naturprocesses **Nichts** zu thun!" —

Bei solcher Theorie kann die bedenkliche Kenosislehre nur bekämpft werden; sie wird als heidnisch bezeichnet, ja geradezu verspottet. Aber auch die (lutherische) Lehre von der communicatio wird in folgender Weise umgearbeitet: das genus apotelesmaticum lehrt das einheitliche Heilswerk sowohl als Gotteswerk wie als menschliche Berufsarbeit ansehen, jenes vom religiösen, dieses vom ethischen Standpunkte; dem entsprechend muß die das Werk tragende menschliche Persönlichkeit so gedacht werden, daß sich in ihr, als menschlicher, das wirkende göttliche Wesen mit seinen Eigenschaften für uns erschließt. Weil sie den Gotteszweck verwirklicht, können ihr die göttlichen Eigenschaften mitgetheilt, besser zugeschrieben werden: (genus majestaticum); und damit wird die einheitliche Person Jesu nach dem genus idiomaticum ganz Mensch von der ethischen, ganz Gott von der religiösen Betrachtung aus. Auch die Anbetung kommt Christo von wegen seiner Gottheit zu. „Selbstverständlich — sagt Schultz — daß man ihn nicht anbeten kann, wenn man ihn als Menschen, also ethisch und historisch, d. h. so wie er Gott gegenüber menschlich sich bethätigt, in Betracht zieht. Sobald wir aber Christum religiös, d. h. als Offenbarung Gottes auffassen, also nicht neben Gott, sondern in ihm, als die menschliche Persönlichkeit, in welcher die Gemeine Gott hat und außerhalb deren sie Gott überhaupt nicht in christlichem Sinne besitzen kann, so müssen wir ihn anbeten. Denn dann

beten wir ihn nicht neben Gott an, sondern Gott in ihm." „Aber, wenn man es richtig versteht, in welchem Sinne Christus anzubeten ist, so kann man nicht zweifeln, daß diese Anbetung Christi in den Gottesdienst der Gemeine, als solcher, nicht in den Gebetsverkehr des Einzelnen mit Gott gehört, und zwar als die Anbetung des Bekenntnisses und des Dankes, als Doxologie."

Das ist diese modernste Christologie in ihren Hauptzügen. So wie sie hat der ältere und bisherige Rationalismus, mit dessen Darlegungen sie in ihrem Wesen nach Grundlage und Resultat völlig übereinstimmt, es nicht verstanden, sich den Wörtern und Begriffen der Schrift und Kirchenlehre anzubequemen. Alle bisherigen Versuche der neueren Philosophie und rationalistischen Theologie sind nichts gegen diese kühne, ingeniöse Sprachumwandlung. Die modernste Theologie in den alten Schläuchen! Die Probleme der biblischen und kirchlichen Christologie werden dadurch keineswegs aber ihrer Lösung näher geführt. Es ist eine Christologie, mit der weder die Schrift erschlossen, noch der Kirche, noch der Wissenschaft gedient wird, es sei denn negativ: daß an diesem Versuche wieder — und hoffentlich für Alle, die sehen wollen, in klärster Weise — gezeigt wird, wohin das Verlassen der gegebenen Grundlagen führt.

Es soll keine Schwierigkeit haben, einen Menschen Gott zu nennen, weil er den göttlichen Liebeszweck an die Menschheit offenbart, oder göttliche Allmacht darin zu finden, daß er im Leiden die Welt überwindet, oder die ununterbrochene Liebesbewegung Gottes gegen die Welt als Sündenvergebung zu bezeichnen, oder die Anbetung Christi als Dank gegen Gott in ihm oder als Bekenntniß von ihm zu fassen.

„Ein persönlicher Gebetsverkehr mit Christo" wird ausgeschlossen; er kann nicht stattfinden; denn einen gegenwärtig bei den Seinen lebenden und waltenden Christus kennt diese Theorie nicht; keinen postexistenten, weil keinen präexistenten, weil keinen, der Mensch geworden ist. „Eine solche Gottheit," wie sie hier statuirt wird, kann bekannt, aber nicht angebetet werden. Anbetung hat die Allwissenheit und Allgegenwart der Person selbst zur Voraussetzung, die reale Gottheit, nicht die nach einem Werthurtheil der Menschen fingirte. Wer den Boden der Schrift verläßt, verfällt in den Subjectivismus: aus dem Werthurtheil der Gemeinde wird die Gottheit abgeleitet, ja, was jeder Einzelne ist und werden soll, das ist die Quelle, das Urbild für Christus. Der Glaube der Gemeinde ist für die Erkenntniß der Wahrheit der regulirende, aber niemals normirende Factor, geschweige denn die Quelle. Mit Recht nennt Schweizer eine solche Ableitung aus der subjectiven Erfahrung, die immer abhängig ist von der Art, wie man sich die Erlösung angeeignet und vorgestellt, eine ohne Zweifel allzu einseitige; Christus ist uns nicht blos in seinen Wirkungen auf uns gegeben, sondern hiervon unabhängig im biblisch beurkundeten Bilde." Die Gemeinde ist eine werdende; was ihr zu Theil wird, die Verheißungen ihrer Zukunft und ihrer Vollendung sind durch die Gnade der Sündenvergebung und Sünden=

tilgung von Seiten Gottes und Christi vermittelt, und dies Werk der Neuschöpfung ist ermöglicht und verbürgt nach der Schrift durch den Gott gleichen, bei der Schöpfung der Welt schon mittlerisch wirkenden Sohn.

Aber vor allem, wenn die Person Christi nur der Offenbarer des Willens Gottes ist, wie es schon vor ihm die Propheten, nach ihm die Apostel waren, wozu bedarf es denn dann noch der Lehre von der Gottheit Christi? Die Person Christi überhaupt, noch mehr die Lehre von seiner Gottheit ist völlig überflüssig. Wie der Deismus, der für den Ablauf der Welt eines Gottes nicht bedarf, so hat auch hier für die Herstellung der Erlösung Christus nichts gethan, höchstens Gottes Weltziel gelehrt. Nach der Schrift (vergleichen wir nur die beiden Theile des Briefes an die Hebräer!) und Kirchenlehre jedoch hat sie ihren Grund und ihre Nothwendigkeit: aber in dieser Theorie nicht; hier wird sie nur gelehrt, weil man sie nicht völlig negiren, doch noch von der religiösen Seite festhalten wollte. Nach der Kirchenlehre ist die Lehre von der Person und dem Werk des HErrn auf das Engste verknüpft; in der Person des Gottmenschen ist das Werk der Versöhnung Gottes und des Menschen begründet und verbürgt; ohne die Gottheit seines Wesens ist die Versöhnung mit Gott unmöglich. Aber für die Erreichung des Weltzweckes thut der Mensch Jesus als solcher Nichts; die Erreichung des Weltzweckes liegt nach dieser Theorie schon begründet in Gott; die Sünde tritt nicht, wie bei der Schrift- und Kirchenlehre als durch Sühne zu überwindende hindernde Macht entgegen. Das heilige Urbild der Vollkommenheit, das er den Menschen vorhält, ist weder in seiner Person mit Nothwendigkeit begründet (ebensowenig wie bei Schleiermacher, nur eine bloße Voraussetzung), noch von heilsschaffendem Einfluß, weil eine Einwirkung von ihm nur ausgeht, wie sie von jedem verstorbenen Menschen auf die Nachwelt ausgeht, und durch Erinnerung an ihn wie in der Gemeinschaft Gleichstrebender angeeignet wird; noch von Frieden schaffender Kraft, da sein heiliges Beispiel und Vorbild nur die Tiefe des Abstandes in uns fühlbar macht, mithin die Sünde mehrt. Ein Trost im Leben und Sterben kann von einem Beispiel nicht ausgehen, es sei denn der selbsteingebildete Friede, wie ihn die Welt hat und geben kann. Aber das ist nicht der Friede, der höher ist, als alle Vernunft.

Wird die Person des Gottmenschen nicht anerkannt und festgehalten, dann verfällt die Theologie auf solche Versuche, daß man zwischen religiöser und ethischer Anschauung nicht blos unterscheidet, sondern beide trennt und in rationalistisch-kantischer Weise die religiöse Betrachtung von der ethischen abhängig macht.

Allein der ethisch betrachtete Mensch kann religiös betrachtet auch nur als Mensch angeschaut werden; die religiöse Betrachtung hat kein Recht und keinen Grund über die ethische hinauszugehen. Es ist Kant'sche Willkür: das, was die ethische bekämpft und ablehnt, durch eine Hinterthür hinein-

zuholen; der ethische und religiöse Christus dürfen ebensowenig getrennt werden, als der ideale und der historische Christus. Es kommt hier, wie überhaupt in der Theologie dieser Schule, der Kant'sche Standpunkt mit seiner deistischen Trennung Gottes von der Welt und der darauf ruhenden eigenthümlichen „Erkenntnißtheorie" in seiner Haltlosigkeit zu Tage. Man will alles Metaphysische beseitigen, nur das Ethische festhalten, verliert aber nicht blos den Grund für das Letztere, indem man stets nach der Wirkung, aber nicht nach dem Wirkenden, stets nach dem Willen und Zweck, aber nicht nach dem Träger des Willens, der Persönlichkeit, fragt. Ja, in der größten Willkür dehnt man das Gebiet des „Metaphysischen" aus, nicht blos auf Absolutheit, Dreieinigkeit Gottes, Gottheit und Präexistenz wie Postexistenz Christi, sondern sogar auf geschichtliche Heilsthatsachen, wie die Menschwerdung, die Auferstehung, das thatsächliche Wirken des erhöhten Christus in der Kirche. Dies geschieht, nicht um die Probleme in der Christologie besser, als bisher lösen zu können, sondern auf Grund der wieder hervorgeholten Kant'schen Metaphysik in Verbindung mit Schleiermachers Theologie; — das Resultat kann selbstverständlich nur wie bei Kant ein rationalistisches Moralchristenthum sein, von dem es sich höchstens (wie bei Schleiermacher) durch ein unmotivirtes und soweit es die Vernunftmoral zuläßt, stärkeres Betonen der Person Christi unterscheidet.

Während Ritschl der Schrifterklärung im Einzelnen die größte Gewalt anthut, tritt uns bei Schultz, der diese Umdeutungen Ritschls nicht billigt, die größte Willkür in der Schriftanerkennung entgegen. Eine Theologie, welche sich so zur Schrift stellt und solche Resultate in der Lehre von der Person Christi, wie Schultz, oder vom Werke desselben, wie Ritschl zu Tage fördert, muß von Seiten der Wissenschaft als auch für die Kirche unheilvoll bekämpft werden. Man kann sich nicht mehr so milde ausdrücken, wie Kübel es gethan hat. Hat man, so wie er, die weite Kluft mit ihren Differenzen zwischen den zwei hier vorliegenden Arten von Christenthum aufgedeckt und sagt nun: jede muß zur andern sprechen: ihr habt einen anderen Geist, als wir; so paßt dazu nicht, wenn man sie mit der synoptischen und johanneischen Christologie parallelisirt und jene als Vorstufe für die letztere bezeichnet; dies ist weder exegetisch noch biblisch-theologisch zu rechtfertigen. Es liegen hier scharf ausgeprägte, einander ausschließende Gegensätze vor, wie sie nicht stärker sein können; es treten die in der Kirche vom Ebjonitismus, Gnosticismus und Arianismus her bekannten Gegensätze in neuerer Gestalt auf — und die Kirche hat, wie damals Recht und Pflicht, dieselben zu bekämpfen, ihre Diener und die Gemeinde davor zu warnen und zu schützen. Was Strauß zu seiner Zeit gethan hat, das hat v. Hartmann gegenwärtig geleistet, indem er die philosophische Haltlosigkeit dieser Theorie aufgedeckt hat. Von theologischer Seite hat nicht blos der Katholik Hettinger in dieser Christologie ein Zeichen für die Auflösung des Protestantismus finden zu dürfen geglaubt, sondern es haben die protestantischen Theologen zum Beweise, daß sie sich ihrer positiven Grundlagen als unveräußerlicher wohl bewußt sind, wie

Steinmeyer, Franck, Weiß (in Tübingen), Luthardt, Beſtmann, Schulze (in Roſtock) und beſonders Dorner (in ſeiner Dogmatik) gleichfalls nachgewieſen, daß dieſe Theologie weder der Schrift= noch Kirchenlehre entſpricht, daß ſie in in ſich haltlos iſt, und daß das Werthurtheil über dieſelbe nur auf eine rationaliſtiſche Entwerthung des chriſtlichen Glaubens lauten kann.

Die Summe aber, die wir auch aus der gegenwärtigen Stellung der modernen Theologie zur Gottheit Chriſti wie aus allen Perioden des Kampfes um Ihn ziehen dürfen, iſt: Er wird bezeugt als das unerforſchliche Wunder Gottes inmitten menſchlicher Geſchichte, das Wunder, dem der Haß und die Liebe, der verneinende Widerſpruch wie das glaubensvolle Sinnen und anbetende Sichverſenken gleich ſehr zum Siegel ſeiner thatſächlichen Wirklichkeit werden muß.

Er iſt ein Myſterium und muß es bleiben. Zu dem Chriſtus, den wir mit unſerem kleinen Verſtande begreifen könnten, zu dem würden wir nicht mehr als zu unſerem Heilande beten mögen! Er wird und muß für unſer irdiſches Erkennen der Unbegreifliche bleiben. Die größere Annäherung aber an die Löſung des Problems bleibt für die Theologie die höchſte ihrer Aufgaben und jeder Schritt, den ſie hier vorwärts thun darf, hat eine unendliche Bedeutung. Plato ſagt, die Philoſophie werde keine Ruhe finden, ehe ſie zum abſolut Erſtaunenswerthen vorgeſchritten ſei. Hier iſt das Gebiet, auf dem Theologie und Philoſophie, je mehr ſie es durchdringen, das abſolut Erſtaunenswerthe entdecken werden.

Einſtweilen bleibt's noch beim ringenden Suchen. So lange es dabei bleibt, ſei auch unſer perſönliches Fragen und Sinnen über das Geheimniß der Gottmenſchlichkeit und im Beſonderen der Gottheit Jeſu Chriſti ein immer neues Siegel auf deſſen tiefe Wahrheit und volle Wirklichkeit. Auch uns Theologen ſei der Kampf um Chriſtum und um die Gottheit Jeſu Chriſti auch im eigenen Herzen ein Zeuge für Chriſtum und ſeine Gottheit, ſo daß wir je und je bekennen können:

Ich glaube, daß Jeſus Chriſtus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Menſch von der Jungfrau Maria geboren, ſei mein HErr, der mich verlorenen und verdammten Menſchen erlöſet hat.

Wie will unſere Synode ſich zur Heidenmiſſion ſtellen?

Referat auf der Conferenz des vierten Diſtrikts in Quincy, Ills.

(Eingeſandt von P. Aug. Jennrich.)

(Fortſetzung und Schluß.)

Es iſt nun über dieſe Angelegenheit in den letzten zwei Jahren ſchon viel Staub aufgewirbelt worden im „Friedensboten" (S. Jahrg. 1880, Nr. 10 und 15; Jahrg. 1881, Nr. 2, 3 und 4), in der „Theologiſchen Zeitſchrift" (Jahrg. 1880, Seite 213—215; Jahrg. 1881, S. 70—72; Jahrg. 1882,

S. 77—85, 121—131, 145—149, 169—170), auf den Conferenzen, in den Protokollen und in den beiden Missionsblättern, so daß die Frage nach und nach wirklich zu einer „brennenden" geworden ist. Es ist uns unmöglich, hier auf das alles näher einzugehen, es würde das auch nichts nützen. Die meisten Erörterungen sind mehr oder weniger parteiisch gefärbt und verlieren dadurch ihren Werth. Ein gerechtes und streng sachlich gehaltenes Urtheil findet sich in den Artikeln des P. Dresel (S. „Theol. Zeitschrift 1880, S. 213—215 und 1881, S. 70—72), die leider, wie's scheint, zu wenig beachtet worden sind. Mit Recht wird da den beiden Blättern vorgehalten, daß sie über die Grenzlinien ihrer Berechtigung weit hinausgehen. In fast allen Distriktssynoden ist das Erscheinen dieser beiden oppositionellen Missionsblätter gemißbilligt worden, ebenso in dem Präsidialbericht des Ehrw. Generalpräses im vorigen Jahre. Unser vierter Distrikt protokollirte im vorigen Jahre auf Antrag eines Delegaten: „Der Distrikt bedauert die Herausgabe zweier oppositioneller Missionsblätter innerhalb der Synode, und empfiehlt zu deren Beseitigung der Generalsynode die Herausgabe eines Synodal-Missionsblattes."

Für meine Person beanstande ich sehr das Existenz-Recht dieser beiden Blätter. Dem allgemein gefühlten Bedürfniß wird in keiner Weise Rechnung getragen. Weder die Mission noch auch die Synode würde irgendwelchen Schaden erleiden, wenn diese Blätter eingingen, im Gegentheil die Herstellungskosten des einen würden wenigstens einer Kasse zu Gute kommen. Das größte Opfer scheint mir ein gewisser Ehrgeiz davon zu tragen, so daß die ganze Sache zum Theil darauf hinaus läuft: „Wohlauf, lasset uns eine Stadt und Thurm (wenn auch nur in Gestalt eines Blättchens) bauen, . . . daß wir uns einen Namen machen" 1 Mos. 11, 4. Was steht einem Christen und auch Prediger des Evangeliums mehr an, in aller Treue und Demuth den Posten auszufüllen, der ihm von seinem Kirchenkörper angewiesen wird, oder sich selbst eigenwillig als Redakteur aufzuwerfen? Ich meine das Erstere, wobei zugleich gezeigt werden kann, daß ein Missionar auch zu dienen und zu gehorchen versteht, wenn er gebieten und herrschen will. „Heidenmissionsgründer müssen eines andern Geistes Kinder sein" — schrieb einmal ein Bruder.

Ferner: wenn ein Vertreter des vierten Distrikts meinte, als „Kopf oder Schwanz" dem „Herzen" der Synode etwas sagen zu müssen (Siehe Fr.-Bot. '80 Nr. 15), so bedurfte es dazu noch keines besonderen Blattes. „Friedensbote" und „Theol. Zeitschrift" standen ja für jede sogleich gehaltene Erörterung Jedermann offen. Auch den Missionsgesellschaften draußen ist noch immer das Wort gestattet worden in unserer Synode, sei es im „Friedensboten" durch Berichte, Bitten und Mahnungen oder sei es durch den Synodalkassirer durch Quittungen sowie auch durch einen ständigen Agenten. Also auch nach dieser Seite hin wäre kein besonderes Blatt nothwendig gewesen. Warum man dennoch von draußen her dazu aufgefordert und ermuntert hat, vermögen wir nicht einzusehen, müssen es aber als ein Mißtrauensvotum gegen die Synode betrachten. Oder soll es etwa der Dank sein dafür, daß

unsere Synodalbeamten Gelder und Blätter für sie collectirten? — Daß die Herren Vertreter der beiden Missionsblätter zum Theil sehr aggressiv *) gegen die Synode vorgegangen sind, soll nur nebenbei bemerkt werden. Unsere Sympathie wird das aber niemals wachrufen. Ob auch wohl andere Synoden sich solches von ihren eigenen Gliedern gefallen lassen?

Aus dem bisherigen ist nun ersichtlich, daß wir als Synode von diesen beiden Seiten uns nicht in's Schlepptau nehmen lassen; weder von den Vertretern des „Missionsfreundes," so daß wir uns gleichsam verpflichten, unsere ganze Missionsthätigkeit nach außen nur darin bestehen zu lassen, daß wir andern Gesellschaften die Kassen zu füllen suchen, noch auch von dem Vertreter (oder den Vertretern) des „Missionar," so daß wir schnell die Zahl der Missionsgesellschaften um eine vermehren, etwa ein Missionsfeld besetzen, um — — schließlich das Gewehr zu strecken. Um der Wahrheit willen will Referent hiermit gerne das Geständniß ablegen, daß er mit dem Princip des „Missionar" von vornherein durchaus sympathisirte; doch die Art und Weise desselben war ihm zu radical und der Eifer dünkte ihm nicht frei zu sein von fremdem (unheiligen) Feuer. Je mehr Referent sich hierin irrt, desto besser für den „Missionar" und seine Sache.

Es ist nun hohe Zeit, daß wir Antwort zu geben versuchen auf die Frage: Was soll unsere Synode thun, um die vorhandenen Missionsbestrebungen so zu ordnen, damit die Interessen der Synode und des Reiches Gottes überhaupt gewahrt bleiben?

Stellen wir uns auf den Standpunkt unserer Distrikts-Conferenz in Mascoutah vor drei Jahren und auf den Standpunkt der General-Conferenz von 1880. Laut Protokoll faßte unser Distrikt in Bezug auf Heidenmission folgende Beschlüsse:

1. „Unsere Synode, als ein Theil der ev. Kirche, hat die Pflicht und das Recht, selbständig Heidenmission zu treiben, *sobald ihr Gott die Wege dazu eröffnet.*
2. Der Distrikt ist sich aber bewußt, daß es noch an der nöthigen Klarheit in der Sache fehlt, legt es aber den Einzelnen Gliedern an's Herz und fordert zum Gebet dafür auf.
3. Um zur Klarheit zu gelangen, stellt der Distrikt den Antrag an die ehrw. General-Synode, bei ihrem nächsten Zusammentritt eine ständige Committee von competenten Gliedern zu ernennen, welche nach ihrem Ermessen und unter Verantwortlichkeit vor der General-Synode einleitende Schritte zu diesem Werke zu thun hat."

Im Protokoll der General-Synode heißt es über diesen Punkt:

„Die Synode sah sich zwar nicht in der Lage, in einer so wichtigen Sache bereits entscheidende Schritte vorzunehmen, beschloß aber, diese Angelegenheit den Distrikten zu weiterer Erwägung zu empfehlen." †)

*) Selbst noch in der neuesten Nummer des „Missionar", Seite 36, wird ein etwas versteckter Angriff auf die Beschlüsse des vierten Distrikts gemacht.

†) Im Gegensatz zu diesem Ausspruch der General-Synode erschienen etliche Monate darauf jene beiden Missionsblätter. „Gehorsam ist besser denn Opfer."

Nach diesen Beschlüssen haben wir nicht nur das Recht, sondern auch die ernste Pflicht, die Angelegenheit der Heidenmission jetzt in Berathung und Erwägung zu ziehen, um so zur Klarheit und in die Lage zu kommen, entscheidende Schritte thun zu können. Es fragt sich nun aber weiter, was unsere Statuten sagen, ob sie eine regere Betheiligung an der Heidenmission gestatten oder gar erheischen. § 3 unserer Statuten heißt:

„Die Aufgabe der Deutschen Ev. Synode von Nord-Amerika ist im Allgemeinen Beförderung und Ausbreitung des Reiches Gottes, im Besonderen Begründung und Verbreitung der ev. Kirche unter der deutschen Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika."

Das „Besondere" wird dann in § 4 noch mehr specialisirt. — Statutengemäß soll sich demnach unsere Aufmerksamkeit besonders und hauptsächlich auf das Werk der sog. „Innern Mission," als die eigenste Aufgabe der Synode*) richten. Das stimmt auch mit den Worten der Schrift, die da sagt: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen. Gal. 6, 10. Und 1 Tim. 5, 8 heißt es: „So Jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorgt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger, denn ein Heide." Dies ist wohl zu beherzigen, besonders in unserer Zeit, in der es modern zu sein scheint, Vielerlei zu betreiben, aber nichts recht und ganz. Diesem Geiste dürfen wir niemals huldigen, sondern müssen dagegen kämpfen. Unsere „Innere Mission," (die die innerste Mission voraussetzt und zu der ja im weiteren Sinne auch Emigranten- und Hafenmission, resp. das von unsern Chicagoer Brüdern begonnene Colonie-Wesen gehört, ferner: Tilgung von alten und neuen Schulden auf unsern Anstalten, Pfarr-Wittwen- und Waisenunterstützung, eigene Druckerei und Buchhandlung) — also unsere „Innere Mission" ist uns No. 1 und muß es auch bleiben. Darüber darf uns auch das sonst so wichtige Werk der Heidenmission nicht zum Steckenpferd werden; sonst fallen wir unter das Urtheil des Heidenapostels: „Der ist ärger denn ein Heide!" 1 Tim. 5, 8.

Aber das Eine thun und das Andere nicht lassen — sagt man. Nun ja — auch unsere Statuten schließen in ihrer allgemeinen Aufgabe als „Beförderung und Ausbreitung des Reiches Gottes" die Heidenmission nicht aus, sondern ein. Und da dieselbe jetzt bei uns auf der Tagesordnung steht, so möchten wir nun zu Gunsten der Heidenmission im Folgenden Sätze aufstellen und dieselben zu begründen versuchen.

1. Eine Weckung und Belebung des Missionssinnes (innerhalb der Synode) ist nicht blos wünschenswerth, sondern absolut nothwendig; sie muß aber Hand in Hand gehen mit einer Belebung des religiösen Sinnes überhaupt.

*) Wer einige Zeit an der geographischen Grenze der Synode gearbeitet hat, der weiß aus eigener Anschauung, daß unsere Synode dieser Aufgabe mit dem ihr zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften nicht genügen kann und doch ist dies zur Zeit unsere erste und wichtigste Aufgabe. D. R.

Die Mission ist zu Vielen noch ein unbekanntes Land (terra incognita). Es gibt noch ganze Massen, die, wenn man sie fragte, unterstützt ihr auch das Werk der Mission? antworten würden: „wir wissen gar nicht, daß es eine Mission gibt." Das sollte nicht so sein. Auch gibt es noch allerlei Vorurtheile und Bedenken zu beseitigen. Aus Unkenntniß und Irrthum eifern Manche gegen das große und wichtige Werk, das der Herr in unsere Hände gelegt, an dem mitzuhelfen wir als eine Ehrensache betrachten sollten. Ein regeres Missionsleben sollte mehr allgemein werden und durch alle Instanzen hindurchgehen, von der obersten Kirchenbehörde bis zum geringsten Kirchendiener und umgekehrt. Wie der echte Deutsche mit unserm E. M. Arndt einstimmt: „Sein Vaterland muß größer sein," „so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt," mit derselben Begeisterung sollte der rechte Christ das als seine Losung hervorheben: „So weit die Menschenzunge klingt, so weit soll sie Gott im Himmel Lieder singen, so weit soll das Königreich unsern HErrn Jesu Christi gehen auf Erden," nur noch inniger, intensiver. Dem Missionsbefehle Christi sollte im Allgemeinen mehr Gehorsam gezollt werden. Ein englischer Regierungskaplan hatte einmal eine Unterredung mit dem frommen und tapfern Herzog von Wellington. Das Gespräch kam auch auf die Mission. Der geistliche Herr äußerte, daß er nichts von ihr halte und daß sie nur das Werk etlicher Schwärmer und Secten sei. Da runzelte der Mann des Schwertes die Stirn und erwiderte: „Mein Herr, die Marschordre Ihres Königs lautet: „Gehet hin in alle Welt" und ich erkläre den für einen schlechten Soldaten, der der Ordre seines Königs nicht gehorcht."

2. Als evang. Synode von Nord-Amerika sollten wir dahinstreben, unsere ganze Missionsthätigkeit in den Organismus unserer Kirche einzuordnen. — Solches ist in der katholischen Kirche und in der Brüdergemeine thatsächlich der Fall, und Letztere hat ja das Verdienst der Hauptanregung und Hauptförderung in der christlichen Mission. Auch in den freien Kirchengemeinschaften Englands und Nord-Amerikas ist, wenn auch meistens nicht so innerlich verwachsen wie in der Brüdergemeine, die Mission Sache der Kirche als solcher, so daß die Missionsleitungen gleichsam zu den kirchlichen Behörden gehören und die Missionare ihre Ausbildung auf den kirchlichen Bildungsanstalten empfangen. Alle diese Kirchengemeinschaften haben im Verhältniß zur Zahl ihrer Glieder sehr bedeutende Missionsleistungen aufzuweisen, und wird diese Thatsache ihren Grund mit darin haben, daß sie als Kirche ihre Missionspflicht erkennen und ausüben. Indeß ist dabei wohl zu bemerken, daß die Missionsbeiträge nicht etwa auf dem Wege der Kirchensteuer oder aus kirchlichen Fonds, sondern durch lauter freiwillige Gaben aufgebracht werden. Will man uns das alte Sprichwort entgegen halten: „Wenn zwei dasselbe thun, so ist es doch nicht dasselbe," so erwidern wir: „Gute Beispiele soll man nachahmen" und mehr wollen wir hier vorläufig nicht.

3. Unsere Synode sollte daher ohne Bedenken daran

gehen und die vorhandenen Missionskräfte innerhalb ihres Kreises concentriren, um so eine mehr synodale Selbständigkeit in Bezug auf Heidenmission zu beweisen. — Daß innerhalb unserer Synode Missionsfeste gefeiert und Missionscollecten für andere Gesellschaften gehalten werden, ist am Ende wohl der bequemste Weg, aber ob das genug und das allein Richtige für uns ist, ist doch noch mehr als fraglich. Max Müller, der sehr freisinnige Sprach- und Religionsforscher, theilt alle Religion in zwei Arten: in missionirende und nichtmissionirende, die letztere nennt er todte, die erstere lebende. Wozu will unsere Synode gehören? Selbst die Vertreter des „Missionsfreundes" geben zu: daß unsere Synode das Recht hat, als solche selbständig Heidenmission zu betreiben. (S. „Missionsfreund" 1881, S. 67.) Die Pflicht, selbstständig Mission treiben zu wollen, wird dort zwar „mit aller Entschiedenheit als eine Verirrung" bezeichnet, die man sich nicht will „weiß machen lassen". Nun, trotzdem darf man aber doch mit aller Bescheidenheit fragen: „Schließt denn nicht dies Recht auch zugleich die Pflicht in sich, als Synode wenigstens mehr voranzugehen, als bisher geschehen?" Sich absolut nur den alten Gesellschaften verpflichten wollen, heißt doch noch mehr, als hinter das Recht zurückgehen, heißt sein Pfund in das Schweißtuch vergraben wollen. Wer das Gnadenrecht hat, zu leben, der hat auch die hl. Pflicht, zu streben; denn sonst müßte Leben nicht „streben", sondern „schlafen" oder gar „sterben" heißen. Riskiren werden wir dabei nichts, wenn anders wir, nach Art des Reiches Gottes, senfkornartig beginnen; wohl aber werden wir dadurch großen Segen haben, denn die Kirche lebt von der Mission und wird dadurch vor dem todten Formalismus bewahrt.

4. Beherzigen wir aber ja das Gleichniß vom Senfkorn und hüten wir uns vor aller Ueberstürzung; achten wir wohl auf den Fingerzeig Gottes, damit wir nur die Wege einschlagen, die Er uns eröffnet.

Ein Blick auf die in den Evangelien enthaltenen Aussprüche Christi lehrt uns, wie der HErr nach und nach seine Jünger zu Aposteln erzog und ihnen erst dann, als sie das Verständniß für die Allgemeinheit seines Heils erlangt hatten, den majestätischen Missionsbefehl ertheilte: „Gehet hin in alle Welt und machet alle Völker zu meinen Jüngern." Und auch der Heidenapostel Paulus ging erst dann, als er äußerlich und innerlich gerüstet war und die bestimmte göttliche Weisung geschah: „Sondert mir aus Barnabam und Saulum zu dem Werk, dazu ich sie berufen habe." Apg. 13, 2. Vergl. Gal. 1, 17 u. 18. — Als Generalsuperintendent Büchsel in der Uckermark mit Missionsstunden vorging, fragte ein Bauer seinen Nachbarn aus einer anderen Parochie: „Hält Euer Pastor denn nicht Missionsstunden?" — „Nein," lautete die Antwort, „er kann noch nicht!" In dem „er kann noch nicht" liegt gewiß eine tiefbeherzigenswerthe Wahrheit. Der Geist Gottes weht eben, wo er will und läßt sich Zeit und Stunde nicht vorschreiben. Beschränken wir uns lieber noch auf das Gebiet der allgemeinen Anregung, bis wir

die nöthige Klarheit haben, anstatt eigenwillens Schritte zu thun, die wir nachher bitter bereuen müßten. Eine Hirtenschleuder Davids, in Demuth und Vertrauen geführt, vermag mehr, als eine königliche Waffenrüstung, die den Hochmuth kitzelt. — — Wenn wir dennoch zu einer synodalen Heidenmission auffordern und ermuntern, so meinen wir eben nicht, daß die Synode sich nun sofort in neue Schulden stürzen soll, Missionshäuser bauen, Missionsinspector anstellen, Missionare aussenden, Missionsfelder und Stationen in Angriff nehmen u. s. w. Nur gemach, Eile mit Weile. Gott bewahre uns vor allem Zwang und Drängen zu diesem heiligen Liebeswerk, das mit zarter Hand angefaßt sein will.

5. Mit der Ernennung einer ständigen Committee für Heidenmission dürfte ohne Weiteres vorangegangen werden, und wäre daher zu wünschen, daß der Antrag, der in diesem Sinne schon vor drei Jahren an die Generalsynode gestellt wurde, wiederholt würde. Diese Committee sollte in ihren Instructionen das Recht haben, Missionsgelder einzunehmen und zu fondiren und weitere einleitende Schritte zu thun, natürlich Alles unter Verantwortlichkeit vor der Generalsynode, der jährliche Berichte einzureichen wären, wie ja alle Beamten das thun müssen. Sollte es sich dann herausstellen, daß wir die Missionsgelder nicht sobald zweckmäßig verwenden könnten, so hat die Synode immer noch das Recht und die Freiheit, zu beschließen, synodale Missionsgelder an diese oder jene Missionsgesellschaft auszuzahlen, je nachdem es am zweckmäßigsten befunden wird. Aber die Synode sollte vollständig freie Hand haben und keiner Privatgesellschaft das Recht einräumen, ihr Vorschriften machen zu dürfen. Dabei werden brüderliche Rathschläge immerhin erwünscht bleiben.

6. Die Herausgabe eines Synodal-Missionsblattes ist durchaus geboten und sollte bei der nächsten Generalsynode nicht blos beantragt, sondern definitiv beschlossen werden. Finanzielle Schwierigkeiten, wie leider bei der „Theologischen Zeitschrift", wären hierbei wohl kaum zu befürchten, im Gegentheil. Ein solches Blatt sollte monatlich erscheinen und jährlich etwa 25 Cents kosten. Für diejenigen Leser, die auch den „Friedensboten" halten, sollte eine Preisermäßigung erlaubt werden. Sowohl die „äußere" als auch die „innere" Mission sollte durch dieses Blatt vertreten werden. Dadurch würde zugleich mehr Raum für den „Friedensboten" gewonnen, da dann in diesem die Rubrik „Mission" oder „Missionsfeste" füglich wegfallen könnte.

7. In unserm Prediger-Seminar sollte speciell auch Missionsgeschichte und Missionsstatistik zu einem wenn auch untergeordneten Gegenstande des Studiums gemacht werden, um auf diese Weise mehr Interesse dafür zu erwecken. — Wenn die Synode erst daran geht, selbst Missionare auszubilden, dann versteht sich das für solche Zöglinge natürlich von selbst.

8. Die Pastoralconferenzen dürften es sich mehr angelegen sein lassen, bei ihren Mitgliedern ein flei-

ßigeres Studium der Mission anzuregen, was dann in der Predigt, in Missionsstunden und im Confirmanden-Unterricht zur praktischen Verwerthung kommen könnte.

9. Die jährlichen Missionsfeste sollten ein mehr bewußtes und bestimmteres Ziel im Auge haben, und das Abhalten oder Nichtabhalten derselben sollte nicht so ganz der Willkür der Einzelnen überlassen bleiben. Auch ließe es sich dann wohl eher einrichten, daß die Missionsfeste nicht alle fast zu derselben Zeit gefeiert werden. Allzuviel auf einmal ist ungesund und hat oft nicht den Erfolg, den es sonst haben könnte.

Doch kommen wir zum Schluß. Die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden ist eine gemeinsame Angelegenheit der gesammten Christenheit und jeder einzelnen Kirchengemeinschaft. Freilich ist die thatsächliche Betheiligung an ihr keine Sache des Zwanges, sondern der Freiwilligkeit. Doch muß Jeder, der Jesum Christum seinen Herrn nennt, diese Freiwilligkeit besitzen und sich getrieben fühlen, als Geber, Beter und Werber für die Mission einzutreten. Einem jungen Missionar schrieb mit zitternder Hand sein alter Vater in's Stammbuch: „als Gabe für die Mission gebe ich meinen einzigen Sohn." Diese Gabe war ein Opfer. Unsere Geldgaben sind meist nur Brosamen, die von unsern Tischen fallen. Indeß durch Gaben lernt man geben. Darum wollen wir wenigstens mit Brosamen den Anfang machen. — Legen wir daher nun mit Hand an's heilige Werk. Je besser wir es kennen, desto lieber wird's uns werden, desto erfolgreicher werden wir es auch betreiben. Es ist gewiß eine schöne Sache, wenn wir als Synode auch in Bezug auf die Ausführung des Missionsbefehles ein fröhliches Gewissen haben und im Blick auf uns sagen können: „Herr, es ist geschehen, was Du befohlen hast."

Zeig's doch in dieser Stunde, o Herr! in Gnaden an,
Ob Dir aus unserm Bunde ein Bruder dienen kann;
Die noch in Wüsten schlafen, zu rufen in Dein Schloß!
Zeig's an, wer soll im Hafen sein Schifflein binden los.
Wer soll die Ruder schlagen wohl über's weite Meer?
Wer Deine Fahnen tragen in's blinde Heidenheer?
Zeig's an, wen Du erkoren, greif in die Schaar hinein! —
Wir haben's All' geschworen:
Dein sind wir, Amen — Dein!

* * *

Nachdem die Ehrw. Conferenz dies Referat entgegen genommen, wurde der Referent beauftragt, die Thesen zu Anträgen an die General-Synode zu formuliren und sie dann vorzulegen. Das Resultat davon waren folgende Anträge, die in einer späteren Sitzung von Seiten des vierten Distrikts zu Beschlüssen erhoben wurden:

„Es scheint die Zeit gekommen zu sein, daß sich die Synode nun auch mehr ihrer allgemeinen Aufgabe, der „Beförderung und Ausbreitung des Reiches Gottes", zuwenden und ihre Entscheidung über die (brennende Frage) der Heidenmission treffen muß. Deßhalb stellt der vierte Distrikt an die Ehrw. General-Synode folgende Anträge:

1. Die Ehrw. Synode wolle alle erlaubten Mittel anwenden, damit die vorhandenen Missionsbestrebungen in das rechte Geleise gebracht werden, so daß sowohl die Interessen des Reiches Gottes überhaupt, als auch die der Synode im Besonderen gewissenhaft gewahrt bleiben, welches dadurch geschieht, daß sie die innere Mission stets als ihre Hauptaufgabe im Auge behält. (Siehe unsere Statuten § 3 u. 4.)

2. Die Synode wolle aus dem Grunde dahin streben, daß die Missionskräfte innerhalb ihres Kreises mehr concentrirt und die ganze Missionsthätigkeit in den Organismus der Kirche eingeordnet werde, um so auch in Bezug auf die Heidenmission zu einer mehr synodalen Selbständigkeit zu gelangen.

3. Die Ehrw. General-Synode wolle bei ihrem nächsten Zusammentritt, wie für innere, so auch für Heidenmission eine ständige Committee ernennen, deren Aufgabe es sein soll, die für Heiden-Mission eingehenden Synodalgelder unter Verantwortlichkeit der General-Synode gegenüber zu verwalten und nach Beschluß der Synode zu verwenden.

4. Um den Missionssinn zu wecken und zu beleben, wolle die General-Synode dem ziemlich allgemeinen Wunsche nachkommen und mit der Herausgabe eines Synodal-Missionsblattes nicht länger zögern.

5. Die General-Synode möge bestimmen, daß in unserem Predigerseminar speciell auch Missionsgeschichte und Missionsstatistik zu einem, wenn auch untergeordneten Gegenstande des Studiums gemacht werde."

Die römisch-katholische Predigt in Italien.

Am 7. Februar d. J. hatten sich sämmtliche Pfarrgeistliche der Stadt Rom, sowie alle diejenigen Prediger (oratori), welche in der Fastenzeit zum Halten der üblichen Predigt berufen waren, im Vatikan zur Audienz eingefunden, und der Papst richtete wie gewöhnlich an dieselben eine längere Ansprache. Leo XIII. erinnerte zunächst daran, daß die Bußübung der Fastenzeit infolge besonderer göttlicher Veranstaltung von der Kirche eingeführt sei, und wendete auf dieselbe das Wort an: „Jetzt ist die angenehme Zeit; jetzt ist der Tag des Heils". Dies sollen sich die Anwesenden gesagt sein lassen, denen es obliegt, in Rom „dem Mittelpunkt des Katholicismus und Sitz des römischen Papstes", zu wirken; sie sollen es sich angelegen sein lassen, die Römer dahin zu bringen, daß sie allen übrigen Katholiken als Beispiel voranleuchten. Zwar sind, so fährt der Papst fort, gerade in Rom viele Hindernisse, welche sich solcher Arbeit in den Weg stellen; aber dadurch darf sich Niemand irremachen lassen. „Euer Wort und Werk hat um so mehr Kraft, je mehr ihr unterwiesen und beseelt seid vom Geiste Christi, denn letzterer ist das vollkommene Vorbild der Seelenhirten". Den Pfarrern wird noch besonders die Unterweisung der Jugend im Katechismus an's Herz gelegt. „Ihr wißt aus eigener Erfahrung, wie noth das thut in unseren Tagen, wo die Gleichgültigkeit oder die Bosheit vieler Eltern

so weit geht, daß sie ihre Kinder nicht nur in der größten Unwissenheit in Bezug auf die Religion und Moral lassen, sondern daß sie dieselben auch in der schamlosesten und zügellosesten Bosheit aufwachsen lassen und sogar ungestraft dulden, daß dieselben von ihren ersten Jahren an sich an die schrecklichsten Blasphemien gewöhnen, die man nur mit Schrecken aus ihrem Munde fahren hört. Ebenso nehmt Euch die Wohlfahrt und Entwickelung der katholischen Vereine zu Herzen, die in großer Zahl in Euren Pfarren gegründet sind. Ist aus ihnen einmal die Menschenfurcht, der Feind alles Guten, verbannt, so mögen alle zu ihnen gehörige Mitglieder frei und offen mit ihrem Glaubensbekenntniß hervortreten und mit dem edlen Entschlusse, mitten in der Welt durch ihre tugendhaften und heiligen Werke dieses edle Bekenntniß zu ehren." Dann wendet sich der Papst an die geistlichen Redner. „Aber auch Euere Thätigkeit, Ihr geheiligten Prediger, muß sich mit der heilsamen Thätigkeit der Pfarrer vereinen. Weckt durch die Kraft und die Wirksamkeit des göttlichen Wortes das Volk auf, regt es zur Buße an und führt es bei dem Lichte der göttlichen Wahrheiten zu Gott zurück; widerlegt die Irrthümer, welche man heute aus Haß gegen die Religion mit vollen Händen ausstreut, und welche, da sie mit hinterlistiger Schlauheit verbreitet werden, den Seelen unermeßlichen Schaden bereiten. Lehret die Kirche kennen und lieben, flößt den Gläubigen Liebe zu dem heiligen und makellosen Gesetze ein und ermahnt sie, daß sie die unschätzbaren Wohlthaten, welche es enthält, nach Gebühr würdigen und sie zu ihrem Eigenthum machen. Vereinigt, Ihr Hirten und Prediger, Euere Anstrengungen. Indem Ihr einträchtig arbeitet, werdet Ihr von Eueren Arbeiten reichliche Früchte ernten und Euch um die Religion und das römische Volk große Verdienste erwerben. Möge der Herr Euch zur Seite stehen und Euch die Fülle seiner Gnaden zutheil werden lassen"!

Diese Ansprache hat auch in anderen Städten Widerhall gefunden, wie z. B. in Neapel und benachbarten Städten, wo die Zahl der Fastenprediger, die man theilweise weither verschrieben hat, eine weit größere ist als im vorigen Jahre. Während der Quaresima (Fastenzeit) sind in allen irgendwie bedeutenden Kirchen täglich Predigten, sodaß z. B. in Neapel die Zahl dieser Fastenpredigten während der vierzig Tage auf etwa achthundert sich belaufen wird, eine Zahl, welche die in Rom zu haltenden bedeutend übersteigt. Was letztere Stadt betrifft, so tritt dort während der diesjährigen Fastenzeit ein von früher bekannter, merkwürdiger Prediger auf, der Padre Curci, der, wie bekannt, wegen seiner offen ausgesprochenen Meinungen hinsichtlich des weltlichen Besitzes des Papstthums in Ungnade gefallen und sich seitdem nur „Priester" nennt. Er ist nach wie vor persönlicher Freund eines Bruders des Papstes und hat es wohl dieser Freundschaft zu danken, daß der Papst nichts dagegen erinnerte, als er die Genehmigung zum öffentlichen Auftreten erbat. Letzteres geschieht in einem großen, von einem Komite gemietheten Saal und wird ein Eintrittsgeld für einen milden Zweck erhoben. Dies Auftreten des berühmten Exjesuiten wird von den übrigen Fastenpredigern mit scheelen Augen angesehen; denn die Römer strömen Curci zu. Sein erster Vortrag behandelte: „Die Liebe zum Vaterland vom religiösen Gesichtspunkte".

Die Art und Weise, mit welcher im Süden Italiens die Quaresimisten (Fastenprediger) alljährlich angekündigt werden, ist eine ziemlich theatralische und hat deßhalb für das Gefühl eines evangelischen Christen etwas Befremdliches und Verletzendes. Die Thüren der Kirchen bedecken sich mit großen Plakaten, welche die Ueberschrift tragen: Aviso sacro. Man liest Namen, Titel der sacri oratori; es fehlen nie mancherlei Prädicate, wie: oratore celebre, illustre, lodato, lodatissimo, valoroso, sodaß man unwillkürlich an Annoncen in Betreff eines Gastrollen gebenden berühmten Schauspielers erinnert wird. Man liest Sätze, die an das römische Forum und seine Redner erinnern, etwa: „Auf der heiligen Tribüne wird N. N., der bereits in N. als Redner sich hohen Ruhm erwarb, das göttliche Wort verkündigen." Man braucht gar, um die christliche Kanzel zu bezeichnen, das lateinische Wort rostra, mit welchem bekanntlich die Römer ihre Rednerbühne bezeichneten; öfters kommt auch die Redensart vor: tenere il pergamo, das Gerüst innehaben. Sonstige Ausdrücke sind für Kanzel: Pult und Katheder, pulpito, cattedra.

Aehnlichen theatralischen Charakter zeigen die Ankündigungen bei allen anderen Gelegenheiten, wenn oratori in Kirchen auftreten, und das ist jedesmal bei Heiligenfesten der Fall. Dann handelt es sich nämlich um die Lobrede (Panegirico) auf den zu feiernden Heiligen, welche stets am Haupttage der oft eine halbe Woche dauernden Feste gehalten wird. Auch für diese Predigt (oratione) wird stets ein namhafter orator verschrieben, von der Kirche stattlich honorirt, und der Name desselben bildet nebst der ganzen pompa religiosa und der scelta musica (ausgesuchte Musik) einen Hauptanziehungspunkt des Festes; denn das Volk liebt es sehr, einen tüchtigen orator zu hören, und glänzende rednerische Begabung wahrzunehmen ist auch für die niedrigsten Volksklassen ein Hochgenuß. Sehr oft werden bei diesen Festen, die durchweg lokaler Art sind, mehrere „Reden", theils zur Vorbereitung, theils zur Nachfeier gehalten. So vergeht z. B. in Neapel kein Tag des Jahres, an welchem nicht in mehreren Kirchen Predigten, oder vielmehr Gelegenheitsreden gehalten werden, Reden, welche sich bei gewissen Gelegenheiten, Madonnenfesten, Tagen besonders großer allbewährter Heiligen häufen. Die Predigt ist also in keiner Hinsicht an den Sonntag gebunden.

Fassen wir die Zahl solcher „Reden" in's Auge, so ist die römische Kirche des südlichen Italien mit solchen in einer Weise freigebig, daß die Zahl der in einem Jahre etwa in Neapel gehaltenen Predigten eine ganz enorme ist. Wenn auch diese und jene Kirche vielleicht nur einmal im Jahre eine Predigt aufweist, so sind solche in anderen aus lokalen Rücksichten um so zahlreicher. Dabei treten die drei hohen Feste der Christenheit gänzlich zurück. Eine Verkündigung der großen Thaten Gottes in Christo existirt nicht, weder zu Weihnachten, noch zu Ostern oder Pfingsten. Unter den fast vierhundert Kirchen und Kapellen Neapels sind indeß zwei, in welchen einen Theil des Jahres hindurch über die Sonntagsevangelien Predigten gehalten werden, doch gänzlich unabhängig von dem eigentlichen Kultus, welcher während der

Predigt, oft an mehreren Altären zugleich, ungestört seinen Fortgang nimmt. Als im Oktober v. J. in jedem Orte der 700jährige Geburtstag des heil. Franciscus und gleich darauf der 300jährige Todestag der heil. Theresa pomphaft gefeiert wurde, traten Scharen jener sacri oratori auf; tagtäglich war bei der an einigen Orten achttägigen Festdauer eine Lobrede, ein Panegirico, ein Discorso, welcher die großen Thaten dieser Heroen pries. Meist werden solche Gelegenheitsreden Abends bei matterleuchteter Kirche gehalten. Während der „Rede" wird die Beleuchtung heller und heller, der Heilige und die Heilige strahlen in immer vollerem Lichte; die bunten Statuen derselben, meist mit der schon den alten Römern bekannten Strahlenkrone versehen, treten nach und nach in's volle Licht; der glänzende Festapparat, strotzend von Gold und Silber, entwickelt allmählich seine volle Pracht, und hat der Panegiro sein Ende erreicht, so beginnt die Orchestermusik, sodaß die Sinne an einem solchen Abend nichts vermissen.

Einen theatralischen Charakter zeigt auch der Anfang einer solchen Predigt. Wenn die Aukündigungen von dem „Publikum" reden, welches zum Kommen aufgefordert wird, so haben wir in solcher Kirche in der That ein „Publikum" vor uns, welches sich wie in einem Theater nach und nach versammelt, einen Stuhl sich gegen Bezahlung hinstellen läßt, oder sich auch unterhält und am Anblick der Festeszier ergötzt. Man hört dann wie im Theater eine Glocke, und sofort nähert sich der in bunte Gewänder gehüllte orator in Begleitung eines Dieners, besteigt den pergamo, grüßt das Publikum, indem er sein Baret ein wenig lüftet, und beginnt dann mit der Anrede: Signori miei, welches sich während der Rede oft wiederholt und nur selten mit fratelli miei wechselt. Nach Beendigung eines Hauptabschnitts macht der Redner eine Pause, indem er sich setzt. Sitzend macht er auch einige Mittheilungen, die sich meist auf die sofort beginnende Kollekte beziehen, und erhebt sich dann wieder, um die Rede bald zu vollenden. Jeder Panegyrikus hat sich offenbar jene bekannte Katilinarische Rede Ciceros zum Muster genommen, in welcher sich dieser am Schluß an die in seiner Nähe befindliche Statue des Jupiter wendet und letzteren anredet: „Tum tu, Jupiter, quem Statorem hujus urbis atque imperii vere nominamus" etc. Mit ähnlichem Flehen um Schutz und Beistand wendet sich der römisch-katholische orator an die Statue des Heiligen, der Madonna &c.; heiße Inbrunst spricht aus seinen Worten; die ganze Kraft derselben drängt sich in den pathetischen Schluß, die Anwesenden werfen sich auf die Knie, und mit eigenen Ohren haben wir solche Schlußscenen erlebt, in denen der sacro oratore jene Stellen des Cicero mehr oder weniger übersetzen zu wollen schien. In einer Lobrede auf den Patron Neapels, den S. Genaro, kam diese Stelle des Cicero beinahe wörtlich zu Gehör.

Von einer Bibel ist auf der Kanzel keine Rede. Gewöhnlich citirt der Redner sofort mit den Worten der Vulgata seinen, dem „Publikum" mithin unverständlichen Text, der für die Predigt aber nichts weiter zu be-

deuten hat als das Motto bei dem Titel eines Buches. Bei den Predigten über die Sonntagsevangelien erzählt der Prediger in der Landessprache die zu behandelnde Geschichte frei, keineswegs mit biblischen Worten. Gewöhnlich sind die Predigten vollständige Homilien, bei denen indeß zu Anfang eine kurze Andeutung über den Gang der Rede gemacht wird. Einmal erlebten wir eine Scene, welche uns an die Zeit des Chrysostomus erinnerte. Der Bischof von Kapua hielt in Neapel bei Anlaß der Einweihung eines Denkmals des heil. Franciscus einen Panegyrikus, der freilich von einem Vortrag über einen historischen Gegenstand sich nicht unterschied. Er schilderte in dieser Rede jenen Heiligen als den Schöpfer einer neuen Periode in Kunst, Wissenschaft und Literatur. Mit einer glänzenden Phrase schloß diese in einer Kirche gehaltene „Predigt", welche von dem vornehmen Publikum sofort ebenso mit Beifallklatschen belohnt wurde, wie man dies in Konstantinopel nach Anhörung einer Homilie des Chrysostomus zu thun pflegte.

Dem Südländer ist die Beredsamkeit angeboren, und so ist es den diesem Volke angehörenden sacri oratori nicht als Verdienst anzurechnen, wenn sie in gewisser Hinsicht beredt sind. Das ist der allerärmste Lazzarone, der ärmste Packträger auch; Miene, Geberde, Auge, Arme, Finger: alles wird bei dem gewöhnlichsten Menschen zur lebendigen Sprache, und ein solcher bedarf also einer Schule nicht, die ihn äußerlich zum Redner heranbildete. Wir hörten einst bei einer Schwurgerichtssitzung, daß ein des Mordes angeklagter Schuhflicker sich selbst in langer Rede vertheidigte und zum Schluß in glühenden Worten sich an das im Gerichtssaal befindliche Krucifix wandte. Die Landessprache mit ihrem großartigen Reichthum an Worten, Wendungen und Bildern ist für solche äußere Beredsamkeit, die sich bei den sacri oratori durchweg findet, vorzüglich geeignet. Jahrelang haben wir regelmäßig Predigten aller Art in verschiedenen Städten gehört, eine Fülle gesammelten Materials liegt uns vor. Aber wir müssen in Hinsicht der Beredsamkeit unser Urtheil dahin zusammenfassen: große Kunst, aber keine innere Wahrheit, viel Pathos, aber keine Ueberzeugung, lebendiger Vortrag, aber keine Wärme des Herzens. Wir haben eben Reden und Redner, aber keine Predigten und Prediger vor uns. Wie die Advokaten als Tribunalredner für ihre oft äußerlich glänzenden Reden, so werden auch die sacri oratori für ihre specielle Leistung honorirt; dem Publikum ist es ein äußerer Genuß, einen guten Redner zu hören; die Kirche ist eine Art römischen Forums, die Kanzel entspricht den „rostra" des alten Rom.

Als Antonius auf dem römischen Forum dem ermordeten Cäsar die bekannte Leichenrede hielt, wurde ein größerer Effekt derselben dadurch hervorgerufen, daß er neben dem dorthin geschafften Leichnam des Ermordeten stand und auf diesen verweisen konnte. Aehnliche Hülfsmittel braucht der römisch-katholische Redner fast immer. Regelmäßig sehen wir an Heiligenfesten die betreffenden Statuen in der Nähe des Altars aufgestellt, und diese pflegen bei solcher Gelegenheit unter Umständen neu bekleidet zu werden, oder man stellt das Madonnenbild so, daß die Himmelskönigin im Hintergrunde des Altars

von einem Strahlenmeer umflossen zu sein scheint. Vor Jahren wurde in der Kirche S. Lucia in Neapel ein Cyklus von Predigten über den Primat des Petrus gehalten, und dabei sah man der Kanzel gegenüber Christus und Petrus in lebensgroßen, bemalten, bunt bekleideten Statuen, wobei Christus dem Jünger wirkliche Schlüssel überreichte. Bei Predigten über das Fegfeuer, die jeden November in großer Zahl gehalten werden, sahen wir oft das Fegfeuer roh sinnlich in Figuren auf dem Altar dargestellt. Nackte Menschen, in Terrakotta gebildet, ragten dort mit dem Oberkörper aus rothen Flammen empor. Am Charfreitag steht man meist in der Nähe der Kanzel die Statue der mater addolorata mit verzerrtem Gesicht, welcher zum Zeichen der sieben Schmerzen ebenso viele Schwerter in der Brust stecken. Im November werden in Neapel auch in einer ungeheueren Tuffhöhle, die an allen Enden und Wänden mit künstlich gruppirten Schädeln und Knochen verziert ist, und in der sich Altäre ꝛc. aus eben diesem Material befinden, Abendpredigten über das Fegfeuer bei matter Beleuchtung gehalten. Wir haben diesen seltsamen Friedhof, in den alle Gebeine geschafft wurden, die man den Gewölben der Kirchen entnahm, oft besucht, wiederholt hier Predigten über jenen Gegenstand gehört und dabei schreckliche Scenen erlebt, die sich unter der Masse des alsdann dort versammelten niederen Volkes abspielten, indem Mark und Bein erschütternde Ausrufe bei den Schilderungen der Qual im Purgatorium jene weite Höhle erfüllten.

Bevor wir nun die Predigten gruppiren und auf den Inhalt der verschiedenen Gruppen eingehen, dürfte ein Wort über die Kanzeln am Platze sein. Die Kirchensprache des Südens, welche nicht wenige griechische Bestandtheile bis auf den heutigen Tag aufzuweisen hat, bezeichnet die Kanzel oft, wie bereits bemerkt, mit dem Worte Pergamo, und das Wörterbuch erklärt dies mit „Gerüst". Offenbar haben wir hier das griechische Wort πέργαμον vor uns, d. h. Burg, also eine poetische Bezeichnung der Kanzel. Letztere paßt freilich in vielen Fällen durchaus nicht; denn sehr oft ist die Kanzel nichts weiter als ein bewegliches Holzgerüst, ohne allen künstlerischen Schmuck, auf welchem namentlich in sehr großen Kirchen in einem Seitenschiff die Predigt gehalten wird. Wenn es aber durch die Akustik verstattet ist, oder wenn das Publikum, wie oft der Fall, die ganze Kirche füllt, so wird die eigentliche Kanzel der Kirche benutzt. Die ältesten Kanzeln der christlichen Kirche finden sich in Süditalien; wenn man aber diese uralten Predigtstätten betrachtet und die Geschichte der Kanzel durch Vergleichung der Werke aus den verschiedenen Jahrhunderten bis heute verfolgt, so sieht man, wie beim Kirchenbau auf die Kanzel immer weniger Fleiß verwendet wird, wie der edle künstlerische Schmuck nach und nach verschwindet, wie die Symbole bald gänzlich fehlen, und schließlich nichts mehr bleibt als eine marmorne erhöhte Stätte, für den praktischen Gebrauch eingerichtet.

Das christliche Alterthum hatte bekanntlich keine Kanzel; im Schiff der Kirche befand sich der s. g. Ambon (d. h. Aufgang), ein etwas erhöhter Standort, zunächst für die Lektoren, der auch bisweilen vom Bischof bei der

Predigt betreten wurde, welcher indeß für gewöhnlich von den Chorschranken aus zum anwesenden Volke sprach. Erst mit dem Bettelorden treten unsere modernen Kanzeln in den Kirchen auf. Die älteste Kanzel der Christenheit ist, soweit sich dies mit einiger Sicherheit feststellen läßt, die in dem Dom von Salerno, also in eben der Kirche, welche die Gebeine Gregors VII. birgt. Es bereitet wahre Herzensfreude, zu sehen, wie sich die Kunst der neu aufgekommenen Kanzelidee mit Liebe bemächtigte; wie man sich der Verwirklichung dieses Gedankens sofort voll hingab und auf der Stelle, ohne daß eine Entwickelung vorangegangen wäre, monumentale Werke schuf. Im Hauptschiff des Domes von Salerno stehen zwei Kanzeln, beide aus Marmor, links und rechts einander gegenüber, und zwar den Chorschranken so nahe als möglich. Bei weitem am größten ist die Kanzel zur Rechten, welche offenbar den früheren geräumigen Ambon ersetzen und wie dieser auch für den Sängerchor dienen sollte. Sie stammt laut Inschrift aus dem J. 1175, der Gründungszeit des Domes. Nicht so groß ist die Kanzel gegenüber. Beide miteinander sind ein monumentales Werk. Zwölf Granitsäulen tragen die große Kanzel zur Rechten, deren Wände mit den zierlichsten Mosaikarbeiten versehen sind, die fast nichts von ihrem ursprünglichen Glanz eingebüßt haben, und mitten vor der Kanzel steht ein gewaltiger marmorner, mit Mosaik gezierter Osterleuchter. Groß ist die Zahl von Marmorkanzeln, welche etwa fünfzig Jahre später in Süditalien geschaffen wurden. Man sieht an diesen durchweg dieselben symbolischen Darstellungen und bemerkt, mit welcher Liebe die Künstler sich der Aufgabe hingaben, die mit der christlichen Predigt verbundenen Gedanken, die Idee und den Zweck der Predigt zum Ausdruck zu bringen. Man sieht die Säulen der Kanzel auf Löwen ruhen, so z. B. im Dom zu Ravello bei Amalfi und an zahlreichen anderen Stellen; das Kanzelpult wird von einem Adler gehalten Letzterer bedeutet Macht und Sieg des Wortes; die Löwen sind bisher verschieden gedeutet worden; vielleicht mag man am besten das Sinnbild der Wacht in ihnen finden, oder auch der Stärke. Alle diese frühesten Kanzeln der Christenheit haben ein Pult, um die Bibel darauf zu legen; man benutzte dieselbe also zum Vorlesen des Textes. Die jetzigen katholischen Kanzeln haben alle uralte Symbolik beiseite gelassen, und weil man nach und nach aufhörte die Bibel zu benutzen, so verschwand auch das auf den ältesten Kanzeln befindliche Pult. Die ursprüngliche Predigt ward zur oratio, der Prediger zum „oratore“. Die jetzigen Kanzeln sind ohne Pult und ohne Bibel. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der Kulturkampf ist wieder um ein Stück weiter gerückt, ohne daß man aber deßhalb sagen könnte, ob und um wie viel er seinem Ende näher gekommen ist. Vielmehr könnte diese letzte Bewegung desselben insofern als ein Rückschritt bezeichnet werden, als die Curie die schon halb und halb zugestandene Anzeige wieder zurückgenommen haben soll. Die preußische Regierung soll nämlich der Curie gegenüber erklärt haben, daß sie bei der Anstellung von pfründelosen Geistlichen von der Anzeigepflicht absehen wolle,

dagegen großes Gewicht darauf lege, daß beabsichtigte Ernennungen zu höheren Stellen vorher mitgetheilt würden. Da sagt aber Leo XIII. so gut „non possumus," wie es einst Pius IX. gethan hat, und er weiß wohl warum. Hat die Curie erst einmal die Ernennung einer persona minus grata vollzogen, so wird es viel schwerer für eine Staatsregierung sein, diese Ernennung rückgängig zu machen, als es gewesen wäre, derselben vorzubeugen. Dagegen verlangt die Curie alles, was sie überhaupt zu verlangen im Stande ist. Wie viel sie erhalten wird, läßt sich zur Zeit noch nicht sagen. Nach den neuesten Nachrichten, die aber noch zu unbestimmt lauten, soll dem preußischen Abgeordnetenhause ein Gesetzentwurf vorgelegt worden sein, der die Strafbestimmungen aufhebt, die gegen das Messelesen und die Spendung der Sakramente durch nicht angezeigte Priester gerichtet waren, und zwar, wie die Regierung bemerkt habe, ohne das Ergebniß der Verhandlungen mit Rom abzuwarten. Daraus läßt sich leicht entnehmen, daß von diesen Verhandlungen eben kein baldiges Resultat zu erwarten ist, als eben das schon lange bekannte, daß Rom Alles nehmen und dafür Nichts geben will. Das Windthorst den Kulturkampf noch hinziehen will, glaubt Jeder, denn Keiner hat dabei mehr gewonnen als er und es scheint manchmal, als steuere er darauf hin, selbst als preußischer Minister den Ausgleich mit Rom zu vollziehen. Indeß — die Zeitungen haben um so mehr Spielraum für ihre Vermuthungen, als man noch nichts Gewisses weiß.

In Oesterreich dagegen hat das Papstthum indirecte Vortheile errungen, deren Werth man im Vatican wohl selbst am Besten zu schätzen vermag. Zunächst ist es die Passirung des ungarischen Mittelschulgesetzes, das die schwersten Folgen für die evangelische Kirche Ungarns hat, indem es die von derselben gegründeten und über dem allgemeinen Stand der sonstigen Mittelschulen erhaltenen Lehranstalten dem Katholicismus und dem Magyarenthum ausliefert. Wer es verstehen wird, sich den Löwenantheil der Beute zu sichern, braucht man wohl nicht erst zu fragen.

Das betreffende Gesetz war dem ungarischen Reichstag schon einmal vorgelegt, aber wieder zurückgezogen worden und ist nun jetzt vom Abgeordnetenhause angenommen worden.

Bezeichnet dasselbe in einzelnen Anordnungen für den Unterricht einen Fortschritt gegen die bisherigen Zustände im Lande, so ist seine Gesammttendenz doch eine politische und deßhalb beklagenswerthe. Zwar muß nun auch das Oberhaus noch das Gesetz genehmigen. Hieran aber ist, wie die Dinge liegen, nicht zu zweifeln.

In dem vielsprachigen Ungarn war nicht der Staat der Errichter und Erhalter der Schulen, sondern waren es größtentheils die Religionsgemeinschaften. Noch jetzt gibt es unter den 179 bestehenden Mittelschulen nur 26, die der Staat gegründet hat; fünf Sechstel aller Kosten des Schulwesens werden von den Religionsgesellschaften aufgebracht. Gleichwohl haben die verschiedenen Stämme Ungarns und auch die Sachsen nicht verlangt, daß die Religionsgesellschaften die Schulautonomie im ganzen bisherigen Umfang behalten; sie forderten nur, daß ihre Rechte ihnen nicht einfach genommen würden, daß vielmehr die Neuregelung der Schulverhältnisse im Einvernehmen mit den Interessenten erfolge. Auch in Siebenbürgen wie überhaupt unter den Nichtmagyaren sieht man ja ein, daß sich statt des todten Latein die Einführung einer lebendigen Sprache, und zwar die des bedeutsamsten Stammes als gemeinsamer Sprache empfehle. Man kämpft aber gegen die Magyarisirungsbestrebungen, welche die gesetzlich feststehende „Gleichberechtigung der Nationalitäten" vernichten und letztere entnationalisiren wollen. Und dies mit um so größerem Rechte, als die Siebenbürger Schulen weit über dem Niveau der ungarischen stehen und es deßhalb im Interesse des Unterrichts am wenigsten liegt, sie um jeden Preis unter die Staatsgewalt zu beugen.

Eine ganze Reihe von Bestimmungen des neuen Gesetzes wird aber nur verständlich, wenn die nichtmagyarischen Stämme durchaus entnationalisirt werden sollen. Zwar daß das Magyarische nicht an den Mittelschulen einen obligatorischen Unterrichtsgegenstand bildet und in demselben beim Abiturientenexamen eine Prüfung zu bestehen ist, wird nirgends beanstandet. Schon seit Jahren wird das Magyarische an den Siebenbürger Schulen gelehrt. Aber Beschwerde führt man mit Recht über die Stellung und

die Rechte des Ministerialcommissars den Schulen gegenüber, weil seine Befugnisse derartige sind, daß sie die Selbstverwaltung in bloßen Schein verwandeln. Ihm steht das Recht zu, alle Bücher, die ihm nicht zusagen, zu confisciren oder über staatsfeindliche Richtung in den von den Religionsgesellschaften erhaltenen Mittelschulen zu befinden. Ebenso kann das Befähigungszeugniß für die Anstellung der Lehrer und besonders auch für die sächsischen Lehrer und Predigtamtscandidaten, die doch ausschließlich für den Dienst an deutschen Schulen bestimmt sind, fortan nur durch eine Prüfungs-Commission ungarischer Professoren ausgestellt werden. Andere Bestimmungen, wie die über die Zahl der Schüler in den Klassen und über die Zahl der Lehrer an den Obergymnasien werden den Evangelischen die Erhaltung eigener Schulen in vielen Fällen unmöglich machen. Vergeblich haben die Sachsen gegen die gewaltsame Aufhebung aller Staatsverträge beim Könige ihre Stimme erhoben. Weil sie allein von allen Deutschen sich noch der Magyarisirung entgegenstellen, die sonst einen so ungehinderten Fortgang nimmt, gilt ihnen ja besonders der Zorn der magyarischen Machthaber. Als sie bei den Debatten über das Gesetz hervorgehoben, daß nicht einmal in Rußland so, wie in Ungarn verfahren würde, empfahl ihnen der Minister sogar, dorthin auszuwandern. Immer rücksichtsloser geht man gegen sie vor. Ihr Nationalvermögen, mit welchem sie allein ihr Schulwesen zu erhalten vermögen, wird stückweise confiscirt. Das von den Sachsen erbetene Gutachten der Münchener Juristenfacultät über die Gesetzmäßigkeit des ministeriellen Vorgehens bezeichnet das Verfahren des Ministers geradezu als eine öffentliche Gesetzverletzung. Ein schlechter Trost ist es für die Deutschen, daß man nicht umhin gekonnt hat, auf allen Mittelschulen das Deutsche zum pflichtgemäßen Unterrichtsgegenstand zu erheben. Auch das Pathos, mit welchem der Minister die Forderung, das Magyarische als alleinige Unterrichtssprache auf allen Mittelschulen einzuführen, für Chauvinismus erklärte, war sehr zweifelhafter Art.

Am Schlimmsten fährt bei dem allen die evangelische Kirche. Selbst manche den Sachsen feindlich gegenüberstehende magyarische Protestanten haben anerkannt, daß die Selbständigkeit der evangelischen Kirche durch die gegenwärtige Schulgesetzgebung ernstlich bedroht wird. Dagegen sind die Katholiken auffällig bevorzugt worden und eben daher auch mit dem Vorgehen der Regierung ganz einverstanden. Während zu Gunsten der Verbindung der Lehrorden mit ihren ausländischen Obern und der Rechte der unter staatlicher Leitung stehenden katholischen Mittelschulen ausdrückliche Vorbehalte gemacht wurden, hat das Gesetz z. B. die Unterstützung evangelischer Schulen durch den Gustav-Adolfs-Verein und den Deutschen Schulverein sehr erschwert.

Nicht minder ist die österreichische Schulgesetznovelle eine Maßregel, aus der das Papstthum wieder Gewinn zu ziehen hofft; und evangelischerseits sind die Befürchtungen nur zu begründet, daß diese Hoffnung wenigstens zunächst nicht unbegründet ist. Am 14. April hatte endlich die Berathung dieser Novelle im Abgeordnetenhause begonnen, nachdem auch noch die säumigen 9 Dalmatiner eingetroffen waren. Es waren nicht weniger als 341 Petitionen von Gemeinde- und Bezirksvertretungen eingegangen, die sämmtlich um Ablehnung der Novelle baten, und 38 Abgeordnete hatten sich dagegen und 14 dafür zum Worte gemeldet. Dem Hause lag ein Majoritäts- und ein Minoritätsantrag vor, der erstere gleichlautend mit den Beschlüssen des Herrenhauses, der letztere den Uebergang zur Tagesordnung beantragend. Als Berichterstatter der Minorität sprach unter stürmischem Beifall der Linken Dr. Beer. Am 25. April wurde nun auch die einschneidendste Bestimmung dieses Gesetzentwurfs § 48 in einer nahezu neunstündigen Sitzung erledigt. Dieser Paragraph, der die Protestanten in Oesterreich von den leitenden Schulstellen ausschließt, bestimmt, daß der Schulleiter derjenigen Religion angehören müsse, zu welcher sich die Mehrzahl der Schüler an der betreffenden Schule bekennt, und daß der Schulleiter auch die Befähigung zum Religionsunterricht besitzen muß. Als der Präsident ihn zur Abstimmung brachte, ergaben sich 169 Stimmen für den § 48 und 163 gegen denselben. Da nun unter den 6 Stimmen der Mehrheit sich auch diejenigen von fünf Ministern befanden, so betrug die Mehrheit der Rechten effectiv nur eine Stimme. — In dritter Lesung ist dann die Schulnovelle mit 170 gegen 167 Stimmen am 28. April angenommen worden. Da aber mit der Majorität wiederum fünf Minister stimmten, so würde der gesammte Gesetzentwurf ohne diese fünf Ministerstimmen vom Abgeordnetenhause verworfen worden sein. Der Abgeordnete Tomaszczuk hatte im Namen der Linken erklärt, daß dieselbe die Novelle, wenn sie nicht eine Zweidrittelmajorität erlange, nicht als verfassungmäßig beschlossen betrachte. Der Präsident des Hauses entschied darauf, daß die einfache Majorität genüge. Außerdem mußten ja die 47 Abgeordneten für Galizien und die drei für Dalmatien den Ausschlag für ein Gesetz geben, dessen „Wohlthaten“ sie für die von ihnen vertretenen Länder verschmäht haben.

Auch die Einladung zur Krönung Alexanders III., die an die Curie ergangen ist, suchen die Blätter des Vaticans im politischen Interesse des Papstthums auszubeuten. Bei der Krönung Alexanders II. verspätete sich der damals nach Moskau gesandte

Kardinal Chigi und ward so der Nothwendigkeit überhoben, als Vertreter des Papstes öffentlich bei einer russischen Religionshandlung — denn eine solche ist die Krönung des Czaren — assistiren zu müssen. Diesmal dagegen hat man es für opportun gefunden, die Sache von einer andern Seite zu betrachten. Die Einladung des Papstes soll nämlich, den vaticanischen Blättern zufolge, eine Anerkennung der weltlichen Herrschaft desselben sein, daher behauptet man: „Man hat den Sultan Abdul-Hamid eingeladen als Souverän der Türkei, nicht als Oberhaupt des Islam, ferner den Kaiser Wilhelm als König von Preußen und als Kaiser von Deutschland, aber nicht als Oberhaupt der evangelischen Kirche, ebenso die Königin Viktoria. Rücksichtlich des Papstthums besteht nun keine Ausnahme und keine Reserve. Der Repräsentant des Papstes wird in Moskau zugleich mit den Repräsentanten aller Mächte auftreten; er wird seine Stelle zwischen allen Herrscherhäuptern Europas einnehmen; man wird den Stellvertreter des Papstes wie den Abgesandten eines weltlichen Souveräns behandeln. Alexander III. trägt kein Bedenken, dem Papst seinen ihm zukommenden Platz zwischen den übrigen Fürsten Europas zuzuweisen. Dies ist nicht nur ein Akt der Gerechtigkeit, welche feierlich den Rechten des Heiligen Stuhls zutheil wird, vielmehr bezeichnet diese Thatsache auch die Vorbedeutung einer glücklichen und fruchtbaren Regierung für das größte Reich der Erde, wo, trotz der Excesse, doch das Streben nach Gerechtigkeit und Wahrheit sich täglich mehr geltend macht."

Ob nun die Organe der Curie Recht haben oder nicht, wollen wir hier nicht untersuchen, aber das Eine ist unzweifelhaft, daß man nämlich im Vatican sich der Hoffnung hingibt, mittelst des politischen Einflusses, den der Papst wiedergewonnen hat, auch die weltliche Herrschaft des Vicarius Christi wiederherstellen zu können. Darob wird Leo XIII. schon jetzt gepriesen. Der „Osservatore Romano" sagt: „Die große Fürstengestalt Leos XIII. beherrscht mit ihrer Weisheit und verständigen Geschicklichkeit die erfahrensten, berühmtesten und größten Politiker unseres Jahrhunderts," obwohl dasselbe Blatt in derselben Nummer eine Seite vorher versichert: „Der heilige Stuhl mischt sich nicht in politische Dinge und kann für das gelegentliche Verhalten des Centrums nicht mit verantwortlich gemacht werden." Gilt es aber Peterspfennige einzusammeln, dann ist Leo XIII. der Prigionero del Vaticano (der Gefangene des Vaticans).

Einen schweren Verlust hat indeß die Curie auch erlitten durch den Tod Louis Veuillots (geb. 1803, gest. den 7. April 1883), der als Redacteur des Univers", des Hauptorgans des Ultramontanismus in Frankreich, einer der eifrigsten, begabtesten und rücksichtslosesten Kämpfer für das Papstthum und seine Machtansprüche, oder wie man es stylo curiæ nennt, seine „Rechte" gewesen war.

Der Evangelische Oberkirchenrath in Berlin hat durch die Ansprache in Betreff der gemischten Ehen gezeigt, daß seine allen denkbaren Uebergriffen gegenüber oft bewährte Geduld auch einmal ein Ende finden kann. Derselbe hat mit dieser Kundgebung einer seit längerer Zeit gehegten Erwartung entsprochen.

Das herausfordernde und für die evangelische Kirche beleidigende Auftreten des neuernannten Fürstbischofs von Schlesien, einer Provinz, deren evangelische Gemeinden der Oberaufsicht des Oberkirchenraths unterstellt sind, hatte bereits im Sommer und Herbst des vorigen Jahres die kirchlichen Conferenzen und Zeitschriften aller Richtungen zu energischen Gegenäußerungen veranlaßt. Die oberste Kirchenbehörde konnte dies nicht von der Pflicht entbinden, für das Recht und die Ehre der evangelischen Kirche mit Wort und That öffentlich einzutreten.

Der Oberkirchenrath verschweigt nicht, wodurch er zu dieser Kundgebung veranlaßt worden ist. Nach einem allgemein gehaltenen Eingang heißt es: „Die Vorgänge des letzten Jahres in Schlesien haben in einer allgemeines Aufsehen erregenden Weise die Augen wieder schärfer auf den Kampf gelenkt, welcher (auf dem Gebiet der gemischten Ehen) gegen die evangelische Kirche seit 50 Jahren geführt wird". Mit gutem Grunde sind hier die Schlesischen Vorgänge als eine Operation in einem seit einem halben Jahrhundert planmäßig geführten Krieg behandelt. Ein vereinzelter, ohnehin halb zurückgenommener Schritt eines einzelnen Prälaten hätte eine Berücksichtigung seitens der Landeskirchenbehörde nicht gefordert und nicht verdient. Aber es handelt sich um die „Angriffe eines rührigen und methodisch vorgehenden Gegners", und dieser Gegner ist „die römische Kirche", ist „Rom".

Der Energie und Betriebsamkeit dieses Gegners gegenüber mangelt es auf evangelischer Seite vielfach an Wachsamkeit, Widerstandskraft und kirchlichem Ehrgefühl. Der Oberkirchenrath wendet sich in seinem Erlaß nicht direct an die Gemeinden, sondern an die Geistlichen und Aeltesten der evangelischen Landeskirche, um sie zur Vertheidigung der ihrer Obhut unterstellten Gemeinden gegen die den evangelischen Familien drohenden Gefahren aufzurufen und ihnen die hierbei anzuwendenden Mittel der Abwehr in Erinnerung zu bringen.

Dabei unterläßt es die oberste kirchliche Behörde nicht, hervorzuheben, daß der Stand der Nothwehr, in welchem sich die evangelische Kirche befindet, keineswegs zum Gebrauch

an sich unerlaubter Waffen berechtigt. „Mittel, welche sich um der christlichen Wahrheit und Liebe willen verbieten, darf der evangelische Geistliche überhaupt nicht anwenden. Er darf nicht Verlobten, um von der Kirche Schaden abzuwenden, die Aufkündigung eines Verlöbnisses anrathen, nicht eidesstattliche Zusicherungen von den Brautleuten hinsichtlich ihres künftigen Verhaltens verlangen, nicht an die Braut Zumuthungen stellen, welche mit der von Gott gewollten Abhängigkeit der Frau vom Manne unvereinbar sind. Er darf nicht die Trauung in der katholischen Kirche für etwas an sich Sündhaftes erklären, sondern hat blos vor derselben zu warnen. Er darf die bestehenden Gesetze über die religiöse Erziehung vaterloser und völlig verwaister Kinder nicht außer Acht lassen.“ Daneben werden den Geistlichen dann auch positive Anweisungen gegeben über die Art und Weise, wie sie in Predigt, Confirmandenunterricht, Seelsorge, in gewissen Fällen auch durch Anrufung der Behörden den mit den gemischten Ehen verknüpften Gefahren zu begegnen haben.

Der speciellen Seelsorge werden besonders zwei Aufgaben gestellt. Sie soll zunächst der Eingehung von Verlöbnissen zwischen Evangelischen und Katholischen vorzubeugen suchen.

Die zweite Aufgabe, welche der Seelsorge gestellt wird, ist in den Worten, die den eigentlichen Kern des ersten Theiles des Erlasses enthalten, ausgedrückt: „Am entschiedensten muß der Geistliche im Namen des Herrn unbeugsamen Widerstand fordern gegen jegliche Zumuthung, ein das Gewissen für die Zukunft bindendes und die Treue gegen den evangelischen Glauben verletzendes Versprechen über die religiöse Erziehung der Kinder abzulegen. — Gelingt es, wie dies für die Officiere der Armee durch das königliche Wort vom 7. Juni 1853 erfolgt ist, den Widerstand des im Glauben festen Gewissens und des protestantischen Ehrgefühls in den Gemeinden zu stärken, so wird Rom aus seinen übertriebenen, rücksichtslosen, die christliche Liebe und Wahrheit, wie das Rechtsgefühl verletzenden Ansprüchen Schaden statt Vortheile haben.“ —

Der zweite Theil verbreitet sich (nach einer Erinnerung der Aeltesten an die Pflicht persönlichen Wirkens durch Rath und Warnung) über die Anwendung der „brüderlichen Zucht“. Dabei wird anerkannt, daß durch die neuere staatliche und kirchliche Gesetzgebung, insbesondere durch die Einführung der Civilehe, die evangelische Kirche für die Vornahme oder Ablehnung geistlicher Amtshandlungen weit freier gestellt ist und einen festeren Boden gewonnen hat.

Zuerst wird von der Versagung der Trauung und des Aufgebots gemäß § 12 der Trauungsordnung vom 27. Juli 1880 gehandelt. Bemerkenswerth ist hier besonders der folgende Satz: „Es steht notorisch fest, daß ohne das erwähnte Versprechen der römische Klerus auf Grund höherer Weisung die Trauung seinerseits immer versagt. Deßhalb kann gegenwärtig aus der Gewährung der katholischen Trauung mit Sicherheit geschlossen werden, daß die Trauung in der evangelischen Kirche nicht statthaben kann. So lange die gegenwärtige Praxis der römischen Kirche bestehen bleibt, schließen die katholische und evangelische Trauung nach § 12 der Trauungsordnung einander thatsächlich aus.

Im Schlußpassus wird hervorgehoben, daß die Entziehung kirchlicher Rechte die Fortsetzung der Seelsorge keineswegs ausschließt, daß vielmehr mancherlei Anlässe, insbesondere die Geburt und die Einschulung der Kinder, sowie ihr Eintritt in das Confirmationsalter der Seelsorge Anknüpfungspunkte darbieten. Wenn es hier heißt: „So heilig auch dem Christen ein feierlich abgegebenes Versprechen sein muß, so kann doch eine aufgedrungene und unter Verletzung heiliger Pflichten ertheilte Zusage für künftiges Verhalten in bisher völlig unbekannten Pflichten nicht als vor Gott verbindlich anerkannt werden. Die Erfüllung eines unsittlichen Versprechens wird dadurch nicht weniger unsittlich, weil das Versprechen in eidlicher Form abgelegt ist“, so ist der ausgesprochene Grundsatz unzweifelhaft richtig und der evangelische Seelsorger darf unbedenklich solche, die das von ihnen abgelegte Versprechen römischer Kindererziehung später als ein sündliches erkannt haben, nach diesem Grundsatz berathen. Gleichwohl wenn eine Kirchenbehörde in einem öffentlichen Erlaß proclamirt, das Versprechen katholischer Kindererziehung sei nicht verpflichtend, weil abgedrungene unsittliche Zusagen überhaupt nicht verbindlich sind, so scheint uns das einem gefährlichen Mißbrauch leicht ausgesetzt. Allerdings, wenn römische Priester unwillfährigen Nupturienten wohl öfters den Rath ertheilt haben: „Gebt nur das Versprechen, ihr braucht's ja nachher nicht zu halten!“ so sind die Worte des Evangelischen Oberkirchenraths fern davon, einen solchen Rath zu enthalten, aber — wird sich nicht tadelsüchtigen Feinden und schwachen bedrängten Verlobten die Mißdeutung in diesem Sinne nahe legen? —

Berichtigung. Im ersten Abschnitt der Kirchlichen Rundschau des Juniheftes der Th. Z. ist der dort erwähnte Bericht durch ein Mißverständniß dem vierten District zugeschrieben worden, während er sich in Wirklichkeit auf den zweiten District bezieht.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XI. August 1883. Nro. 8.

Winke für ein fruchtbares Bibelstudium der practischen Geistlichen.

Bruchstücke aus einem Aufsatze des Prof. Haupt in Kiel.

Mitgetheilt von P. M. Otto.

„— Worauf es (hauptsächlich) ankommt, das ist das Verständniß des Zusammenhangs. Denn ein Einzelnes wird nur dadurch zum Verständniß gebracht, daß man es aus seiner Vereinzelung erlöst und in seinem Verhältniß zu Anderem als Glied eines Ganzen erkennt. So ist es auch mit dem Schriftwort: es ist erst dann verstanden, wenn es in dem Zusammenhang betrachtet wird, zu dem es gehört. Und zwar gilt es nach drei Seiten das einzelne Bibelwort oder eine ganze biblische Schrift in's Auge zu fassen: nach dem logischen, dem psychologischen und dem heilsgeschichtlichen Zusammenhang.

Zuerst der logische Zusammenhang. Die Beachtung desselben ermöglicht erst die Auffassung jeder einzelnen Stelle nach ihrem individuellen Gehalt und Charakter. Im Allgemeinen ist der Satz, daß das Einzelne vom Zusammenhang Licht erhält, unbestritten. Daß scheinbar sich widersprechende Sätze wie die: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich;“ und „wer nicht wider uns ist, ist für uns,“ oder wie die: „Ich und der Vater sind eins,“ und „der Vater ist größer, denn ich,“ oder wie die: „Ich bin zum Gericht in die Welt gekommen,“ und „Gott hat seinen Sohn nicht gesandt, daß er die Welt richte,“ — daß solche Sätze nur durch Beachtung des jedesmaligen Zusammenhanges das Widersprechende verlieren, ist am Tage. Aber vielfach wird doch die Forderung, den Gedanken jeder Stelle nach ihrem individuellen Zusammenhang zu bestimmen, nicht genügend befolgt, sondern man trägt ohne Weiteres den Gedanken einer Stelle in die andere hinein, erklärt wider den Zusammenhang die zweite nach der ersten. Ein Beispiel wird das deutlich machen. Paulus redet in einer Reihe von Stellen über den Heilswerth des Todes Jesu. Nun tritt man an die einzelne Stelle mit dem Gedanken heran, daß der Apostel den Tod Jesu als sühnendes Opfer für unsere Sünden ansehe, und von diesem vorgefaßten Gedanken aus erklärt man denselben in jede der bezüglichen Stellen hinein; z. B. wenn es Gal. 3, 13 heißt: Christus sei ein Fluch für uns geworden, so setzt man ohne Weiteres voraus, daß hier davon die Rede sei, Christus habe den wegen der Sünde auf uns lastenden Fluch auf

sich genommen. Wenn man aber den logischen Zusammenhang jeder einzelnen hierher gehörigen Stelle in's Auge fassen würde, so würde man erkennen, daß Paulus nicht immer einen und denselben Gesichtspunkt hat, unter den er den Tod Christi stellt, sondern sehr mannigfaltige. Gehen wir auf Gal. 3, 13 im Zusammenhang der ganzen Stelle näher ein, so ergibt sich als der das Ganze beherrschende Gesichtspunkt der Nachweis, daß des Menschen Heil unverworren sei mit dem mosaischen Gesetz. Er zeigt, daß der Fluch ein dem Gesetz als solchem nothwendig inhärirendes Merkmal sei; also kann das Heil so wenig auf Grund des Gesetzes zu Stande kommen, daß vielmehr das Gesetz eine das Heil ausschließende Potenz ist; also muß das Gesetz aus dem Mittel geschafft werden, damit der Mensch, auch der Jude, zum Heil gelange. Die Bedeutung des Todes Jesu ist dem Apostel also an dieser Stelle nicht, daß er die Sünde, sondern daß er das Gesetz aus dem Mittel schafft. Wiefern hat sein Tod diese Bedeutung? Indem Christus gekreuzigt wurde, ist er von dem Gesetz für einen Verfluchten erklärt: — „Verflucht ist Jeder, der am Holz hängt" —, d. h. der Gehängte gilt vor dem Forum des Gesetzes für verflucht, d. h. für ausgestoßen aus der alttestamentlichen Gemeinde. Ist er aber ausgestoßen aus dieser Gemeinde, so gilt ihm auch das Gesetz dieser Gemeinde nicht mehr, ähnlich wie ein aus Athen Verbannter nicht mehr an die Gesetze Athens gebunden war. Also die Kreuzigung Christi hat zunächst das Verhältniß, in dem er selbst bis dahin als Jude zum jüdischen Gesetz gestanden hatte, für seine Person aufgehoben; er ist ipso facto aus dem Judenthum ausgeschlossen. Wer nun also diesem Gekreuzigten, mithin aus der Gemeinschaft des Judenthums ausgeschlossenen Jesus als seinem Herrn sich zuwendet, der schließt sich auch seinerseits ipso facto vom Judenthum aus, tritt aus der Gemeinschaft derer heraus, denen das Gesetz gilt, denn er hält es mit Einem, der vom Gesetz aus seiner Gemeinschaft ausgeschlossen ist. So ist also für den Christen das Gesetz nicht mehr vorhanden, also auch der Fluch nicht mehr vorhanden, der über denen schwebt, die unter dem Gesetz stehen. Denn der Fluch des Gesetzes kann nur Solche treffen, die überhaupt im Bereich des Gesetzes stehen; wen das Gesetz nichts mehr angeht, den geht auch sein Fluch nichts mehr an, wie den verbannten Athener keine Drohung der athenischen Gesetze trifft, denn es sind nicht mehr seine Gesetze. Nun erst, nach Beseitigung des Fluches, kann sich der dem Abraham verheißene Segen über die Menschen ergießen. Die schwierige, aber unendlich feine Dialectik des Apostels an dieser Stelle liegt darin, daß er zeigt, wie Christus uns von dem Fluch, der dem Gesetz als integrirendes Merkmal inhärirt, nur lösen konnte, indem er uns von dem Gesetz selbst löste. Das hat er dadurch bewirkt, daß, indem er sich kreuzigen ließ, er selber vom Fluch des Gesetzes getroffen, und damit aus der Gemeinschaft des Gesetzes, dem Geltungsbereich des Gesetzes ausgestoßen wurde; was denn für alle die gilt, die zu ihm halten. Christus hat sich vom Fluch des Gesetzes treffen lassen und ist dadurch aus dem Geltungsbereich des Gesetzes geschieden; wir sind um seinetwillen aus dem Geltungsbereich des Gesetzes geschieden, und werden daher nicht mehr

vom Fluch desselben getroffen. Ist dies der Gedankenkomplex, der unserer Stelle zu Grunde liegt, so erhellt, daß hier der Tod Christi gar nicht in Betracht kommt, als wodurch uns Vergebung der Sünde vermittelt wird, gar nicht als Opfer für unsere Sünde, gar nicht als Mittel unserer Versöhnung mit Gott, sondern lediglich als Mittel uns von der Herrschaft des Gesetzes zu befreien. — Es sei gestattet, noch an einer zweiten einschlägigen Stelle zu zeigen, was es heißt durch Beachtung des logischen Zusammenhanges den individuellen Gehalt eines Schriftwortes zu finden. Eine zweite Aeußerung des Paulus über den Heilswerth des Todes Christi finden wir 2 Cor. 5, 15. In dem ganzen ersten Theil des Briefes nimmt Paulus fortwährend Rücksicht auf die Anschuldigungen seiner Gegner, daß sein Charakter unlauter sei, daß er namentlich an verwerflicher Menschengefälligkeit kranke, um deren willen er nach ihrer Meinung den Heiden ein gesetzesfreies Christenthum verkünde, einen Christus, welcher dem jüdischen Bewußtsein fremd war. Mit Rücksicht auf diesen Gegensatz zwischen seinem Evangelium von dem gekreuzigten Messias und ihrem jüdischen, fleischlichen Messiasbilde schreibt er nun, daß gerade die Liebe, mit der ihn Christus geliebet habe, ihm solche Schranke auferlege — ἡ ἀγάπη τοῦ Χριστοῦ συνέχει ἡμᾶς — daß er von allem absehen müßte, was ihm als gebornem Juden natürlich sein würde, namentlich also von einem Messiasbilde, wie es der Jude liebte. Um dies zu beweisen, geht er von dem allgemeinen christlichen Bewußtsein aus, daß Christi Tod einen Heilswerth für alle Menschen habe — εἷς ὑπὲρ πάντων ἀπέθανεν —. Darin liegt, daß mit dem Sterben Christi ein Sterben aller Christen gesetzt ist — ἄρα οἱ πάντες ἀπέθανον —. Das könnte nun an sich heißen, der Tod Christi gelte als Tod aller Christen, so daß sie nun nicht mehr selbst zu sterben brauchen, er sei stellvertretend, werde uns so angerechnet, als wenn wir selbst gestorben wären. Aber hieran zu denken verbietet der Zusammenhang. Nach demselben kommt hier nicht in Betracht, daß Christus uns das Sterben abgenommen hat, sondern daß jeder Christ mit mit ihm gestorben ist, d. h. ebenso wie Christus auch seinerseits den Tod durchgemacht hat. Aber auch so ist es nicht gemeint, wie Röm. 6, daß wir der Sünde gestorben seien; sondern der Tod kommt hier als Bruch mit der ganzen Vergangenheit, als Abbruch aller bis dahin vorhandenen Lebensbeziehungen in Betracht. Wie mit dem Sterben Christi ein Hinaustreten desselben aus allen Beziehungen seines irdisch natürlichen Lebens stattfand, damit ein ganz neues, unter völlig andersartigen Bedingungen stehendes Leben für ihn begann, so haben auch wir, indem wir uns dem Gekreuzigten zugewendet haben, mit allen natürlichen Lebensbeziehungen gebrochen, also auch Paulus mit dem Judenthum, dessen fleischlichem Messiasbilde, dessen religiöser Exclusivität u. s. w. — In derselben Art könnte nun gezeigt werden, wie jede der übrigen auf Christi Tod bezüglichen Stellen ihren individuellen Gehalt hat, wie 2 Cor. 5, 20. 21 denselben als Mittel unserer Versöhnung mit Gott, Röm. 3, 24 ff., als sühnende Opferleistung hinstellt: aber ich entschlage mich des. Worauf es ankam, war nur an einem Beispiel zu zeigen, welch ein Reichthum von Gesichts-

punkten sich dem Bibelforscher eröffnet, wenn er sich nicht begnügt, die bekannten Gedanken immer wieder in den verschiedensten Stellen zu finden, sondern sich durch die Logik jeder Stelle zu dem individuellen Gesichtspunkte führen zu lassen, von dem sie getragen wird. Es ist für diesen Zweck auch gleichgültig, ob ich den Sinn der beiden betrachteten Stellen genau getroffen habe; das Gesagte kann wenigstens deutlich machen, was ich mit der Forderung meinte, jede Stelle durch Beachtung ihres logischen Zusammenhanges auf ihren eigenthümlichen Gehalt zu untersuchen. Das Mittel, die Gedankenbewegung eines Schriftstellers in sich lebendig zu machen und zu reproduciren, ist eine fortgesetzte Meditation über seine Schrift. Es geht damit wie mit einem schönen Gemälde oder einer schönen Landschaft: je länger man jenes oder diese betrachtet, um so mehr Schönes tritt einem hervor. So auch hier: Wenn man einen Gedankenkomplex tagelang mit sich herum trägt, so lebt man sich so in ihn ein, daß man endlich alle Prämissen des Verfassers mitdenkt, ein Gefühl dafür bekommt, warum er in diesem Zusammenhange so und nicht anders geschrieben hat, mit einem Wort allmälig den Gedanken des Verfassers genau so denkt, wie er selbst ihn gedacht hat.

Das bisher Gesagte hat uns nun schon an die Schwelle des zweiten Punktes geführt, auf den es ankommt: ich nannte ihn den psychologischen Zusammenhang. Von dem Zusammenhang nämlich, in den ein gewisser Gedanke in einem gewissen Abschnitt auftritt, ist derjenige Zusammenhang zu unterscheiden, in welchem jener Gedanke in dem ganzen Denken des Schriftstellers steht. 1 Cor. 15, 45 stellt Paulus den Satz auf, der erste Mensch, Adam, sei zu lebender Seele, der letzte Adam zu lebenschaffendem Geist geworden. Im Zusammenhang der Stelle soll damit bewiesen werden, daß wir zuerst das psychische, dann das himmlische Leben mit der jedesmal entsprechenden Leiblichkeit haben. Aber offenbar hat der angeführte Satz in dem gesammten Denken des Paulus nicht blos die Stellung gehabt, die er in unserm Capitel einnimmt, sondern steht im Zusammenhang mit seiner gesammten Anschauung der Weltentwicklung. Mit andern Worten: wenn man die paulinische Theologie darstellen will, wird der Satz von dem Verhältniß des ersten zum zweiten Adam gar nicht blos in seiner Lehre von der Auferstehung zu verwenden sein, sondern was er vom ersten Adam sagt, ist ein Bestandtheil seiner Anthropologie, was er vom letzten Adam sagt, seiner Christologie. Also die Veranlassung, aus der er einen Satz dogmatischer oder ethischer Art an einer Stelle schreibt, ist wohl zu unterscheiden von der Stellung, die derselbe an sich in seinem gesammten Denken einnimmt. Von dem Zusammenhang der ersteren Art ist im vorigen unter dem Namen des logischen geredet; von dem letzteren soll nun geredet werden. Es handelt sich dabei aber nicht nur um die Frage, wie fern der einzelne Satz in der ganzen Gedankenwelt des Schriftstellers begründet ist, und mit ihr zusammenhängt, sondern es handelt sich auch darum, die Gesichtspunkte, welche grade dieser Schriftsteller geltend macht, die Formen, welche die Gedanken bei ihm annehmen und welche ihm eigenthümlich sind, die Mittel des Beweises, die grade er verwendet, — das

alles zu begreifen. Das alles aber hängt mit seiner persönlichen Individualität zusammen und darum habe ich für diese ganze Seite den Namen des psychologischen Zusammenhangs gewählt. Auch hier werden einzelne Beispiele die Sache klar machen können. Bekanntlich ist in Bezug auf die Anwendung des Begriffes „Kinder Gottes" zwischen dem paulinischen und johanneischen Sprachgebrauch der Unterschied, daß uns Paulus als Gottes Kinder durch Adoption, auf Grund also eines Rechtsverhältnisses, Johannes auf Grund eines Wesensverhältnisses betrachtet. Dieser Unterschied ist aber in der ganzen Anschauungsart der beiden Apostel begründet: es hängt damit zusammen, daß Paulus unsere Annahme seitens Gottes in seiner Rechtfertigungslehre überhaupt in den Kategorien eines Rechtsverfahrens darstellt. Diejenigen Formen, die bei Paulus in dieser Beziehung herrschen, finden sich bei Johannes nicht, der Begriff δικαιοῦν kommt bei ihm überhaupt nicht vor, δικαιοσύνη wenigstens nicht in demjenigen Sinne, wie ihn Paulus in seiner Rechtfertigungslehre verwendet. Und das ist nicht ein Zufall, so daß man meinen könnte, wenn wir mehr von der Hand des Johannes besäßen, würde sich das anders gestalten; sondern offenbar hatte Jeder von beiden Aposteln seinen eigenthümlichen Sprachgebrauch, diese aber, weil er seine eigenen Anschauungsformen hatte. Denn jeder Unterschied des Ausdrucks führt sich schließlich auf einen Unterschied des Denkens zurück; die Jedem eigenen Anschauungsformen aber hängen wieder mit seiner ganzen geistigen Eigenart, seiner Persönlichkeit, zusammen. Jedes Ergebniß reflektirt sich bei Jedem von denen, die es gemeinsam erleben, je nach ihrer Individualität verschieden; jede Thatsache, jede Persönlichkeit, die mir entgegentritt, geht durch meine Individualität hindurch und wenn ich von ihr rede, so ist es eben meine persönliche Auffassung dieser Thatsache oder Persönlichkeit, die sich geltend macht. Indem eine geschichtliche Persönlichkeit von verschiedenen Seiten dargestellt wird, wie sie sich in verschiedenen Individualitäten reflectirt, kommt sie immer vollständiger zum Verständniß, indem die verschiedenen Beleuchtungen und Ansichtspunkte ein immer reicheres Totalbild ermöglichen. Nirgends aber gilt dies mehr, als bei dem Christenthum. In ihm ist ein so unausdenklicher Reichthum gegeben, daß kein Mensch im Stande ist, es nach allen Seiten, in allen Beziehungen in sich aufzunehmen; sondern in Jedem stellt es sich in besonderer Strahlenbrechung dar, und erst in der Mannigfaltigkeit dieser Strahlenbrechungen kommt es uns immer vollständiger zum Bewußtsein. In jedem h. Schriftsteller haben wir eine solche Strahlenbrechung. Da ist es nun eine ungemein dankbare und lohnende Aufgabe bis in's einzelnste Detail zu verfolgen, wie die objective, Eine Realität des Christenthums auf jede Individualität gewirkt und diese nach ihrer Eigenart bestimmt hat, zu erkennen, wie nach dieser Eigenart sie grade so und nicht anders dasselbe auffassen mußte. Das Christenthum will ja die Individualität nicht vernichten, sondern heiligen. Daher ist sie auch bei den Aposteln ein fortwährend sich geltend machender Factor, und Alles, was sie sagen, und wie sie es sagen, ist ein in einander von objectiven und subjectiven, besser: die objective Realität der ewigen Heilsthatsachen

im Spiegel ihrer subjectiven Aneignung derselben. Will man daher die Lehrform eines Apostels wirklich und vollständig verstehen, so ist die eindringendste psychologische Analyse nöthig. Es kommt nicht nur darauf an, die Charakterindividualität scharf zu erkennen, sondern auch die in seiner Persönlichkeit begründete Art, die Dinge anzufassen und aufzufassen. Dieses scharf umrissene Bild der geistigen Eigenart wird natürlich nur durch die genaueste Betrachtung aller einzelnen Aussagen des betreffenden Schriftstellers gewonnen, wirkt aber andernfalls ebenso auf ein genaueres Verständniß alles Einzelnen zurück. (Schluß folgt.)

Die römisch-katholische Predigt in Italien.

(Schluß.)

Als erste und kleinste Gruppe fassen wir die bereits erwähnte Sonntagspredigt in's Auge. Im vorigen Jahre ist eine solche in Neapel in's Leben gerufen. Man las an zahlreichen Kirchensäulen und Thüren folgende Anzeige: „Die Heiligung des Sonntags ist eine Vorschrift, welcher zu genügen jeder gute Katholik gehalten ist. Da genügt es nun nicht, daß man beim Opfer der Messe zugegen sei, man muß auch das göttliche Wort hören.“ Weiter wurde nun gesagt, daß in zwei Kirchen allsonntäglich Predigten über das Evangelium würden gehalten werden. Bemerken wir zunächst, daß es der Kirche niemals in den Sinn kommt, ihre Stimme gegen die hier im Süden im Schwange gehende wahrhaft erschreckliche und allgemeine Sonntagsentheiligung zu erheben. Die Kirche bedarf eben, um ihre Funktionen auszuüben, keines Sonntags nach unsern Begriffen; sie bringt das Sakrificium alltäglich dar; sie opfert ohne an bestimmte Tage gebunden zu sein; die Messen geschehen werktäglich und sonntäglich; um also dem Kultus gerecht zu werden, bedarf sie keines Sonntags. Man sollte aber denken, daß der Klerus, welcher sich stets seiner Sorge für das Volkswohl rühmt, aus reinem Humanismus für gewisse arbeitende Klassen die Ruhe von der Arbeit erstreben würde. Davon ist jedoch keine Spur zu bemerken. Wiederholt haben wir jenen regelmäßigen Sonntagspredigten beigewohnt und jedesmal gesehen, daß eine Bevölkerung von einer halben Million Seelen sonntäglich etwa fünfzig Hörer zu solcher Predigt entsendet, von denen die Hälfte, also etwa zwanzig, sich noch dazu um die Predigt selbst fast gar nicht kümmert.

Alle diese Predigten, welche wir hörten, erinnerten uns an die rationalistische Periode in Deutschland; bisweilen wollte uns scheinen, als habe man die verständigen Abhandlungen eines Reinhard zum Muster genommen. Das Evangelium von den zehn Aussätzigen, welches der Orator zunächst in langer Umschreibung erzählte, gab demselben Gelegenheit, zum Gegenstand seiner Predigt zu machen: „die Erfahrung, daß man heutzutage sich mehr um die Krankheiten des Leibes als des Geistes kümmert.“ Im Verlauf der Predigt geschah des Evangeliums, vor allen Dingen des Sünderheilandes, mit keiner Silbe Erwähnung. Statt dessen wurden wir eingehend mit allen Wissen-

schaften und Einrichtungen bekannt gemacht, welche der Körperheilung dienen; wir wurden durch alle Theile der wissenschaftlichen Heilkunde, durch die Geschichte der letzteren, durch die Heilanstalten und ihre Hülfsmittel hindurchgeführt, lernten die verschiedensten Gesundbrunnen, dazu auch die Quacksalberei kennen, der sich das niedere Volk ergibt, und waren schließlich im Stande zu beurtheilen, wie großartig die Arbeit der Menschen sei, welche sie für ihre körperliche Gesundheit aufwenden. Dieser Arbeit und Mühe entspricht bei Tausenden nicht die Arbeit für ihre unsterbliche Seele. Und doch ist letztere so bequem als möglich gemacht. Die Kirche ist da mit ihrem Priesterstande, sie vermittelt Jedem, der ihren Geboten folgt, der vor allen Dingen sich nach ihren Pönitenzvorschriften richtet, das Seelenheil. Das Evangelium vom verlorenen Schaf veranlaßte den Orator, die Macht und Größe der Kirche zu erörtern, welche stets es verstanden, die Irrenden wieder in ihren Schooß zurückzuführen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der in der Stadt vorhandenen italienischen Protestanten gedacht, und zwar mit tiefer Verachtung. Es kam die Wendung vor: „Seht die Kirchen dieser Protestanten! Sie sind leer, ohne Schmuck, ohne Bilder und Statuen; dennoch zahlen diese Menschen dafür; ihr Katholiken habt prächtige Kirchen, einen reichen Kultus, prachtvolle Feste: wie viel leichter fallen euch die Gaben, welche ihr für euere Kirchen darbringt.“ Es folgte dann eine Reihe von Geschichten, wie sich Abtrünnige wieder der Kirche zugewendet, und endlich bewies der Orator mit Zahlen die unzweifelhafte, auch uns wohlbekannte Thatsache, daß der Katholicismus in Amerika und England in großartiger Weise Fortschritte macht. Das Evangelium von Johannes im Gefängniß führte den Redner auf rein unbegreifliche Wege. Johannes war im Gefängniß mit Ketten gebunden. So sind auch wir mit Ketten angethan. Wir hörten also eine Predigt mit dem Nachweis, durch welche Bande der katholische Christ an seine Kirche befestigt sei. Zahlreiche Beispiele könnten wir noch anführen, welche ebenso die zu Anfang aufgestellte Behauptung beweisen würden, daß diese Sonntagspredigt in rationalistisch moralisirender Weise das Schriftwort höchstens als ein Motto betrachtet, sozusagen als einen Nagel, an den man Kleidungsstücke aller Art hängen kann. Solche Sonntagspredigten finden, wie gesagt, die denkbar geringste Theilnahme, fehlen in anderen Städten gänzlich, und scheinen durch die Evangelisationsthätigkeit mehrerer protestantischer Denominationen hervorgerufen zu sein und die Absicht zu haben, diesen evangelischen Sonntagspredigten eine eben solche katholische Predigt gegenüberzustellen.

Als zweite Hauptgruppe bezeichnen wir die Madonnenpredigten. Hier begegnet uns die größte Mannigfaltigkeit; denn fast überall handelt es sich um Lokalfeste, bei denen die auf eine bestimmte Madonna bezügliche Lobrede gehalten wird, und nur zweimal im Jahre, nämlich am 8. Dezember (Immacolata) und am 15. August (Assunta) kehren Festtage allgemeiner Bedeutung wieder. In der Stadt Neapel hat die Madonna unter 39 verschiedenen Bezeichnungen ihren Kultus, demnach ihre Feste und ihre Lobreden. Hierzu kommen noch die zu feiernden Jahrestage der Krönung einer Madonna,

sowie in allen Ortschaften der nächsten Umgebung die Festfeier oder auch irgend eine Säkularfeier einer Madonna, wenn sie unter einer Lokalbezeichnung die spezielle Schützerin des betreffenden Ortes ist. Bei allen solchen Predigten pflegt der Zulauf ein ganz gewaltiger zu sein. Bei besonders ausgezeichneten und populären Madonnen ist es nie genug mit einer Predigt; oft treten drei bis neun verschiedene Redner nacheinander Tag für Tag auf. So noch unlängst bei dem Krönungsfest der Madonna addolorata. Unweit des gekrönten Bildes stand die in den buntesten Farben mit Seide kunstvoll behangene Kanzel; einer der Kanoniker des Domes betrat dieselbe und citirte als Text seiner Predigt Esther 2, 17: „Und er setzte eine königliche Krone auf ihr Haupt." Der Redner behandelte die Bedeutung der Krone, mit welcher der Papst die Madonna gekrönt habe. Die Krone ist zunächst der höchste Schmuck. Unter allen Städten der Erde, so sagte der Redner, steht Neapel mit dem Kultus der Madonna als eine der ersten, und diese Stadt, mit allen Reizen der Natur wie keine andere geschmückt, krönt sich selbst mit dem schönsten Schmuck, wenn sie den Kultus der Madonna hochhält. Mit jener Krone will gesagt sein, daß die Madonna mit aller Hoheit und Würde nach ihrer eigenen Natur begabt ist, sie, die ewige Königin der himmlischen Heerschaaren. Diese Krone bezeichnet aber auch die Macht. Vermöge derselben hat sie durch Vermittelung des nunmehr gekrönten Bildes seit 400 Jahren unzählbare Wunder gewirkt und Wohlthaten gespendet. Ein anderer Redner hatte zum Motto seiner Predigt: „Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen." Wir hörten eine gluthvolle und dabei doch eisigkalte Schilderung der Schmerzen der Gottesmutter unter dem Kreuz. Beim Kreuz auf Golgatha handelt es sich, so waren die Gedanken des Redners, insofern um das Leiden des Herrn, als es die Leiden der Mutter verursachte, aber auf die Schmerzen der letzteren kommt es an.

Die Addolorata, die Schmerzensreiche, ist in ihrem Seelenleiden die Repräsentantin der Menschheit, in ihr leidet und büßt die ganze Menschheit, an deren Spitze sie als die Anfängerin einer neuen Generation steht, wie die sündigende Eva Anfängerin der befleckten Generation war. Dies Leiden der Madonna ist der Grund ihrer Hoheit und sie, die Gekrönte, ist die Königin immer und ewig. In jedem Jahre feiert man in der am Dom befindlichen uralten Basilika S. Restituta das Fest der Madonna del Principio (des Anfangs). Dort nämlich befindet sich in einer Nische ein riesiges Mosaikbild der thronenden Maria zwischen S. Gennaro und S. Restituta, und dies Bild soll dem Madonnenkultus in Neapel die erste Anregung gegeben haben. Wir hörten vor Jahren dort eine Predigt über 1 Mos. 3, 15. Wie üblich ward als Schlangentreter nicht der Messias bezeichnet, sondern das Weib; Maria ist das Weib schlechthin, das siegreiche Weib, das Weib der Verheißung. Einige Wochen vor dem letzten Weihnachtsfest lasen wir an einer Kirchthür die Annonce, daß in der Kirche S. Domenico maggiore diesmal eine neuntägige Vorbereitungsandacht jenem Feste vorangehen werde. Zu dem Ende werde dort eine Musikaufführung sein und vorher allabendlich ein discorso (Rede).

Die Kirche S. Domenico ist wohl die schönste und würdigste unter allen Kirchen Neapels, Jahrhunderte hindurch die von Königen und edlen Geschlechtern als Grabeskirche bevorzugte. Wir hörten eine Predigt über den Text: „Das Wort ward Fleisch." Der Prediger floß über von Citaten aus den Kirchenlehrern der Scholastik, citirte bald italienisch, bald lateinisch, und schließlich lief alles auf die Verherrlichung der Madonna hinaus, welche ihre eigene vollkommene Natur dem „Worte" mittheilte.

Zu den populärsten Madonnen Neapels gehört diejenige, deren uraltes Bild sich in der Karmeliterkirche S. Maria del Carmine befindet, wohlbekannt als die Grabeskirche Konradins. Das gesammte niedere Volk eines großen, uralten, etwa 40,000 Seelen zählenden Stadtquartiers ehrt diese Madonna überaus hoch; tagtäglich ist ihre Kirche von armem Volke überfüllt, und am 16. Juli ist ihr großartiges Fest. Wegen ihres vom Alter geschwärzten Bildes heißt diese Madonna stets La Bruna, die Braune. Bei ihr schwört das Volk; sie ruft es an in der Noth; selbst von dem Auswurf der Menschheit wird sie als Protektorin verehrt; ihr Bild trägt der verworfenste Mensch auf der Brust, und sogar in den Gefängnissen ist es zu finden. In höchst anziehender Weise schilderte hier der Festprediger einen Triumphzug, den die Madonna la Bruna vor Jahrhunderten erlebte. Ihr Bild ward in Prozession von Neapel nach Rom getragen, dort gekrönt und dann ebenso in ihre Kirche zurückgebracht. Mit ungeheuerem Jubel zog die ganze Stadt ihr entgegen; höchst anschaulich wurden einzelne Volksscenen dieses Empfanges beschrieben, und hieraus die besonderen Vorzüge dieses Bildes, dem vor allen anderen Wunderkraft beiwohne, gefolgert.

In hoher Ehre steht gleichfalls bei den niederen Volksklassen die Madonna Annunziata, deren prachtvoller Marmortempel den kolossalen Baulichkeiten des Findelhauses in Neapel angehört. Wir hörten hier die Madonna preisen als Beschützerin der armen Findelkinder. „Ave, gratia plena", rief der orator einmal über das andere aus, und behauptete, daß ihre Mutterliebe zu einem Quell geworden, der alle Bäche und Ströme katholischer Barmherzigkeit speist. Dann schilderte er in drastischer Weise das in der Stadt vorhandene Elend, aus dem die Findelkinder hervorgehen, welche das Volk stets als Kinder der Madonna bezeichnet, und an diesen Ausdruck anknüpfend ward es ihm leicht, den Tausenden der Hörer vorzudemonstriren, daß auf Erden und im Himmel keine bessere Mutter zu finden sei als die Madonna.

In der ausgiebigsten Weise werden stets die auf den bestimmten Ort sich beziehenden Legenden vorgetragen und am Feste der Assunta (Mariä Himmelfahrt) Legenden von ihrem Leben und Sterben erzählt. In Caivano, einer Stadt Kampaniens, feierte man mit Pferderennen, Schmäusen und Feuerwerk das Centenarium der Orts-Madonna. Wir hörten einen Theil der Festrede, in welcher der orator im derbsten Realismus die leibliche Erscheinung der Madonna schilderte. Ueberall hochangesehen ist die Madonna Consolatrice (Trösterin), welche als Beschützerin der Gebärenden betrachtet wird. Alljährlich wird in mehreren Kirchen Neapels die Schutzherrschaft der

Madonna in dieser Hinsicht gepriesen. Diese gesammte Gruppe der Madonnareden ermangelt des christlichen Charakters vollständig, und vielleicht die meisten derselben sind nach der Schablone gearbeitet. Die Literatur der Marienpredigten ist eine überaus reiche; in den Geschäftslokalen der klerikalen Zeitungen findet man Materialiensammlungen für Reden dieser Art in Hülle und Fülle, Reden für alle möglichen Fälle, wie sie nur immer im Marienkultus vorkommen können.

Hieran schließt sich als dritte Gruppe die Lobrede auf die Heiligen. Il valentissimo oratore N. N. dira le lodi del Santo, so wird angekündigt. Hier haben wir es wiederum durchaus mit Festreden zu thun, welche mit geringen Ausnahmen ebenso wie die Heiligen selbst lokale Bedeutung haben. Es vergeht in Neapel kein Tag, an welchem nicht in einer oder in mehreren Kirchen eine solche Festrede stattfände. Cicero sagt einmal, daß zu seiner Zeit manche Gottheiten alter Zeit in Vergessenheit gekommen seien, und dasselbe sehen wir heute im Hinblick auf die unabsehbare Heerschaar der Heiligen, welche sich beständig vermehrt, und deren Zahl ebenso unbegrenzt ist wie die Zahl der Gottheiten bei den Römern. Gerade jetzt handelt es sich um den Prozeß in Hinsicht von 201 Verstorbenen, deren Angelegenheit rücksichtlich der Beatifikation oder der höher stehenden Kanonisation im Vatikan bearbeitet wird, unter ihnen 168 Märtyrer. So hörten wir einen Lobredner sagen: „Das ist der ewige Ruhm der katholischen Kirche, daß sie die Heiligen besitzt, die Heroen, die Atlethen auf dem weiten Schlachtfelde, wo durch sie Siege errungen sind, gegen welche aller Siegesruhm erbleicht. Welch eine Schaar derer, die durch ihre bewundernswerthen Heldenthaten das Celeste Empirèo, das Himmelreich, errungen haben.“ Sobald im Vatikan die Kanonisation erfolgt ist, werden sofort in Neapel, wie wir es kürzlich bei drei Heiligen erlebten, ihre Feste dreitägig mit Messe, Musik und Lobrede gefeiert, ein Willkommen, welches man ihnen entgegenbringt. Dazu macht man es wie zur Zeit des alten Rom: man führt, namentlich aus Spanien und Frankreich, solche Heilige ein, welche dort besonderen Ruf genießen. So erhielt Neapel vor zwei Jahren die heilige Fara, deren Statue üblichermaßen in einem großen Glaskasten im Hauptschiff einer Kirche steht, und die kürzlich ein großes Fest erhielt, an dem sich viele Frauen hoher Stände betheiligten. Wir hörten die Lobrede, waren aber nicht im Stande, die Marter des Hörens bis zu Ende zu ertragen. Ferner ist man bemüht, den Kultus halb vergessener Heiliger wieder zu beleben. Im vorigen Jahre besuchten wir die Stadt Fratta maggiore, wo man eine in halbverfallener Kapelle auf dem Felde stehende Statue des heil. Rochus in wahrhaft imposanter Prozession in die Stadt holte, wobei die Festlichkeiten sich über den Zeitraum von vierzehn Tagen vertheilten. Vor einigen Wochen wurde ein Erlaß des Erzbischofs publicirt, welcher den Kultus eines seit fünfzig Jahren in den Hintergrund getretenen Heiligen wieder in's Leben ruft. Es wird verfügt, daß in der Kapelle des heil. Andreas di Avellino, wo die Gebeine desselben ruhen, eine dreitägige Andacht, verbunden mit abendlicher Predigt, gehalten werden soll, um, wie es wörtlich heißt, die Intercession des mächtigen Heiligen dafür anzurufen, daß die seit Wochen in Neapel überaus plötzlichen

Todesfälle aufhören. Neuerdings wird sogar den gänzlich obskuren Heiligen und ihren Legenden wieder Aufmerksamkeit geschenkt. So widmete man z. B. dem Raimundus Nonnatus im vorigen Sommer ein Triduum, wobei an drei Tagen Predigten gehalten wurden. Eine der letzteren haben wir gehört; sie wurde in Gegenwart eines meist aus Frauen und Kindern bestehenden Publikums gehalten, und von dem orator zur Erklärung des Beinamens „Non natus“ (nicht geboren) frank und frei in einer für uns unfaßbaren Weise vor jenem Publikum Dinge erzählt, welche wir nicht gern niederschreiben würden. Je nach der Berühmtheit und Popularität des Heiligen, sowie je nach dem hiermit zusammenhängenden Festapparat ist die Zahl des zur Predigt sich einfindenden Publikums eine geringere oder größere.

Als eine höchst auffallende, aber ebenso lehrhafte Erscheinung tritt uns entgegen, daß seit den letzten zwei Jahrhunderten die biblischen Personen immer mehr dem Gesichtskreise der Kirche und des Volkes entschwinden. Wir haben den Kultus St. Johannis des Täufers historisch verfolgt. Vor vierhundert Jahren gehörte dieser zu den gefeiertsten Heiligen Neapels, dessen Fest alljährlich mit geradezu fabelhaftem Aufwand von der ganzen Stadt unter Vorgang des Hofes acht Tage gefeiert wurde. Er gehört jetzt, nachdem sein Kultus in den letzten zwei Jahrhunderten beständig abgenommen, zu den vergessenen Heiligen, indem er nicht einmal ein Triduum besitzt und höchstens alljährlich eine Messe und eine von ein paar Fischweibern gehörte Predigt erhält. Von einem Feste des Paulus, von irgendwie bemerkbaren Festen des Petrus, ist in Neapel und im ganzen Süden keine Rede. Nur der Klerus gedenkt dieser Apostel, weil er durch die Messe und das Brevier dazu gezwungen ist; aber keiner denkt daran, diese Apostel, deren Lebensbild uns in der Schrift klar und scharf entgentritt, wieder in den Gesichtskreis des Volkes zu stellen. Man läßt letzterem seinen Festtag S. Pietro e Paolo, an welchem sich hoch und niedrig auf dem Lande ergötzt; aber keine Predigt wird an diesem Tage gehalten, kein Festapparat zu ihrer Ehre in Bewegung gesetzt. Unter den biblischen Personen sind nur zwei Namen im Gedächtniß des Volkes geblieben: Andreas und Matthäus, welche in der heil. Schrift nur kurz erwähnt sind, bei denen also die spätere Sage vollkommenen Spielraum hatte. Nur solche Gestalten kann die römisch-katholische Kirche gebrauchen, welche bei ihren Lobreden auf die Heiligen nicht im mindesten die Absicht hat, biblische Lebensbilder vorzuführen. Die Gestalt eines Johannes des Täufers ist eine viel zu klare, historische; man weiß deßhalb nichts mit ihr anzufangen, läßt sie also fallen und greift lieber zu legendenhaften Gestalten. St. Andreas ist der hochgefeierte Heilige in Amalfi, wo er alljährlich den Rednern Gelegenheit gibt, seine Todesart zu beschreiben, eine Legende, welche man dort ebenso gern hört und für Geschichte nimmt, wie ein Kind etwa auf ein Märchen lauscht. Aber auch in anderen Städten ist der Andreaskultus in hohem Ansehen. St. Matthäus ist der Schutzheilige von Salerno, wo im Dom seine angeblichen Reliquien ruhen. Sein Jahresfest wetteifert an Glanz und Pracht mit allen ähnlichen Festen der Umgegend; zahlreiche Redner treten dann auf, und ein Hauptthema derselben ist das schützende Eingreifen des Heiligen in die Geschichte der Stadt.

Mit dem Vorstehenden dürfte so viel bewiesen sein, daß ein dem Heiligenkultus von vornherein einwohnender ethnischer Geist in den letzten Jahrhunderten seine Macht im südlichen Italien offenbart, indem er unter Verdrängung klarer biblischer Persönlichkeiten den Heiligenkultus immer mehr dem Ethnicismus gemäß gestaltet. Mitten in dieser ethnischen Strömung schwimmt, von ihr getragen und fortgerissen, die römisch-katholische Predigt, welche sich immer weiter von dem festen Boden der Schrift entfernt. Sie hemmt nicht diese ethnische Strömung, sie fördert dieselbe; nicht eine Burg, nicht ein Pergamon ist die christliche Kanzel: sie ist die Stätte, wo der offen dem Ethnicismus huldigende Katholicismus ein Urtheil über sich selber fällt.

Während das Volk die Personen der heil. Schrift kaum kennt, während mancher der Niedrigsten von St. Peter und St. Paulus nichts anderes weiß, als daß sie Regen machen und den Regen verhalten; während es in Neapel, wo im vorigen Jahre Mendelssohns Oratorium „Paulus" unter gewaltigem Zulauf zur Aufführung gelangte, von seiten sämmtlicher Tagesblätter für nöthig erachtet wurde, den Gebildeten zu berichten, wer Paulus und welches die wichtigsten Thatsachen seines Lebens gewesen, bleiben die von der Sage und Legenden umstrahlten, mit übermenschlichen Kräften begabten Heiligen im klaren Bewußtsein des Volkes, am meisten solche, welche reine mythologische Gebilde sind. In dieser Hinsicht steht obenan die apokryphische Gestalt der heil. Anna, der angeblichen Mutter der Maria. Neben ihr steht als einer der mächtigsten der heil. Joseph, von Pius IX. zum Schutzherrn der gesammten Kirche ernannt. Wir haben Predigten über solche Heilige, z. B. den St. Januarius, gehört, welche alles übertrafen, was die apokryphischen Evangelien späterer Jahrhunderte an die Hand geben. Eine Predigt über letztgenannten hatte zum Text das Wort: „Fui mortuus, et ecce sum vivens."

Das Resultat einer fast fünfjährigen Beobachtung in Hinsicht der Heiligenpredigt fassen wir dahin zusammen: Niemals geht die Predigt darauf aus, den betreffenden Heiligen als Tugendvorbild den Hörern vor Augen zu stellen. Die Heiligen mit ihrer übermenschlichen (unmenschlichen, widernatürlichen) Tugend, ihren übermenschlichen Kräften, sind von vornherein keine Tugendvorbilder, vielmehr muß Jeder, der eine solche Predigt hört, sich sagen, daß er dazu keine Kraft und keine Neigung verspürt, sondern die Unmöglichkeit vorliegt, ihre Nachahmer zu sein. Diese Heiligen werden von der Predigt als göttlich wirkende Mächte dargestellt. Die Predigt hat nie die Absicht, lebensvolle, lebenswahre und lebenswarme Gestalten aus ihnen zu schaffen. Es handelt sich also hauptsächlich um die Frage: was ist dieser und jener Heilige für mich? Wie kann er mir nützen oder schaden? Was habe ich zu thun, um seine Gunst für praktische Zwecke zu gewinnen und zu erhalten? Die Predigt sucht den Hörer zu diesen Heiligen in ebendasselbe Verhältniß zu stellen, in welchem die römische Welt zu ihrer Götterwelt stand. Der Römer fragte nicht, was die Götter an sich seien, er wußte nur, daß sie Mächte seien, mit denen er zu rechnen habe. Zwischen Gott und Mensch war ein Vertragsverhältniß zu praktisch nützlichem Zweck. So damals, so jetzt. Die katholische Predigt

sucht zuerst zu beweisen, daß die Heiligen Gottesmächte sind; ist das bewiesen, so folgert sie: ehret dieselben, damit sie euch nützen. Nie ist es Absicht der Predigt, auf Gedanken und Vorstellung, auf Gemüth und Willen der Hörer heiligend zu wirken; den Begriff Erbauung kennt sie nicht; vielmehr dient sie unter Aufwendung alles möglichen Apparates, unter Verwendung der gesammten unabsehbaren Rüstkammer der Legende, welche sie zur Geschichte stempelt, dem natürlichen Menschen in seiner Selbstsucht.

In den drei letzten Monaten des verflossenen Jahres wurde überall in Stadt und Land das siebente Centenarium des heil. Franciskus von Assisi mit allem nur denkbaren Aufwand gefeiert. Wir haben eine Reihe von Festreden berühmter Redner gehört. Nach allen diesen Predigten ist St. Franciskus das vollkommene Nachbild Christi, die Gestalt des Serafico d'Assisi, die eines Messias; nicht diese oder jene Tugend, sondern das Ganze des Lebens Christi tritt uns in dem Seraph von Assisi entgegen; er ist in seinem Glauben, Lieben, Wirken eine figura eroica, demgemäß verdient er die ihm zukommende Ehre. Die Gestalt Christi selbst ist dem Volke in die Ferne gerückt; nicht eine einzige Predigt verkündigt den Heiland selbst; als des Volkes Heiland stellt die Predigt St. Francisko dar. Bei diesen Predigten ist uns noch eine auffallende Erscheinung entgegengetreten. In ihnen nämlich hörten wir dichterische Citate aus Dante; sonst haben wir bei der Unzahl von Heiligenpredigten, die wir gehört, niemals poetische Citate vernommen. Die römische Kirche hat kein Volkslied, als dessen heilige Prachtblüthe unser evangelisches Kirchenlied dasteht. Die Heiligenlegende lebt nicht im Volksliede; denn die Heiligen sind eben keine plastischen Gestalten. Wenn das südliche Volk den Namen seiner hülfreichen Heiligen singend nennt, so ist dies ein Gebetslied, welches aller Poesie bar ist. Es existirt zwar ein Epos in Beziehung auf St. Franciskus, eine Ausgeburt schulmäßiger lateinischer Dichterei, aber das Volk weiß davon keine Spur. Das Verhältniß zu seinen Heiligen ist ein so rein geschäftliches, so trocken prosaisches, so allen Gemüthes lediges, daß hier von einem „Singen und Sagen" im Liede durchaus keine Rede sein kann. Zuweilen wollte es uns scheinen, als beabsichtige die Predigt, einen solchen Mangel dadurch zu ersetzen, daß sie die Heiligen mit Attributen überhäufte, ohne dabei zu bemerken, daß sie schließlich Unnaturen, Zerrbilder hervorrief, wie wir dies bei Predigten über die St. Theresa, die „sposa Jesu Christi", deren Kultus durch die Jesuiten von Spanien nach Italien kam, erlebten.

Kirchliche Rundschau.

Die seit dem Schluß der letzten Nummer eingekommenen europäischen Blätter liefern, da gewöhnlich um oder kurz nach der Pfingstzeit die meisten kirchlichen Conferenzen Deutschlands und Englands gehalten werden, eine Menge, zum Theil sehr interessanter, Berichte, deren ausführliche Wiedergabe, so wünschenswerth sie auch wäre, des Raumes wegen leider nicht möglich ist.

Da ist nun mit dem räumlich am entferntest liegenden zu beginnen die Jahresversammlung des deutschen Schulvereins in Oesterreich, die in Linz stattfand, wo sich

1210 Mitglieder eingefunden hatten. Der Verein zählt etwa 63,000 Mitglieder und ist immer noch im Wachsen begriffen; er will den deutschen Kindern in der Diaspora ihre Muttersprache und ihr geistiges Erbtheil erhalten. Dafür wird er denn auch von den Ultramontanen bekämpft, der Bischof von Linz hat sich öffentlich dagegen ausgesprochen und will einen katholischen Schulverein gründen.

Die allgemeine deutsche Lehrerversammlung in Bremen war nicht so zahlreich besucht, wie sonst. Aus der Masse des Einzelnen können wir als charakteristisch das herausheben, daß in einem mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Vortrag über den heutigen Stand der Pädagogik das Jahr 1848 als ein seitdem nicht wieder erreichter Höhepunkt dargestellt wurde.

Von dem in Neustadt an der Hardt abgehaltenen 14. Protestantentage wird berichtet, daß die Eröffnungspredigt von Professor P. Schmidt aus Basel einen besseren Ton angeschlagen habe, als man sonst bei der gleichen Gelegenheit zu hören gewohnt sei. Was der Redner über Sünde und Gnade, sowie über die „Autorität der Person Jesu" geäußert habe, möchte der Kreis seiner Zuhörer nicht oft vernommen haben. Ebenso habe sich auch der Vortrag von Pastor Ziegler aus Liegnitz maßvoll gehalten, indem er in der Schilderung von „Luther als Christ" diesen keineswegs als Protestantenvereinler dargestellt, sondern darauf hingewiesen habe, wie Luther an aller natürlichen Kraft verzagte und die Größe seiner Persönlichkeit darin beruhe, daß die Macht seines Lebens Gott und der Heiland waren. Recht nach dem Geschmack der Versammlung — so wird weiter berichtet — war erst Dekan Zittels aus Karlsruhe Vortrag: „Luthers Reformationsvermächtniß an uns und unsere Zeit"; hier hörte man alle protestantenvereinlichen Schlagworte wieder; auch die Sprache stand hinter der würdigeren seiner Vorgänger zurück. Eine Lutherfeier, gab er zu verstehen, begehre eigentlich nur seine Partei, die protestantische Orthodoxie komme ihr mit geringer Zustimmung entgegen — das wagte der Redner angesichts der Thatsache zu behaupten, daß Hofprediger Dr. Baur die bedeutsamsten Anregungen für eine Lutherfeier gegeben hat. Zittel beanspruchte dann das Recht der freien Meinungsäußerung auch über die in der Schrift gesammelten ältesten Urkunden unseres Christenglaubens und als seligmachenden Glauben die lebendige individuelle Ueberzeugung. Luther, zu sehr in Anspruch genommen, habe nicht alles thun können; jetzt gelte es, das Fehlende zu ergänzen und das Frühere zu verbessern. Es mangle dem Volke besonders an einer Allen verständlichen Volksbibel und an einer Volksausgabe von Luthers Schriften. (Diese Allen verständliche Volksbibel ist schon lange ein pium Desiderium des Protestantenvereins und es gibt doch zu denken, daß die Gelehrten desselben diese Aufgabe immer noch nicht zu lösen vermocht haben.)

Die Hannover'sche Pfingstconferenz fand am 23. und 24. Mai statt. Wenn auch keine direkten Angriffe gegen die Union zu Tage traten, so sprach sich doch auf derselben ein exclusives Lutherthum aus. So wurde im Hauptvortrag von Superintendent Münchmeier unter dem Thema: „Das Wort sie sollen lassen stahn", u. A. ausgeführt: „Alle übrigen Confessionen stellen sich nicht recht zum Wort. Weil die lutherische Kirche (welche ist gemeint?) dies thut, so trägt sie allein den Keim der Vollendung in sich." In einem andern Vortrag wurde dargethan, daß alle andern Kirchen keine Heilsgewißheit geben können, oder nicht geben wollen, daß aber die lutherische Kirche dieses leiste. Darum erziehe sie wahre Bekenner und sei eine rechte Bekenntnißkirche. Mit diesen Behauptungen werden bei allem Trefflichen, was sonst noch zur Sprache kam, Ecken und Spitzen gezeigt, deren Hervorkehrung gerade keine anziehende Wirkung ausübt. Des Weiteren wurde über die Thätigkeit des lutherischen Gotteskastens und über die Gründung eines Vereins für niedersächsische Kirchengeschichte verhandelt.

Die Berliner Festwoche begann am Sonnabend vor Trinitatis mit der Bundesconferenz des östlichen Jünglingsbundes. Hiebei traten in der Beurtheilung der Wirksamkeit Schlümbachs sehr divergirende Ansichten zu Tage.

Das Jahresfest des evangelischen Johannesstiftes gestaltete sich diesmal zur 25jährigen Jubelfeier und sammelte zahlreiche alte und junge Freunde auf dem zur Zeit

118 Morgen umfassenden Grundstück der gesegneten Anstalt. Beim „Sternenhause" entließ der Vorsteher, Pastor Kirstein zwei Brüder, die als Prediger nach Amerika gehen.

An demselben Tage Nachmittags feierte die Goßner'sche Missionsgesellschaft ihr Jahresfest. Die Mittheilungen, welche Missionar Hahn nach der Festpredigt des Superintendenten Paetz machte, legen den Freunden des Werkes ernste Gedanken nahe. Nicht nur, daß im Gegensatz zu früheren Jahren, statt der Durchschnittszahl von 1000 nur gegen 400 neue Glieder der Kolhskirche gewonnen wurden; es mußten sogar 150 Personen wegen grober Vergehen aus der Gemeinde ausgeschlossen werden. Die Kuliagenten haben gegen 200 Gemeindeglieder zur Auswanderung vermocht, und etwa 80 Getaufte sind von den Jesuiten der evangelischen Kirche abwendig gemacht worden: lauter Mahnungen, daß die Zahl der Arbeiter auf diesem Felde dem Bedürfniß lange nicht entspricht und viel größere Opfer von Seiten der Missionsfreunde erfordert werden, um den drohenden Gefahren unter den Kolhs zu begegnen.

Der Dienstag Vormittag gehörte der Berliner Stadtmission und der Rettungssache der Provinz Brandenburg. Die Ansprachen von Hofprediger Stöcker, den Missionsinspektoren Schlegel und Hausig und Anderen über die Erfahrungen auf dem Gebiete der Berliner Stadtmission brachten die Mißstände auf's Neue in Erinnerung, welche die Vermehrung und Ausbreitung dieser Arbeit dringend erheischen. Was schließen Zahlen wie die folgenden von Elend in sich: 700,000 Vorstadtbewohner werden von nur 27 Geistlichen pastorirt! Die Heiligkreuzgemeinde mit 50,000 Seelen besitzt seit zehn Jahren nur eine kleine 500 Personen fassende Kapelle u. s. w.

Am Dienstag Nachmittag fand das Jahresfest der Berliner Missionsgesellschaft in der Jakobikirche statt. In dem Bericht des Missionsdirektors Wangemann fand das neue Arbeitsfeld dieser Gesellschaft: China zum ersten Male seine Stelle. Der vereinsamte Missionar Hubrig hat in den Brüdern Jentzsch und Lehmann den ersehnten Zuzug erhalten. 620 getaufte Chinesen stehen, auf über 100 Quadratmeilen zerstreut, unter der Leitung der Missionare. In Südafrika stehen 12,500 erwachsene Christen auf 46 Haupt- und 41 Nebenstationen unter der Pflege der Berliner Missionsgesellschaft.

Die Pastoralconferenz erfreute sich diesmal einer besonders regen Betheiligung. Nach dem Eröffnungswort des Vorsitzenden Consistorialrath Stahn im Anschluß an Ephes. 5, 15—16 hielt Dr. Baur seinen begeisterten und begeisternden Vortrag über „das große Gut der Freiheit, welches Luther der Christenheit wieder erobert hat." In feiner Wendung kam ein Lebensgebiet nach dem andern zur Besprechung, auf welchem durch Luthers Kampf und Zeugniß die Freiheit dem deutschen Herzen, Hause, Staate, dem ganzen Volksleben zurückgewonnen ist. Nicht ohne ein Gefühl der Beschämung, daß in der Hauptstadt des größten protestantischen Landes, freilich unter einem katholischen Oberbürgermeister und einem jüdischen Stadtverordnetenvorsteher der Versuch gemacht worden ist, für das Jubeljahr 1883 Luther „wohl als Mann der freien Forschung, Sprachreiniger und Schulmann, aber nicht als gläubigen Reformator der Kirche zu feiern," nahm die Versammlung einstimmig eine von Stöcker eingebrachte Resolution an, in welcher sie „gegen jenes unevangelische Unterfangen, als eine Versündigung an der protestantischen Freiheit und der geschichtlichen Wahrheit" protestirte.

Das Referat Dr. Büchsels und die sich anschließende Diskussion über die Frage: „Wie kann dem bei der Unbesetzbarkeit zahlreicher Pfarrstellen vorhandenen Nothstand der Gemeinden abgeholfen werden?" ließ als die bedeutungvollste und nachhaltigste Hülfe die Betheiligung der Laienwelt an der kirchlichen Arbeit erscheinen. Die Heranziehung von Stundenhaltern wurde sowohl vom Generalsuperintendenten, wie von andren Seiten empfohlen; Präsident Hegel warnte nur, daß man sich hüten solle, auf diesem Wege nicht den Sekten Eingang zu verschaffen.

Die südwestdeutsche Conferenz für innere Mission, welche am 29. und 30. Mai zum zwanzigsten Male stattfand, war sehr reich besucht, was schon daraus hervorging, daß der zum Versammlungsort ausgewählte Saal sich als zu klein erwies. Außer den Ländern und Provinzen, welche diesem Verbande schon seit längerer Zeit angehören,

nämlich Hessen, Baden, Württemberg und der baierischen Pfalz, waren diesmal auch die Provinz Nassau und Elsaß-Lothringen durch einzelne Männer (Rechtsanwalt Dr. Stamm aus Wiesbaden und Ministerialrath von der Goltz aus Straßburg) vertreten, welche am zweiten Tage das Wort ergriffen. Ueber die Jünglingsvereinssache referirte Pastor Karl Krummacher aus Elberfeld, ein Sohn des in Bonn als Emeritus lebenden Lic. Emil Krummacher; Abends sechs Uhr predigte Prälat Gerok über Ev. Lucä 5, 4—11: Der Fischzug der innern Mission als ein Werk kräftigen Glaubens, brüderlicher Liebe, muthiger Hoffnung. Die Stunden des Mittwoch-Morgens von 9—2 Uhr füllten der Vortrag des Pastor von Bodelschwingh über die Handwerksburschen-Arbeitsanstalt Wilhelmsdorf und die sich anschließenden Berathungen aus. Den Verhandlungen beider Tage wohnte von Anfang bis zu Ende die Prinzeß Karl von Hessen nebst Gefolge bei. Das Präsidium führte am ersten Tage Pfarrer Dr. Stromberger aus Zwingenberg, am zweiten Kirchenrath Dekan Lynker aus Speyer. Der Centralausschuß für innere Mission hatte sich durch Pastor Hesekiel aus Sudenburg bei Magdeburg vertreten lassen, die Kirchenregimente von Hessen und Baden und die Regierung des Reichslandes Elsaß begrüßten durch besondere Vertreter die Darmstädter Conferenz. Auf die einzelnen Vorträge weiter einzugehen, müssen wir uns leider versagen.

Das Fest der evang.-luth. Leipziger Missionsgesellschaft fand am 16. Mai statt. Der von dem Missionsdirektor Dr. Hardeland erstattete Bericht macht folgende Angaben über den Bestand dieses Missionswerkes. In Vorderindien wirken 18 Missionare, dazu der Vorstand der Druckerei und der Arbeitsschule; in Hinterindien zwei Missionare. Dazu kommen die Mitarbeiter und Gehülfen aus den Eingeborenen, nämlich neun ordinirte Landprediger, sechs Canditaten der Theologie, 66 Katecheten und 67 andere Gehülfen oder Missionsdiener. Getauft wurden 633 Heiden und 439 Christenkinder, 135 Personen aus anderen christlichen Gemeinschaften wurden aufgenommen, so daß sich nach Abzug der Gestorbenen u. s. w. die Gesammtzahl der zu diesem Zweige der Mission gehörigen Christen auf 12,701 Seelen belief. Die Schulen wiesen Ende 1882 folgenden Bestand auf: 133 Schulen mit 174 Lehrern und 2912 Schülern. Unter letzteren gehörten 1670 der lutherischen Kirche und 1050 keiner christlichen Gemeinschaft an. Im Missionsseminar in Leipzig sind 18 Zöglinge. Die Gesammteinnahme betrug 264,704 Mark; die Gesammtausgabe 254,731 Mark.

Die vereinigten Kreissynoden von Berlin haben durch die Beschlüsse, welche in der Maisitzung dieses gefaßt wurden, wenigstens den kirchlichen Nothstand anerkannt und die Bereitwilligkeit zur Beseitigung desselben dargelegt. Dies ist den Verhältnissen früherer Jahre gegenüber als ein Fortschritt zu bezeichnen. Diese veränderte Haltung der Synode ist nicht die Folge einer wesentlichen Veränderung des numerischen Verhältnisses der Parteien. Bei der Wahl des Vorsitzenden fielen von 179 Stimmen 101 auf den Candidaten der Linken, Kammergerichtsrath Schröder, während sich die 78 Stimmen der Positiven auf den Vorsitzenden des evangelischen Synodalvereins (Mittelpartei) Geheimen Rath Dr. Aegidi vereinigten. Die Linke gebrauchte überhaupt rücksichtslos ihre Macht und besetzte den ganzen Vorstand mit ihren Parteigenossen. Die einzige Conzession, welche sie bei den Wahlen machte, war die Wiederwahl des Propst Dr. von der Goltz in den geschäftsführenden Ausschuß.

Eröffnet wurden die Verhandlungen mit dem Jahresbericht, welchen Generalsuperintendent Dr. Brückner, als Vorsitzender des geschäftsführenden Ausschusses, erstattete. Er konnte mehrfach Erfreuliches berichten. Die Einziehung der Kirchensteuer (5½ Proz. der klassifizirten Klassen- und Einkommensteuer mit Freilassung der sechs untersten Stufen) hat sich ohne Schwierigkeit vollzogen. Im Jahre 1882 hat sich die Zahl der Taufen um 7000, der Trauungen um 1510 vermehrt, wozu der Erlaß der Stolgebühren wesentlich beigetragen hat. Die Etatsverhältnisse sind von der Art, daß Dr. Brückner aussprechen konnte, die vereinigten Synoden würden sehr wohl im Stande sein, eine erkleckliche Summe für Gründung neuer geistlicher Stellen in den nächsten Etat einzustellen. Zugleich richtete er wiederholt an die wohlhabenden Gemeinden die Aufforderung,

zur Errichtung von Tochtergemeinden in der Peripherie der Stadt mit ihren Mitteln behülflich zu sein.

Auch das altkatholische Bisthum Deutschlands hat am 4. Juni sein 10jähriges Bestehen gefeiert. Die 8. Synode der deutschen Altkatholiken, die am 16. Mai d. J. zu Bonn in dem Musiksaale der Universität ihre Sitzungen begann, zählte 59 Mitglieder (20 Geistliche und 39 Laien). Der Bischof Dr. Reinkens sagte in seiner Eröffnungsrede unter Anderem: „Unser Bisthum besteht jetzt ungefähr zehn Jahre. Es ist nicht auf Sand gebaut. Was noch lückenhaft bei uns ist, muß in Geduld und mit Besonnenheit vollendet werden.“ Die von der Synodalrepräsentanz beantragten Zusätze zum Disciplinarstatut wurden nach eingehender Begründung durch den Geh. Justizrath Dr. Schulte und nach längerer Discussion einstimmig angenommen. In der zweiten Sitzung fand ein Antrag des Pfarrer Bergmann von Coblenz, „den Mitgliedern der anglikanischen Kirche das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten zu spenden“ Annahme. — Ueber die Herausgabe des jetzt vollendeten allgemeinen Gebetbuches kann erst die nächste Synode Beschluß fassen. — Geh. Justizrath Dr. von Schulte und der Bischof Dr. Reinkens rügten in ernsten Worten und unter Drohung disciplinarischen Vorgehens die willkürlichen Aenderungen einiger Geistlichen beim Gottesdienste, insbesondere die Verdeutschung der Consecrationsworte, da die Synode nur gestattet habe, die Tagescollekte und Tagesoration, die Epistel, das Evangelium, die Präfation, das Vaterunser und den Schlußsegen in deutscher Sprache zu recitiren oder zu singen.

Eine Annäherung zwischen dem Altkatholicismus und der anglikanischen Kirche spricht sich auch darin aus, daß die beiden altkatholischen Bischöfe Deutschlands und der Schweiz, Dr. Reinkens und Dr. Herzog, am 24. April ein Gratulationsschreiben an den neuen Erzbischof von Canterbury, Dr. Benson, gerichtet und darauf ein Dankschreiben vom 17. Mai erhalten haben; ebenso auch darin, daß, wie die Kölner Zeitung berichtet, Dr. Herzog von Bern in der amerikanischen Episkopalkirche zu St. Paul in Rom sechs jungen Mädchen die Firmung in englischer Sprache ertheilt hat. Es ist dies, nebenbei bemerkt, das erste Mal, daß ein altkatholischer Bischof in kirchlicher Eigenschaft Rom besucht hat.

Die Vorbereitungen zur Lutherfeier in Deutschland gewinnen immer mehr an Gestalt und Größe. Vor Allem rüsten sich die Lutherstädte die Feier würdig zu begehen.*) Eisleben, die Stadt seiner Geburt, wird ihm ein Standbild auf dem Marktplatze weihen und plant zugleich einen Kostümfestzug, die Einholung Luthers in Eisleben vor seiner letzten Krankheit darstellend. — Ein Aufruf zu einem in Eisennach zu errichtenden Standbild von Erz ist soeben ergangen. — In Mansfeld, der Stadt seiner Jugend, will man sein Elternhaus wieder herstellen und in eine Wohlthätigkeitsanstalt umwandeln. — Auch in dem Meiningischen Dorfe Möhra rüstet man sich zur Lutherfeier. — In Erfurt, der Universitätsstadt Luthers, wird für die erste Hälfte des August eine große Studentenfeier, an welche sich ein Wartburgfest schließen soll, und die Grundsteinlegung zu dem Lutherdenkmal am Jubiläumstage geplant. — Nach Wittenberg wird für die zweite Hälfte des September zu einer ökumenisch-evangelischen Feier eingeladen, die aus allen deutschen Bruderstämmen und darüber hinaus die dankbaren Söhne sammeln will und in welcher ebenso das Glaubens- und Bekenntnißerbe der Reformation, wie die von ihr ausgegangenen Lebens- und Liebeskräfte zum vollen feiernden Ausdruck kommen sollen. — In Berlin haben sich, wie wir hören, die beiden Comites vereinigt; es scheint, zu unserer Freude, daß die Absicht ein Standbild Luthers zu errichten und eine Lutherkirche zu erbauen, zur Ausführung gelangen wird. Während für diese Kirche der Osten Berlins in Aussicht genommen sein soll, hat der Kirchbauverein in Uebereinstimmung mit dem Major Westphal, der der seinerseits begonnene Sammlung unermüdet fortsetzt, in erster Linie den Westen (Parochie der zwölf Apostel-Kirche) für eine Lutherkirche in's

*) Der Pariser „Univers“ behauptete neulich aus Veranlassung der Lutherfeier, daß alle mit Luther in Zusammenhang stehenden Gebäude in Erfurt, Wittenberg und Eisleben, sein Geburtshaus, das Cotta'sche Haus, seine Grabkirche, vom Blitze eingeäschert worden seien. „Es scheint, das himmlische Feuer habe diese Stätten reinigen wollen, wo dieser Mann geweilt hat.“

※

Auge gefaßt. Auch aus anderen Orten (wie z. B. aus Hamburg) hört man von der Absicht, eine Lutherkirche zu bauen. —

Verschiedene Regierungen haben Verordnungen zur Lutherfeier erlassen. Von diesen ist wohl die wichtigste die, welche vom König von Preußen am 21. Mai gegeben worden ist. Sie lautet: „Der in diesem Jahre bevorstehende vierhundertjährige Gedächtnißtag der Geburt Dr. M. Luthers mahnt die gesammte evang. Christenheit, mit Dank gegen Gott der Segnungen zu gedenken, welche er in der Reformation unserem Volke geschenkt hat. Damit überall das Bewußtsein dieser Pflicht geweckt werde und der Dank gegen Gott vollen Ausdruck finde, verordne ich hiermit wie folgt: 1. Der in diesem Jahre wiederkehrende Gedächtnißtag der Geburt Dr. M. Luthers soll durch ein am 10. und 11. November d. J. abzuhaltendes Kirchenfest in den evang. Kirchen und Schulen ausgezeichnet werden. 2. Das Kirchenfest ist am 9. November mit den Kirchenglocken in ortsüblicher Weise feierlich einzuläuten. Es ist nicht ausgeschlossen, namentlich da, wo dies bei anderen kirchlichen Festen üblich ist, das Fest durch Choralblasen von dem Thurm oder vor den Kirchthüren einzuleiten. Die Bestimmung darüber bleibt den kirchlichen Gemeindeorganen anheimgestellt. 3. Am Vormittag des 10. November findet die Schulfeierlichkeit statt. Dieselbe soll, soweit die Räumlichkeit es zuläßt, eine öffentliche sein. Es ist gestattet, die ganze Schulfeier in die Kirche zu verlegen, oder auch neben der Feier in den einzelnen Schulen noch eine gemeinsame Feier für die Jugend im Kirchengebäude zu veranstalten. Die nähere Bestimmung bleibt der Vereinbarung der kirchlichen und Schulgemeindeorgane überlassen. 4. Am Nachmittag und Abend des 10. November sind, soweit es nach den örtlichen Verhältnissen ausführbar erscheint, liturgische oder sonstige vorbereitende Gottesdienste abzuhalten. 5. Der kirchliche Hauptgottesdienst soll am Sonntag den 11. November Vormittags stattfinden. 6. Die Liturgie und den Predigttext, sowie das Dankgebet für die Gottesdienste vorzuschreiben, bleibt den zuständigen Kirchenbehörden überlassen. Es ist erwünscht, als Hauptlied für den Sonntagshauptgottesdienst den Gesang: „Ein' feste Burg ist unser Gott" zu wählen. In dem Dankgebet ist vornehmlich der Gesichtspunkt zum Ausdruck zu bringen, daß es sich nicht um den Lobpreis eines Menschen, sondern um den Lobpreis Gottes für die in der Reformation dem deutschen Volke zu Theil gewordene göttliche Gnade handelt. 7. Den zuständigen Kirchenbehörden bleibt überlassen, für die Feier Kirchencollekten abhalten zu lassen, und über deren Zweck Bestimmung zu treffen. 8. Die weiteren Ausführungsbestimmungen sind von dem Minister der geistlichen 2c. Angelegenheiten und dem Evang. Oberkirchenrath, einem jeden in seinem Zuständigkeitskreise, zu treffen. Insbesondere hat der Minister der geistlichen Angelegenheiten auch wegen der Schulfeier das Erforderliche anzuordnen. Ich flehe zu dem allmächtigen Gott, daß er die Gebete, in denen Ich Mich an den Tagen des Festes mit allen Gliedern Meiner evang. Kirche vereinigen werde, Erhörung finden lasse vor seinem Thron, damit die Feier Unserer theueren evang. Kirche zu dauerndem Segen gereiche. Berlin, den 21. Mai 1883.

v. Goßler. Wilhelm.

An den Minister der geistlichen 2c. Angelegenheiten und den Evang. Oberkirchenrath."

Wesentlich mit zur Vervollständigung des Bildes unseres diesjährigen Reformationsjubiläums gehört auch die Stellung der katholischen Kirche. Es haben ja in diesem Jahrhundert schon mehrere Reformationsjubiläen stattgefunden, bei denen die Haltung der katholischen Kirche eine andere gewesen ist, als jetzt. Im Jahre 1817 feierten die drei Confessionen auf den Thüringer Bergen den Kirchenfrieden; 1830 begrüßte die katholisch-theologische Fakultät in Tübingen die evangelische mit einem Programm und erschien bei der Feier im evangelischen Seminar. Döllinger konnte, trotz seiner Verurtheilung der Reformation, dennoch in Luther einen Helden der deutschen Nation erkennen. — Im Jahre 1860 war es schon anders. (Vergl. Theol. Zeitsch. 1883, Seite 71, Zeile 7 von unten.) Heute dagegen stellt die ultramontane Presse jede Anerkennung der Verdienste Luthers seitens der Protestanten als provocatorischen Angriff gegen die römische Kirche hin, die „Germania" vermißt sich, sein Verdienst um die deutsche Sprache auf das rechte Maß zurückzuführen und behauptet in Betreff der deutschen Bibel, welche

längst längst vor Luther in Dutzenden von Ausgaben vorhanden gewesen, „daß sie auch ohne ihn nicht viel hätte vermissen lassen.“ (In Wirklichkeit waren es 20 Ausgaben, 14 in hochdeutscher und sechs in niederdeutscher Sprache, die aber nicht aus dem Grundtext, sondern aus der Vulgata übersetzt waren, und zwar in einem unbeholfenen, zum Theil unverständlichen Deutsch. Da wesentlich buchhändlerische Interessen der Grund dieser Ausgaben waren, so kann es uns auch nicht wundern, wenn der oder die Uebersetzer gänzlich unbekannt sind.) Die Schmähungen und Verhöhnungen Luthers, die seit Jahren eifrig verbreitet werden, bezeichnet man seitens des Ultramontanismus nur als eine berechtigte Abwehr; daß wir die Flüche Roms nicht stillschweigend hinnehmen, schreibt man dagegen unserm Hasse zu. Wird nun protestantischerseits behauptet, daß nur die durch den Rationalismus herbeigeführte Indifferenz das Zusammenfeiern von 1817 und 1830 möglich gemacht habe, so wird das von den Ultramontanen bereitwilligst acceptirt, um auf Grund davon dann die evangelische Kirche als Friedensstörerin hinzustellen. Dagegen sei daran erinnert, daß der heute die katholische Kirche beherrschende Jesuitenorden im Jahre 1817 erst drei Jahre seit seiner Wiederherstellung im Jahre 1814 hinter sich hatte, und auch im Jahre 1830 noch um seine Herrschaft innerhalb der katholischen Kirche kämpfen mußte, also an aggressives Vorgehen nach Außen nicht denken konnte.

Daß Convertiten nach Kräften mithelfen, die Reformation und die Reformatoren zu schmähen, ist bekannt genug. So kündigen die ultramontanen Blätter an, daß der frühere lutherische Pastor Evers demnächst das wahre Bild Luthers zeichnen und die landläufige „Legende“ zerstören werde. Dafür steht denn der frühere lutherische Pastor auch in Rom in hoher Gunst und ist am 2. Juni in besonderer Audienz von Leo XIII. empfangen worden. —

Auch in England hat eine ganze Reihe von Versammlungen stattgefunden. Von dem am 16. April in Exeter Hall abgehaltenen Frühjahrsmanöver der Heilsarmee ist weder Neues noch Gutes zu berichten.

Die englische Liberation Society (Gesellschaft zur Entstaatlichung der Kirche) hielt ihre Versammlung am 1. Mai. Sie weist auf gewisse Erfolge hin, die sie errungen haben will, und erwartet von ihrem endlichen Siege eine höhere Blüthe der englischen Episkopalkirche. — Mehr Interesse haben für uns die Versammlungen der drei großen englischen Missionsgesellschaften.

Die Jahresversammlung der „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums“ u. s. w. (Society of the Propagation of the Gospel in foreign parts) fand am 27. April unter dem Vorsitz von Dr. Benson, Erzbischof von Canterbury, statt. Der Sekretär theilte mit, daß für das Jahr 1882 eine Gesammteinnahme von 142,612 Pf. St. zu verzeichnen sei. Die Gesellschaft zählt 527 ordinirte Missionare (161 in Asien, 129 in Afrika, 20 in Australien und dem stillen Ocean, 216 in Amerika, Westindien und Europa). Außerdem arbeiten an den verschiedenen Missionsstationen 1404 Katecheten und Laien als Lehrer; 300 Zöglinge befinden sich in den Anstalten, fast sämmtlich Eingeborne. — Die Reden, welche sich an den Bericht anschlossen, machten zum Theil sehr interessante Mittheilungen aus den verschiedenen Arbeitsgebieten der großen Gesellschaft. Von einem Redner wurde die Mission vor Engherzigkeit gewarnt; gerade die National-Kirche solle sowohl in der Methode als in der praktischen Predigt der Wahrheit sich einer größeren Elasticität befleißigen und nicht meinen, daß Alles, was für Altengland gut sei, auch den Missionskirchen der fernen Länder Vortheil bringe.

Das Meeting der großen Church Missionary Society fand am 1. Mai in Exeter Hall unter Vorsitz des Erzbischofs von Canterbury und des Earls von Chichester statt. Der Jahresbericht bezeichnete die Erfolge des letzten Jahres als günstige. Das Missionswerk sei auf vielen Punkten weiter ausgedehnt, drohende Gefahren abgewendet, Befürchtungen beseitigt, Hindernisse überwunden worden und viele Anzeichen deuten auf wachsendes Interesse des Landes für die Zwecke der Gesellschaft hin. In sehr liberaler Weise sei die Gesellschaft von ihren Freunden unterstützt, finanzielle Schwierigkeiten ferngehalten worden, wie denn auch das letzte Jahr, abgesehen von den sehr beträchtlichen

Specialfonds, das glänzendste finanzielle Resultat in der Geschichte der Gesellschaft aufweise. Die Einnahmen betrugen 225,231 Pf. St. Die Ausgaben beliefen sich auf 202,127 Pf. St. Mit Hülfe des „Erweiterungsfonds" ist eine ganze Anzahl neuer Stationen errichtet worden. Doch bleibe trotz dieser Regsamkeit auf neuen Gebieten immer noch sehr viel zu thun, und um nur den dringendsten Nothständen abzuhelfen, bedürfe die Gesellschaft wenigstens noch 100 neuer Missionare. — Der Erzbischof von Canterbury betonte mit besonderem Nachdruck die Nothwendigkeit einer Mission auch an die Reichen und Gebildeten. Ihm scheine die Zeit gekommen, wo man einen Angriff auf die höhere Bildung in den großen Städten und auf die alten Civilisationen entfernter Länder unternehmen müsse. Das sei freilich keine leichte Arbeit. Da habe man es mit einer ererbten Cultur, einer zum Theil sorgfältigen und systematischen Erziehung und geistigen Reife zu thun.

Die Jahresversammlung der dritten großen Missionsgesellschaft der London Missionary Society leitete am 10. Mai in Exeter Hall der Earl of Shaftesbury. Auch hier konnte von einem günstigen Stand und Fortgang der Arbeit berichtet werden. Die Gesellschaft hatte für 1882 eine Einnahme von 127,627 Pf. St. aufzuweisen; 539 Pf. St. mehr als ihre Ausgaben betrugen. Im Ganzen arbeiten jetzt 166 Missionare (darunter 19 Damen) für die Gesellschaft. Eine von der Versammlung angenommene Resolution sprach den Dank und die Befriedigung über den stetigen Fortgang des Missionswerkes aus, beklagte aber die Schwierigkeiten, welche die gegenwärtigen kriegerischen Verwickelungen in Madagascar mit sich brächten, sowie die ungerechte und grausame Behandlung der Eingeborenen im Betschuanenlande von Seiten der marodirenden Boers. — Nachdem der Vorsitzende seine Freude über die Anwesenheit Dr. Moffats, des „alten großen Missionspatriarchen" ausgesprochen, bezeichnete er die Missionen für die Gegenwart geradezu als das Salz der Erde. Auch in England, mit der Bibelgesellschaft an der Spitze, seien sie das einzige Mittel, „das große Königreich vor dem gänzlichen Ruin zu bewahren." Eine Erscheinung auf dem Gebiete des Missionswesens erfülle ihn mit großer Befriedigung. Das sei der wachsende Einfluß der Missionsarbeit, sowohl an sich als in der öffentlichen Meinung. Die letztere bringe seit einer Reihe von Jahren den Missionaren immer höhere Achtung entgegen.

Die Generalversammlungen der drei großen schottischen Kirchengemeinschaften haben durch einen Zeitraum von nur drei Wochen getrennt, zum Theil wenigstens noch innerhalb des Monats Mai stattgefunden. Die United Presbyterian Church begann die Berathungen ihrer souverän beschließenden — Generalsynode am 7. Mai; die schottische Staatskirche (Established Church) und die schottische Freikirche tagten auch in Edinburgh und zwar gleichzeitig vom 24. Mai bis 4. Juni. In den Verhandlungen der Staatskirche konnte daher auf die Beschlüsse der United Presbyterians vielfach Rücksicht genommen werden, und in mehreren Beziehungen geschah dies in ausgesprochenem Gegensatze.

Universitätsangelegenheiten beschäftigten alle drei Versammlungen. Sehr eingehende und bewegte Debatten veranlaßte ein dem schottischen Parlamente vorliegender Gesetzentwurf, der eine Reorganisation des gesammten schottischen Universitätswesens zum Ziele hat. In demselben wird auch in Aussicht genommen, die theologischen Fakultäten der Landesuniversitäten, die jetzt sämmtlich der schottischen Nationalkirche ausschließlich angehören, von derselben loszulösen und unter Aufhebung der Verpflichtung auf das Glaubensbekenntniß der Staatskirche zur freien Bewerbung zu stellen. Es liegt auf der Hand, daß die Dissenters diese Absicht der Regierung mit großer Freude begrüßen. Die United Presbyterian Synod beschloß, eine Petition an das Parlament zu richten, in welcher einerseits der Dank für diese Tendenz, religiöse Gleichheit herzustellen, ausgesprochen werden soll, andererseits aber auch die nachdrückliche Erklärung eine Stelle finden soll, daß die theologischen Facultäten überhaupt in keinem Zusammenhang mit den staatlichen Universitäten stehen dürfen. Für die wissenschaftliche Vorbereitung ihrer künftigen Diener habe die Kirche selbst Sorge zu tragen und jeder Eingriff der Staatsbehörde müsse als schädlich zurückgewiesen werden.

Auch die Generalversammlung der freien Kirche sprach sich der Hauptsache nach im gleichen Sinne aus. Um so weniger einverstanden erklärte sich aus nahe liegenden Gründen die Staatskirche. Eine Menge von Anträgen, die sämmtlich den Absichten der Regierung mehr oder minder scharf entgegentraten, wurden eingebracht und die Redner theilten kräftige Schläge aus gegen die Tendenzen nach Entstaatlichung. Endlich einigte man sich mit großer Stimmenmehrheit auf den Antrag des Professors Milligan: „Die Versammlung erklärt, daß, während sie jede Veränderung in den bestehenden Bedingungen zur Berufung eines theologischen Lehrstuhls, welche hinreichende Gewähr für die dauernde Uebereinstimmung des theologischen Unterrichts auf den Universitäten mit den Lehrsätzen der Kirche leistet, in wohlwollende Erwägung zu ziehen bereit ist, sie dennoch entschieden demjenigen Theil des Gesetzentwurfes widersprechen müsse, der von der Aufhebung der bestehenden Lehrverpflichtungen handelt; sie beschließt in diesem Sinne bei dem Parlament vorstellig zu werden." Eine glänzende Rede des Professors Taylor von Edinburgh zu Gunsten der theologischen Lehrfreiheit, von den Zuhörertribünen und im Schooße der Versammlung mit hohem Beifall begleitet, schlug doch nicht durch. Dr. Taylor wagte es sogar, die günstigen Resultate der Lehrfreiheit auf den deutschen Universitäten heranzuziehen. Unter der Herrschaft strenger Lehrzucht und Verpflichtung auf die lutherischen Symbole sei der Rationalismus in Deutschland eingezogen, während die gegenwärtige Lehrfreiheit der deutschen Theologie zu der großartigen Waffensammlung verholfen habe, aus deren Reichthum die schottische Kirche ihre besten Kampfmittel beziehe. Die von Taylors Beredtsamkeit unterstützte Proposition Dr. Storys erhielt nur 49 Stimmen.

Aus den Berichten und Behandlungen der einzelnen Synoden führen wir noch einiges an. Die United Presbyterian Church umfaßt zur Zeit 176,299 communicirende Mitglieder; der Zuwachs von 1882 betrug 1742 Mitglieder. Das Gesammteinkommen der Kirche belief sich im Jahre 1882 auf 327,718 Pf. St., von welcher Summe die Gemeinden durch Sammlungen 252,547 Pf. St. aufgebracht hatten, über 1600 Pf. St. mehr als im Vorjahre. Die Vertretung der Kirche auf der Generalversammlung war, nach unseren Begriffen, sehr voluminös, sie wies die stattliche Anzahl von 450 Geistlichen und 312 Laienältesten auf. An der Heidenmissionsthätigkeit betheiligten sich im Ganzen 481 Arbeiter und Arbeiterinnen. Die Einnahme für die Mission betrug 1882: 37,530 Pf. St. Es wurde beschlossen, künftig die Berathungen der Synode mit der gemeinsamen Feier des heiligen Abendmahles zu beginnen. Die Gegner dieser Einrichtung bezeichneten dieselbe als Ritualismus, als Trennung des kirchlichen Beamtenthums von der Gemeinde. Ferner empfahl die Synode, den vierhundertjährigen Geburtstag Luthers, als des Gewaltigsten unter den Reformatoren, auch in Schottland nicht ohne Gedenken vorübergehen zu lassen. Der Präsident des Evangelisationscomites der Waldenser, Signor Matteo Prochet, lud die Kirche ein zur Betheiligung an der feierlichen Einweihung der großen neuen Waldenser-Kirche in Rom, indem er auf die Wichtigkeit der Arbeit im Centralpunkte des Katholizismus hinwies.

Der Brauch der schottischen Kirchen bringt es mit sich, daß der zurücktretende Moderator der letzten Synode seinen Amtsnachfolger selbst, wenn nicht ernennt, so doch in einer Weise vorschlägt, daß eine Meinungsverschiedenheit der Synode von vornherein ausgeschlossen ist. Der ausscheidende Moderator Dr. Young von Glasgow empfahl den Vorsitzenden des eigentlichen Geschäftscomites der Kirche "the Home Secretary" Dr. Scott, der dann auch natürlich einstimmig gewählt wurde.

In der Synode der Staatskirche ernannte der zurücktretende Moderator Professor Milligan den Dr. Rankin in Sorn, Ayrshire, zu seinem Nachfolger. Der hohe Bevollmächtigte der Krone war wieder der junge Earl of Aberdeen. Ein Antrag, jede Instrumentalmusik aus dem kirchlichen Gottesdienst zu verweisen, dagegen aber die Pflege der Vocalmusik auf das Wärmste zu empfehlen, wurde zurückgewiesen. — Im vergangenen Jahre sind elf neue Parochialsysteme eingerichtet worden. Als das Minimum der Pfarrgehälter wird aller Orten die Summe von 200 Pf. St. erstrebt — bis auf wenige Ausnahmen ist das Ziel erreicht. Die Mission der Kirche hat 25,022 Pf. St. zur Ver-

wendung gehabt. Die Arbeit in Britisch Indien ist besonders gesegnet gewesen. Doch erregten Klagen über ungehörige Leitung des Waisenhauses von Calcutta lange und zum Theil scharfe Debatten, welche den von der Versammlung einstimmig angenommenen Antrag zur Folge hatten, die Unterstellung des schottischen Frauenmissionsvereins unter das allgemeine Missionscomite der Kirche zu erstreben.

Zum Moderator der Free Church wurde der bekannte und beliebte Hymnendichter Dr. Horatius Bonar erwählt, der durch eine ernste und bewegliche Ansprache über die vierzigjährige Geschichte der freien Kirche seine Amtsführung eröffnete. Die Kirche umfaßt zur Zeit 314,604 Mitglieder. Ihre Einnahmen beliefen sich auf 580,659 Pf. St. Der innere Zustand der Gemeinden wurde in dem Bericht des Rev. M'Kenzie als befriedigend geschildert. Laxere Stellung zum Sonntag, zum Kirchenbesuch, zum Hausgottesdienst drohe aber auch hier einzureißen. Besonders bewährt haben sich die von der dazu bestimmten Commission vorgenommenen Generalkirchenvisitationen, die mit dem erstmaligen Turnus im ganzen Gemeindegebiet der Freien Kirche im vergangenen Jahre zu Ende gekommen sind.

Sehr heftige Kämpfe veranlaßten zahlreiche Petitionen in Angelegenheit der Instrumentalmusik für die Kirche. Schon die vorige Generalversammlung hatte die Frage lebhaft erörtert und zur weiteren Berathung einer Commission überwiesen. Dieselbe hatte sich mit 13 gegen 5 Stimmen dahin entschieden, daß die „rechtverstandene heilige Schrift der Freiheit der Gemeinde, den Gesang durch begleitende Musik zu unterstützen, nicht entgegen sei;“ und mit 14 gegen 3 Stimmen, „daß dies Recht auch nach den Grundsätzen des kirchlichen Rechts der Freien Kirche gewährt werden könne.“ Die alten Gegner Sir Henry Moncreiff und Prinzipal Rainy standen sich auch diesmal in der Versammlung gegenüber. „Die miserable Orgelfrage,“ wie Dr. Rainy die Angelegenheit nannte, bedrohte die Versammlung mit tiefgreifenden Differenzen, die auch durch die Entscheidung der Majorität noch lange nicht beseitigt sind. Sir Moncreiffs Antrag auf Verwerfung der Orgel erhielt 259, Dr. Rainys auf Freigebung derselben 390 Stimmen. Die Zukunft wird lehren, daß der alte Puritanismus den weitherzigeren und humaneren Anschauungen der neuen Zeit noch schwere Kämpfe bereiten wird.

In seiner Schlußrede nannte Dr. Bonar die diesmalige Versammlung im Gegensatz zu den stürmischen Sitzungen der letzten Jahre eine „nach innen und außen sonnige.“ „Der Wolken“ — sagte er — „waren wenige in diesen elf Tagen; sie haben keinen Schatten zurückgelassen. Diese Versammlung ist wohl geeignet ein neuer Ausgangspunkt für unser Werk zu werden.“

Die English **Presbyterian Church** befindet sich nach den statistischen Mittheilungen der diesjährigen Generalversammlung in einer günstigen finanziellen Lage; sie brachte für ihre kirchlichen Zwecke im Jahre 1882 durch freiwillige Beiträge 235,662 Pf. St. auf, so daß sich für ihre Mitglieder (57,000 in 279 Gemeinden) eine höhere Beitragsrate als für irgend eine andere presbyterianische Gemeinschaft ergibt. Vor etwa sechs Jahren hat sich diese English Presbyterian Church, welche im Wesentlichen in Mittel- und Südengland mit London als Centralpunkt organisirt ist, mit der United Presbyterian Church, deren Mitglieder im nördlichen England leben und sich fortwährend durch schottische Einwanderungen verstärken, zu kirchlicher Gemeinschaft verbunden und damit nach allgemeinem Urtheil der presbyterianischen Sache in dem episcopalen England eine wesentliche Stärkung gegeben. Die Geistlichen derselben sind fast ausnahmslos positiv-gläubig und evangelisch gesinnt; manche unter ihnen durch wissenschaftliche Tüchtigkeit ausgezeichnet.

Von langer Hand vorbereitete Vorgänge innerhalb des „Londoner Presbyteriums,“ welches die Gemeinden der in England ansässigen Presbyterianer repräsentirt, ziehen jetzt die Aufmerksamkeit weiter kirchlicher Kreise auf sich und werden vielleicht der Ausgangspunkt von Kämpfen werden, deren Ende sich noch nicht absehen läßt.*) Wir

*) Auch aus dem Schooße der Genfer Freikirche berichtet ein französisch-protestantisches Blatt von ähnlichen Vorgängen. Seit mehr als einem Jahre hätten innerhalb des Presbyteriums Erwägungen stattgefunden, ob es nicht zeitgemäß sei, ein neues Glaubensbekenntniß anzunehmen.

bemerken dabei vorweg, daß es sich um Calvins strenge Prädestinationslehre handelt und daß die ganze Angelegenheit in den englischen kirchlichen Zeitschriften zum Theil eine scharfe Verurtheilung erfahren hat.

In der Maisitzung des bezeichneten Presbyteriums gelangten die Anträge des Londoner, Birminghamer und Liverpooler Presbyteriums, „das Verhältniß der Kirche zum Bekenntniß einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen" zur Berathung. Dr. Donald Fraser (ein bekannter Prediger) bemerkte, es sei das eine Frage, die durchaus nicht neu sei und von der Kirche muthig angegriffen werden müsse. Man wolle, gebunden durch die Unterschrift, keineswegs von der Lehre selbst abweichen, sondern lediglich eine neue Fassung derselben anstreben. Die Rechtgläubigkeit dürfe nicht zaghaft vor einem Schritte zurückweichen, von dem vielleicht das zukünftige Wachsthum und das Wohlbefinden der Kirche abhänge. Gerade im Interesse der Orthodoxie unterstütze er die Anträge, da jeder Zeit eine Entwicklung in der theologischen Erkenntniß stattgefunden habe und die Gemeinden nach einem klareren und einfacheren Ausdruck ihrer Glaubensmeinungen verlangten. — Auch Dr. O. Dykes (gleichfalls ein Führer der Presbyterianer) bemerkte, daß die Bewegung keineswegs einer Unterschätzung der Lehre oder einem Mangel an Ehrfurcht vor der (Westminster) Confession entspringe; man wolle vielmehr in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Glauben bleiben. Die (Westminster) Confession selbst, indem sie ein älteres Formular ersetzt habe, bilde einen Präcedenzfall. Die Theologie des 17. Jahrhunderts habe sich um die Lehre der Prädestination krystallisirt, während die gegenwärtige die Christologie zu ihrem Mittelpunkt habe. „Auf die Lehre von der Schöpfung und der menschlichen Bestimmung sei neues Licht gefallen." Es walte unter den Gemeinden die Meinung vor, daß die Kirche über diese Dinge sich klar aussprechen solle. Er stelle deßhalb den Antrag, daß die Synode eine Commission ernenne, um zu untersuchen, 1. ob die Verpflichtungsformel der Kirchenvorstände einer Aenderung zu unterziehen sei: 2. ob es wünschenswerth sei, einen erklärenden Commentar der Confession beizugeben und 3. ob die Presbyterianische Kirche etwa vermittelst einer Denkschrift diese Angelegenheit dem Generalconcil der Presbyterianischen Allianz, das im nächsten Jahre in Belfast tage, vorlegen und für diesen Zweck den „Consensus der Reformirten Confessionen," auf dem die Presbyterianische Vereinigung basire, darlegen solle, sowie, daß endlich der nächsten Synode über alle diese Punkte Bericht erstattet werden solle.

Der Dykes'sche Antrag wurde gegen eine geringe Minorität, welche über die Anträge der Presbyterien zur Tagesordnung überzugehen wünschte, unter allgemeinem Applaus angenommen und eine Commission von 45 Mitgliedern ernannt. Doch reichten zum Schluß Dr. White, der Führer der Gegenpartei, mit einigen Genossen einen Protest gegen die Maßnahmen des Presbyteriums ein.

Die Wirksamkeit Schlümbachs hat, außer der Gründung des christlichen Vereins junger Männer in Berlin, auch noch den unzweifelhaften Erfolg gehabt, Entzweiung in den kirchlichen Kreisen Norddeutschlands hervorzurufen. Dabei ist auch unsere evang. Synode ohne ihr Zuthun mit in den Schlümbachstreit hineingezerrt worden. Der Kirchenrath Dr. Ruperti in Eutin sagt nämlich in einem gegen Schlümbach gerichteten Schreiben: „Schlümbach hat Jensen gegenüber seine kirchliche Stellung als die „„der deutschen evangelischen Synode des Westens"" bezeichnet. Das mag richtig sein, denn jene Synode hat eben keine andere Position, als die einer Allerweltsunion."

Inwiefern nun v. Schlümbach sich für berechtigt hält seine kirchliche Stellung als die der evangelischen Synode des Westens zu bezeichnen, das wissen wir nicht. Er soll wohl nicht mehr im Dienste der Methodistenkirche stehen, aber im Dienste unserer Synode steht er noch viel weniger. Da außerdem hier in Amerika Jeder volle Freiheit hat, sich derjenigen Kirchengemeinschaft anzuschließen, die seinem kirchlichen Standpunkt entspricht, so ist man berechtigt anzunehmen, daß der kirchliche Standpunkt eines Gliedes der bischöflichen Methodistenkirche nicht der der deutschen evangelischen Synode des Westens ist. Warum soll nun bei Herrn v. Schlümbach eine so auffallende Ausnahme stattfinden? Das muß doch einen Grund haben. Oder ist es vielleicht nur Curtoisie

gegen die evangelischen Deutschen Holsteins, daß er dort unter der Flagge einer deutschen evangelischen Synode seinen Einzug gehalten hat? Wenn nun aber ein Correspondent von Haus und Herd, der sich selbst als einen Methodistenprediger bezeichnet, von v. Schlümbach sagt: „wir hätten ihn gerne auf unserer Seite, wo auch sein Herz ist" und der Apologete erwartet, „daß der segensreiche Erfolg Bruder Schlümbachs auch der Methodistenkirche zu Gute kommt," so scheint es, als ob diese auch glaubten, daß er auf ihrem kirchlichen Standpunkt stehe, denn man sollte nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge erwarten, daß der Erfolg der Wirksamkeit eines Predigers eben der Kirche zu Gute kommt, deren Standpunkt er vertritt.

Nun möchten wir aber auch Herrn Dr. Ruperti fragen, ob er auch etwas aus eigener Anschauung von der deutschen evang. Synode des Westens weiß. Es scheint fast, als mache er den Anspruch, etwas davon zu wissen, denn er spricht mit den Worten: „denn jene Synode hat eben keine andere Position als die einer Allerweltsunion" eine als unwidersprechlich auftretende Behauptung aus. Daß diese Behauptung eine Unwahrheit ist, werden wir Niemanden zu versichern brauchen, der das Bekenntniß unserer Synode kennt. Wenn wir aber Herrn Dr. Ruperti gleichwohl nicht beschuldigen mit Wissen eine Unwahrheit gesprochen zu haben, so geschieht dies deßhalb, weil eben die Möglichkeit vorhanden ist, daß, trotzdem er „aus eigener Anschauung etwas von diesen amerikanischen Methodisten weiß," er dennoch diese deutsche evangelische Synode, die seit sechs Jahren nicht mehr die deutsche evang. Synode des Westens, sondern die deutsche evang. Synode von Nord-Amerika heißt, nicht einmal dem Namen, viel weniger aber der Sache nach genau kennt und seine so kategorisch aufgestellte Behauptung nur eine Consequenz des allerdings mit der Selbstgewißheit eines Dogmas auftretenden Vorurtheils ist, daß jede evangelische Kirchengemeinschaft, die nicht zu jedem damnamus der Concordienformel Ja und Amen sagt, nothwendig keine andere Position haben könne, als die einer Allerweltsunion.

Wenn übrigens die Berichte über die Urtheile, die sowohl Bischof Foster als auch von Schlümbach ausgesprochen haben sollen, correkt sind, so spricht sich in dem Benehmen der Patrone v. Schlümbachs der hochmüthigen Herablassung gegenüber, mit der sie ihre evangelische Kirche behandeln lassen, eine Gutmüthigkeit und Vertrauensseligkeit aus, die man bisher in Norddeutschland nur den Schwaben zuzutrauen gewagt hat.

Von Bischof Foster wird berichtet, daß er gesagt habe: „Dadurch daß die Kirche in Deutschland vom Staate abhängig ist, ist sie ohnmächtig und hat alle ihre geistliche Kraft verschachert, so daß sie nicht mehr in irgend einem wahren Sinne eine Kirche ist; und dadurch, daß sie sich anmaßt eine Kirche zu sein, haben die Leute keine Kirche und sind der Mittel wahren geistlichen Lebens entblößt. Irgend welche Hoffnung der Reformation muß von Außen kommen." Es ist ein kluger taktischer Griff, die evangelische Kirche Deutschlands als bereits völlig todt (irgend welche Hoffnung muß von Außen kommen) darzustellen, um dadurch Angriffe auf dieselbe zu rechtfertigen, denn dem Geier gegenüber, der dem gefesselten Prometheus bei lebendigem Leibe die Leber ausfrißt, ist der Adler, der das todte Aas aufzehrt, immerhin eine mehr berechtigte, ja gewissermaßen wohlthätige und auch dem sprachlichen Bilde nach eine etwas mehr biblische Erscheinung.

Vom Büchertisch.

„Martin Luther, der Mann von Gott gesandt," ist der Titel einer kleinen Festschrift zum 10. November, verfaßt von N. Fries, Hauptpastor in Heiligenstetten. Daß in dem kurzen Büchlein keine ausführliche Biographie Luthers Platz haben kann, versteht sich wohl von selbst; dazu ist aber auch das Büchlein nicht bestimmt. Die Sprache ist edel und wohlklingend, und mit Ausnahme einer etwas zu überschwänglichen Stelle der Sache durchaus angemessen. Wir empfehlen das Schriftchen um so lieber, als der Reinertrag für den Neubau des Predigerseminars und die innere Mission bestimmt ist. Der Preis beträgt: für 1 Exemplar 10 Cents, für 12 Ex. $1.00, für 25 Ex. $1.80, für 100 Ex. $6.00. Zu beziehen durch

Rev. J. C. Kramer, 70 Milan Street, New Orleans, Louisiana.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XI. September 1883. Nro. 9.

Winke für ein fruchtbares Bibelstudium der practischen Geistlichen.

Bruchstücke aus einem Aufsatze des Prof. Haupt in Kiel.

Mitgetheilt von P. M. Otto.

(Fortsetzung.)

Es gilt zu lernen sich in die geistige Eigenthümlichkeit eines Schriftstellers so zu versetzen, daß man alles mit seinen Augen ansehen, mit seinen Ohren hören, von seinen Gesichtspunkten aus beurtheilen kann. So nur wird eine wirkliche Reproduktion des von ihm Gesagten ermöglicht. Die Lösung dieser Aufgabe wird natürlich in dem Maße leichter gelingen, als Jemand von Natur dem betreffenden Schriftsteller congenial ist. Einer dialectisch angelegten Natur wird es leichter werden, sich in die Art des Paulus zu versetzen als in die des Johannes. Besonders interessant ist mir in dieser Hinsicht immer der Hengstenberg'sche Commentar zum Johannes-Evangelium gewesen. Mit welcher Hingebung, welcher Andacht hat sich dieser Commentator in seinen Schriftsteller zu versenken gesucht, und wie ist es ihm doch so gar nicht gelungen des Inhalts der johanneischen Reden sich wirklich zu bemächtigen, wie sehr bekommt doch jeder Leser den Eindruck, daß alle seine Bemühungen nicht ausreichen! Die Mittel, die er in Anwendung brachte, namentlich die Bestimmung der johanneischen Stammbegriffe aus dem alttestamentlichen Sprachgebrauch, führen absolut nicht zum Ziel: er stand hier an der Schranke seiner Begabung, es fehlte ihm an der Möglichkeit, die johanneischen Denkformen, die geistige Eigenart des Johannes, wodurch alles Einzelne bestimmt wird, in sich nachzubilden. Wir alle werden ja in dieser Hinsicht immer Lehrlinge bleiben, aber arbeiten wenigstens sollen wir an dieser Aufgabe, und jede solche Arbeit hat ihren Lohn in sich. Es folgt aus dem Gesagten, daß, wie im Kriege nicht jede Schlacht nach demselben Plan geschlagen werden kann, so auch nicht jeder Schriftsteller mit denselben Mitteln begriffen werden kann. Um paulinische Gedanken in sich zu reproduciren, dazu bedarf es ganz anderer geistiger Operationen, als um johanneische Begriffe und Gedanken zu fassen.

Wenn Jemand nun diese Arbeit übernehmen will, wo findet er Anhalt dazu? Naturgemäß kann er in den Commentaren nur sporadisch vorhanden sein, denn im Ganzen möchten sich dieselben mit dem begnügen, was oben der

logische Zusammenhang genannt wurde. Um was es sich hier handelt, gehört in's Gebiet der biblischen Theologie. Aber auch hier darf man an Compendien, und seien es auch die umfassendsten und gründlichsten, nicht unbillige Ansprüche machen. Sie müssen sich im Ganzen begnügen, die Lehrformen der einzelnen neutestamentlichen Schriftsteller darzustellen, ohne daß sie auf den Zusammenhang der einzelnen Begriffsbildungen und Anschauungsformen mit der geistigen Eigenart eingehen könnten. Hier können nur monographische Darstellungen helfen. Und da ist wenigstens für den Apostel Paulus einiges vorhanden, das einen Anhalt gewährt, namentlich Holstens Arbeiten, vor allem die neueste noch unvollendete über das Evangelium des Paulus, und Pfleiderers Paulinismus. — — So fern ich dem theologischen Standpunkt Holstens stehe, und so viel ich auch in Detailfragen von ihm abweiche, muß ich doch bekennen, unter den Theologen aller Richtungen Niemand zu wissen, der ein ähnlich feines Sensorium für scharfe Auffassung der paulinischen Gedankengänge in ihren minutiösesten Einzelheiten besäße. Und ebenso hat Pfleiderer verstanden vielfach, z. B. hinsichtlich Röm. 5, 12 ff, oder hinsichtlich der Rechtfertigungslehre, die genannte Lehre des Paulus mit wahrhaft meisterhafter Klarheit zu entwickeln. Was aber an diesem Orte mich diese Werke nennen ließ, ist, daß ihre Verfasser sich die Aufgabe gestellt haben, die paulinische Gedankenwelt aus der eigenthümlichen Bestimmtheit der Persönlichkeit des Paulus zu verstehen. Beide halten ja freilich das paulinische Evangelium für eine immanente Entwicklung des paulinischen Geistes, und selbst die Bekehrung des Paulus ist ihnen keine transcendente Offenbarung des lebendigen Christus, sondern Resultat eines Gedankenprocesses. Aber wer nicht blos receptiv, sondern selbständig den Werken gegenüber steht, die er liest, wird sich dadurch nicht abhalten lassen, die Fülle von Anregung und Belehrung zu genießen, welche grade für die hier in Rede stehenden Studien aus jenen Werken zu schöpfen ist. Ungünstiger steht die Sache für die johanneischen Schriften. In die geistige Eigenart des Johannes sich zu versetzen ist viel schwerer, als bei Paulus; und dazu kommt, daß die allgemeinen Umrisse, die man von denselben mit sich zu tragen pflegt, meines Erachtens sehr schief sind. Hier ist ein Fall, wo der selbständigen Arbeit jedes Einzelnen noch der weiteste Spielraum gegeben ist. Wie sehr aber ein volles Verständniß der johanneischen Schriften von einer scharfen Auffassung seiner Persönlichkeit abhängt, möchte ich durch einige kurze Bemerkungen darthun, ob vielleicht der eine oder der andere Leser sich dadurch angeregt fühlen möchte, dem weiter nachzudenken. Es findet bei Johannes ein merkwürdiges Verhältniß von Receptivität und Spontaneität statt. Petrus ist eine vorherrschend receptive Natur, er kann selbst Gedanken und Anschauungen, die mit seinem ganzen bisherigen Denken im Widerspruch stehen, mit rapider Schnelligkeit aufnehmen, ist von augenblicklichen Eindrücken in einem Maß abhängig, daß er in Gefahr ist, sich völlig an sie zu verlieren. Bei Paulus geht eine überaus große formale Assimilationsfähigkeit für Fremdes, die er selbst mit dem Worte bezeugt, er könne Allen Alles werden, und dies seine Feinde dahin auslegen, daß er den Leuten zum Munde

rede, neben einer ebenso großen materiellen Selbständigkeit und Spontaneität her, mit der er immer wieder auf seine eigenen Anschauungen zurückkommt und sie durchsetzt. Bei Johannes dagegen ist die Receptivität in viel geringerem Umfang vorhanden, aber innerhalb desselben überaus stark. Sie ist ihm nämlich nur für das ihm innerlich Homogene vorhanden; was ihm innerlich fremd ist, ist für ihn überhaupt nicht vorhanden, er streitet nicht dagegen wie Paulus gegen seine Gegner, es existirt für ihn gar nicht. Das ist nun aber um so folgenreicher, als Johannes keinen extensiven Reichthum an Gedanken und Interessen hat; sondern im Grunde hat er nur einen Gedanken, nur ein Interesse, ja er besitzt nicht einmal den Trieb von diesem Mittelpunkte aus ein großes Gedankengebäude mit mannigfachen Zimmern und Kammern aufzuführen, sondern rechnet nur mit ganz wenigen Begriffen. So ist das Gebiet des dem Johannes innerlich fremden ein sehr großes. Aber was ihm innerlich verwandt ist, dem gibt er sich mit einer glühenden Liebe hin, so namentlich an die Person Jesu. Er ist so vollständig in ihm aufgegangen, es ist ein solcher Assimilationsprozeß vor sich gegangen, daß z. B. bei der Wiedergabe der Reden Jesu, wie die Vergleichung mit dem ersten Briefe zeigt, gar nicht zu unterscheiden ist zwischen der Form, in der Jesus selbst gesprochen hat, und in der sein Apostel spricht. Es ist ein völliger Verschmelzungsprozeß bei ihm eingetreten. So ergibt sich also ein wirkliches Verständniß des Verhältnisses der johanneischen Rede zu denen des Herrn erst aus der Betrachtung seiner Individualität. Nehmen wir als Kehrseite das Verhältniß des Apostels zum Judenthum. Jedem Leser des Evangeliums tritt die kühle fremde Art entgegen, in der Johannes von demselben redet. Er kämpft nicht gegen dasselbe, er rechnet gar nicht mit ihm. Christenthum und Judenthum sind Kreise, die keinen Punkt gemeinsam haben, nicht concentrische Kreise wie bei Jakobus, nicht Kreise, die zum Theil ineinander fassen, wie bei Paulus, sondern völlig getrennte Kreise. Das Judenthum kommt ihm nicht in Betracht als Träger der Verheißung, nicht als Object der Mission, nicht als Gegenstand eschatologischer Hoffnung, sondern als eine Christo feindlich entgegentretende Macht. Es hat mit Christo gebrochen, so hat der Apostel mit ihm gebrochen. Auch dieser Zug versteht sich aus dem über die Individualität des Apostels oben bemerkten. Ich hoffe, daß diese Beispiele zeigen, welche Bereicherung unsers Verständnisses bis in die einzelnsten Details der Darstellung sich aus solcher psychologischen Beleuchtung ergeben. Daß der psychologische Gesichtspunkt für die historischen Schriften des N. T. nicht minder wichtig ist, wie für die lehrhaften, ist so klar, daß es keines weiteren Eingehens darauf bedarf, — nur daß es sich hier nicht um die psychologische Beurtheilung des Schriftstellers sondern der von ihm eingeführten Personen handelt. Beruht doch die ganze seelsorgerische Wirksamkeit des Herrn auf der individuellsten Behandlung jedes Menschen, mit dem er in Berührung tritt, auf einem einzigartig schnellen und sichern Blick in das Menschenherz mit seinem jeweiligen Zustande. Erst wenn wir einigermaßen aus den kleinen, aber äußerst lichtvollen Bemerkungen der Evangelien über

die Objecte der Wirksamkeit Jesu uns ein Bild von ihrer Individualität zu machen im Stande sind, können wir die Seelsorge des Herrn verstehen. Und nicht anders steht es mit dem A. T. Für die Psalmen ist die psychologische Betrachtung längst als nothwendig erkannt und geübt. Ebenso steht es bei den prophetischen Reden. Bei einzelnen Propheten, namentlich Jeremias, ist es sehr leicht, den psychologischen Hintergrund zu gewinnen, bei andern recht schwer. Und doch ist alles Verständniß davon abhängig, die fortwährende Wechselwirkung zwischen den äußeren Verhältnissen, dem Gemüthszustande der Hörer und der eigenen Individualität des Propheten zu erkennen.

Schließlich sei nur noch darauf hingewiesen, eine wie ausgiebige Verwerthung der Schrift in Predigt und Seelsorge grade durch diese Studien ermöglicht wird. Der Mensch bleibt ja zu allen Zeiten derselbe; die Charaktere, Gemüthsstimmungen, Lebensgeist, die wir bei den Personen der h. Schrift finden, geben uns immer neue Mittel, auf die Menschen der Gegenwart zu wirken. Welcher Schatz von erwecklichen, tröstenden, erhebenden Gesichtspunkten liegt, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, in der psychologischen Betrachtung von 2 Tim. 4, 6—13! Die Vereinsamung, an welcher der gefangene Apostel so schwer trägt; sein daraus quellender irdischer Wunsch den Timotheus noch einmal zu sehen, in dem „eile dich", in das er seine ganze Seele legt, die Sorgfalt, mit der er bis zum letzten Athemzuge unter allen Gefahren und Anfechtungen selbst das kleinste ordnet und bedenkt; Mantel und Handschriften, — die selige Zuversicht, mit der er auf seinen vollendeten Lauf zurück — und auf die Siegeskrone hinausblickt. Welch gesättigtes, ergreifendes, lehrreiches Bild ist das!

Der dritte Gesichtspunkt, der geeignet ist das Bibelstudium fruchtbar zu machen, ist die Beachtung des heilsgeschichtlichen Zusammenhangs, in dem jedes Einzelne steht. Dabei denke ich nicht nur an die Entwicklung der eigentlichen Geschichte des Gottesreiches, die großen Stufen der Offenbarung: sondern jede einzelne Lehre hat ihre Geschichte. Hinsichtlich des Dogmas ist das ja anerkannt; auf dem ethischen Gebiete dagegen wird die Zusammenstellung und Vergleichung alles Verwandten viel zu wenig in's Auge gefaßt. Und doch ist es wieder grade diese Seite, die auch practisch von der größten Bedeutung für die Geistlichen ist. Ich nehme als Beispiel die beiden Perikopen des 9. Sonntag nach Trinitatis. Ich will über die Stelle der Epistel des Tages 1 Cor. 10, 7 predigen. Der Vers redet von einer Festfeier in Israel, die gottloser Art gewesen ist. Ich werde dadurch etwa auf die Frage nach der rechten ethischen Werthung der Geselligkeit geführt. Da stelle ich mir zunächst Alles zusammen, was über diesen Punkt sich in der Schrift beider Testamente findet. Beispielweise die gastliche Aufnahme der drei Engel durch Abraham, das Festmahl, das Moses dem Jethro gibt (2 Mos. 18, 12), die Sühnopfer, die Hiob nach jedem Familienfeste darbringt, die Einladungen, die Christus in den Kreisen von Freunden und Feinden angenommen hat, sein Wort über die rechte Geselligkeit Luc. 14, 12 ff. und das unmittelbar vorhergehende über

die Gefahr der Eitelkeit bei solchen Zusammenkünften u. s. w. Welche Fülle der verschiedensten Gesichtspunkte bietet solche Zusammenstellung dar, welchen Reichthum an ethischem Stoff! Derselbe Sonntag bringt das Evangelium vom ungerechten Haushalter. Wer sich nicht mit allerlei allgemeinen Betrachtungen über das irdische Gut und dessen rechte Verwendung begnügen, sondern des Gleichnisses wirklich Herr werden will, muß vor allem in's Klare kommen, wiefern Christus den Mammon schlechtweg und unbedingt als Mammon der Ungerechtigkeit bezeichnen und doch von einrr zu empfehlenden Verwendung desselben reden kann. Diese Frage aber läßt sich nur beantworten durch die genaueste Betrachtung alles Dessen, was die Schrift von der Stellung zum irdischen Gut sagt, wobei sich dann ein gewaltiger Fortschritt vom A. T. zum N. T. ergeben wird, welcher die erziehende Weisheit Gottes zeigt, die jeder Zeit nur so viel offenbart, als sie tragen kann. Aber schon das N. T. selbst enthält einen Reichthum von hierhergehörenden Stellen, die allesammt gewürdigt sein wollen: das Wort des Herrn, „verkaufe Alles" und seine Mahnung an die Jünger keinen Beutel mitzunehmen einerseits, und seine Rechtfertigung der Verschwendung der Maria andererseits; die Gütergemeinschaft in Jerusalem mit ihren Folgen für die pecuniären Verhältnisse der Urgemeinde, und die Art, wie Paulus Collecten sammelt; die freie Selbstbestimmung jedes Einzelnen über das Maß dessen, was er geben will, die Paulus anerkennt, und die ethische Verpflichtung jenes Wortes, „Verkaufe Alles." Auch hier, welcher Reichthum des Stoffes, der zur Einheit verarbeitet werden will. Man sieht, wie bei jedem Einzelpunkt ein Querdurchschnitt durch die ganze Schrift sich lohnt. Und um ein anderes Gebiet wenigstens zu streifen, wie lohnend ist eine Entwickelungsgeschichte des Begriffes „Glauben" und der Bedeutung, die er in den verschiedenen Perioden der Offenbarung hat; wie lehrreich die Beachtung der verschiedenen Nüancirung, die er innerhalb des apostolischen Zeitalters, z. B. im Munde des Paulus, des Hebräerbriefes, des Johannes empfängt; oder eine Entwicklungsgeschichte des Begriffes Gnade oder Sohn Gottes! Und zwar ist in jedem einzelnen Fall nicht nur die allmälige Vertiefung dieser Begriffe in's Auge zu fassen, sondern zugleich auch sich zu vergegenwärtigen, wie der jedesmalige Inhalt des Begriffs im Zusammenhang mit der gesammten Stufe steht, welche die Offenbarung grade damals erreicht hatte.

(Schluß folgt.)

Dante als Vorarbeiter der Reformation in seiner Divina Comedia.

Eingesandt von P. A. Kampmeier.

Die Reformation im 16. Jahrhundert trat nicht unmittelbar in's Dasein, sondern wurde allmälig vorbereitet. Schon lange vorher hatte man die Nothwendigkeit einer Kirchenreform eingesehen. Das zeigen uns die Concilien von Kostnitz und Basel im 15. Jahrhundert und namentlich das Auftreten von Wicliffe, Huß, Savonarola und einer ganzen Reihe bedeutender Män-

ner, die wir die Vorläufer der Reformation nennen. Die Genannten waren alle aus dem geistlichen Stande. Doch schon vor ihnen trat ein Mann aus dem Laienstande mit so furchtloser Kühnheit und prophetischem Geist gegen die Schäden der Kirche auf, wenn auch nur in Schriften, daß wir ihn zu den Vorarbeitern der Reformation zählen müssen. Es ist dies der Vater der italienischen Poesie, Dante Alighieri, geb. 1265 in Florenz, † 1321 in Ravenna. Es war eine Zeit heilloser Verwirrung auf kirchlichem wie staatlichem Gebiete, in welche die Abfassung seines bedeutendsten Werkes, die Divina Comedia 1298—1321) fiel.

Der äußere Gang und Inhalt des Gedichts ist kurz dieser: Dante macht eine Phantasie-Wanderung durch die Hölle, das Fegfeuer und das Paradies. Dabei begleiten ihn zwei Geistergestalten, erst Virgil, der römische Dichter, dann Beatrix, Dantes früh gestorbene Jugendgeliebte. Es werden jene drei unsichtbaren Orte vom Dichter mit Insassen aller Art und aller Zeiten der Weltgeschichte, auch seiner eigenen Gegenwart, bevölkert und Stufe für Stufe durchgangen und besichtigt bis hinauf vor Gottes Thron. Dabei werden im Verlauf Gespräche geführt, Strafgerichte verkündet, Seligkeiten zuerkannt, Lehren und Zeitbetrachtungen gegeben. „Der Grundgedanke der göttlichen Komödie ist die Rettung, Erhebung und Beseligung des Menschenherzens, wie sie bei Dante und seinen Zeitgenossen unter gewissen persönlichen und zeitgeschichtlichen Bedingungen, im Wesentlichen aber für alle auf dieselbe Weise, durch denselben Stufengang sich vollzieht." Dieses Werk ist es nun, in dem der Dichter mit solchem Muth und Schärfe gegen kirchliches Verderben zu Felde zieht, daß wir ihn als einen der ersten und kräftigsten Protestanten anerkennen müssen. Wir wollen in Folgendem versuchen uns die reformatorischen Ansichten Dante's nach seiner Divina Comedia etwas näher vorzuführen.

Das ganze Mittelalter hindurch sehen wir einen fortdauernden Kampf zwischen Kaiser- und Pabstthum. Wir erinnern hier nur an Heinrich IV. und Gregor VII., sowie an die Hohenstaufen und die ihnen gegenüberstehenden Päbste. Zur Zeit, als Dante an seiner Comedia arbeitete, herrschte der Streit zwischen Philipp dem Schönen von Frankreich und dem Pabste Bonifaz VIII. Welche Stellung nimmt nun hier Dante ein? Ihm ist das Pabstthum gottgewollte und geordnete Einrichtung. Das sehen wir im Fegf. Ges. 20. 87, wo er von der Gefangennehmung Bonifaz VIII. durch Philipp spricht:

„Seh' im Statthalter Christum selbst gebunden,
Seh' ihn darauf verspottet und geschmäht!
Seh' ihm auf's Neue Gall' und Essig bieten!
Seh' ihn, der unter Räubern dann vergeht!"

So bezeugt er auch seine Ehrfurcht vor der Stiftung des Pabstthums, indem er Fegf. 19. 127 vor Pabst Hadrian V. kniet.

Bei alledem aber ist nach Dante von einer Unfehlbarkeit der Päbste nicht die Rede, sonst versetzte er Anastasius II. nicht als Ketzer und Irrlehrer in die Hölle. (Hölle 8. 7.) Wie aber das Pabstthum gottverordnete Einrich-

tung ist, ebenso auch das Kaiserthum. Hirtenstab und Schwert sind bestimmt, sich gegenseitig zu fürchten. Der Kaiser mit dem Schwerte soll den Pabst abhalten, die Religion zur Einmischung in weltliche Dinge zu mißbrauchen; der Pabst mit dem Hirtenstabe soll nicht gestatten, daß die innern Angelegenheiten der Religion Gegenstand weltlichen Regiments werden. Sind beide in einer Hand, so ist der heilsame Zügel verschwunden, durch den sie gegenseitig sich in ihren Grenzen zurückhalten, oder dahin zurückweisen, wenn der eine oder andere Theil sie überschritten haben sollte. Gregor VII. hatte das Pabstthum die Sonne genannt, dessen Mond das Kaiserthum sei. Dante ist anderer Ansicht. Fegf. 16. 106:

„Rom hatte, da's zum Glück die Welt bekehrt,
Zwei Sonnen, und den Weg der Welt hatt' Eine,
Die andere den Weg zu Gott verklärt.
Verlöscht ward eine von der andern Scheine,
Und Schwert und Hirtenstab von einer Hand
Gefaßt im übel passenden Vereine."

Darum versteigt sich der Dichter zu der Weissagung V. 127:

„Roms Kirche fällt, weil sie die Doppelwürde,
Die Doppelherrschaft jetzt in sich vermengt,
In Koth besudelnd sich und ihre Bürde."

Der so verweltlichte päbstliche Stuhl ist es nun, der Dante zu seinen kühnen Strafreden wider denselben bewegt. Im Parad. 27. 22 läßt der Dichter den Apostel Petrus also sprechen:

„Der meines Stuhls sich anmaßt dort auf Erden,
Des Stuhls, auf dem kein Hirt jetzt wacht
Vor Christi Blick, zum Schutze seiner Heerden,
Hat meine Grabstatt zur Kloak gemacht
Von Blut und Stank, drob, der zu ewigen Qualen
Einst von hier oben fiel, dort unten lacht."

Vier Vorwürfe sind es nun hauptsächlich, welche Dante durch Petri Mund den Nachfolgern desselben entgegenschleudert:

a. Habsucht und Streben nach weltlichem Glanz, V. 40:

„Die Braut des Herrn hat zu dem Zwecke nimmer
Mein Blut, des Lin und Cletus Blut genährt,
Daß man durch sie erwerbe Gold und Flimmer."

(Linus und Cletus, Päbste aus den ersten Jahrhunderten der christlichem Kirche, die den Märtyrertod starben oder gestorben sein sollen.) Vgl., was Dante zu Pabst Nikolaus III. sagt, den er mit andern Päbsten der Simonie wegen, Hölle 19., in tiefen Löchern stecken läßt, V. 106:

„Euch Hirten meinte der Evangelist,
Bei Ihr, die sitzend auf den Wasserwogen
Mit Königen zu buhlen sich vermißt.
Sie, mit den sieben Häuptern auferzogen,
Sie hatt' in zehen Hörnern Kraft und Macht,
So lang der Tugend ihr Gemahl gewogen.
Eur' Gott ist Gold und Silber, Glanz und Pracht,
Wohl besser sind die, so an Götzen hangen,

Die einen haben, wo ihr hundert macht.
Welch Unheil, Constantin, ist aufgegangen —
Nicht, weil du dich bekehrt, nein, weil das Gut
Der erste reiche Pabst von dir empfangen."

b. Trennung der Christenheit und Parteilichkeit, V. 46:

„Das war's nicht, was wir von den Folgern wollten,
Daß sie um sich das Christenvolk getrennt,
Zur Rechten und zur Linken setzen sollten."

c. Entzündung von Religionskriegen innerhalb der Christenheit, V. 49:

„Nicht sollten jene Schlüssel, mir vergönnt,
Als Kriegeszeichen in den Fahnen stehen,
Womit man gegen Mitgetaufte rennt."

(Man kann hier an die Waldenser und Albigenser denken.)

d. Mißbrauch der geistlichen Gewalt, V. 52:

„Nicht sollte man mein Bild auf Siegeln sehen,
Erkauftem Lügenfreibrief beigedrückt,
Drob ich erröth' und glüh' in diesen Höhen.
Jetzt sieht man, mit dem Hirtenkleid geschmückt
Raubgier'ge Wölfe dort die Heerden hüten."

Hier weist der Dichter hin auf die Dispensationen, Pfründen, Ablaß u. s. w. Vgl. hier, was Parad. 12. V. 88 vom heiligen Dominikus gesagt wird:

„Vom Stuhl, der einst die Armen mild gehegt —
Einst, nicht durch Schuld des Stuhls, durch dessen Sünden,
Der sitzt und aus der Art der Väter schlägt —
Erbat er Zehnten nicht, noch fette Pfründen,
Erlaubniß nicht, Ablaß und Heil um Geld,
Um Zwei und Drei Dispens für Sechs zu künden u. s. w."

Hierher gehört auch jene Stelle, Hölle 27, 103 rc., wo berichtet wird, wie Bonifaz VIII. völligen Ablaß gibt für einen bösen Rath, den ihm Guido von Montefeltro gegeben auf dessen Verlangen. Dieser Guido wird aber doch von Dante in die Hölle versetzt und sagt dort zum Dichter:

„Wer Ablaß will, bereu' erst seine Thaten.
Doch wer bereut und Böses will, der muß
Wohl mit sich selbst in Widerspruch gerathen."

Ebenso wie der Oberhirt der Christenheit in der Comedia gegeißelt wird, so auch die höhere Geistlichkeit, Kardinäle, Bischöfe u. s. w. Pietro Damiani ist hier der Sprecher. Er hatte im 11. Jahrhundert die Sittenlosigkeit des Clerus gebrandmarkt in seinem Liber Gomorrhianus und deßwegen läßt ihn Dante Parad. 21. 127 reden:

„Petrus war mager einst und unbeschuht,
Paulus ging so einher in jenen Tagen
Und fand die Kost in jeder Hütte gut.
Die neuen Hirten feist, voll Wohlbehagen,
Sieht man gestützt, geführt und schwer bewegt.
Und hinten läßt man gar die Schleppe tragen.
Wenn über's Prachtroß sich ihr Mantel schlägt,
Sind zwei Stück Vieh in einer Haut beisammen.
O göttliche Geduld, die viel erträgt."

Das Verderben ist in allen Ordnungen und Einrichtungen der Kirche eingerissen, so auch im Mönchs- und Klosterwesen. Parad. 22. 76 heißt es:

„Denn Räuberhöhlen sind, was einst Abtei'n
Und ihrer Mönche weiße Kutten pflegen
Nur Säcke, voll von dumpf'gem Mehl, zu sein.
Kein Wucher ist so sehr dem Herrn entgegen,
Als jene Frucht, worauf die Mönch' erpicht,
Drob sie im Herzen solche Thorheit hegen.
Das, was die Kirche wahrt, gehört nach Pflicht
Den Armen nur zur Lind'rung der Beschwerden,
Nicht Vettern, noch auch schlechterem Gezücht."

Die niedere Weltgeistlichkeit, die Priester erfüllen nach Dante gar nicht mehr ihren hohen Beruf, Seelenhirten zu sein. Er sagt von ihren Predigten Parad. 29. 94:

„Zu glänzen strebt ein Jeder jetzt und zeigt
Sich in Erfindungen, die der verkehrte
Pfaff predigt, der vom Evangelium schweigt."

V. 115: „Jetzt predigt man von Possen und von Schwänken
Und die Kapuze schwillt, wenn Alles lacht,
Und, der sie trägt, braucht sonst an nichts zu denken,
Drin hat solch Vögelein sein Nest gemacht,
Daß, säh' man's, es den Werth dem Ablaß raubte,
Den man beim Volk so hoch im Preis gebracht.
Drob wuchs die Dummheit so in manchem Haupte,
Daß, möcht' ein Priesterwort das tollste sein,
Man ohne Prüfung und Beweise glaubte."

V. 106: „Die Schäflein, blind zu ihrem Leid,
Wind schlucken, wo sie sich zu weiden meinen."

V. 88: Doch wenn die heil'gen Schriften man verschmäht,
Dies hat den Himmel stets noch mehr verdrossen,
Wenn man hintan sie setzt und sie verdreht!
Nicht denkt man, wie viel theures Blut geflossen,
Sie auszusäen; nicht, wie Gott dem geneigt,
Der demuthsvoll an sie sich angeschlossen."

Hiermit sind wir auf Dante's Stellung zur heiligen Schrift und Tradition gekommen. Die Bibel ist ihm höchste Autorität und Norm. Als Petrus den Dichter examinirt über den Glauben, sagt dieser Parad. 24. 91:

„Des heil'gen Geistes Regenfluth,
Die sich so reich auf's Pergament ergossen,
Das kund den alten Bund und neuen thut,
Sie ist der Grund, aus dem ich es geschlossen,
So scharf, daß anderer Beweis und Grund
Mir stumpf erscheint wie Tand und leere Possen."

Parad. 25. 38:

„Die alt' und neuen Schriften zeigen mir
Das Ziel, das denen Gott bescheidet,
Die ihn geliebt."

Zum Volke spricht Dante Parad. 6. 73:

„Sei nicht leichtgläubig Christenvolk und trachte,
Nicht wie der Flaum im Windeshauch zu sein;

Daß dich nicht jedes Wasser wäscht, beachte!
Das alt' und neue Testament ist dein, *)
Der Kirche Hirt ist Führer ihren Söhnen,
Und dieses g'nügt zu eurem Heil allein.
Und heißt die schlechte Gier euch Anderm fröhnen,
Nicht Schafe seid ihr, eurer unbewußt;
Drum laßt vom Nachbar Juden euch nicht höhnen."

(Die Juden, auf welche die Priester wenig Einfluß haben, weil ihre Gesetze ihnen zur Richtschnur dienen, haben Ursache, die Christen zu verlachen, wenn diese dem Pfaffen mehr glauben, als dem Worte Gottes).

Sind das nicht alle reformatorische Gedanken, die uns in der göttlichen Comödie entgegentreten, und mit welcher Kühnheit sind sie ausgesprochen? Wer vermag zu bestimmen, wie weit hin solche Worte gewirkt haben, wie es zu den späteren Ansichten über den Ablaßkram und die Bedeutung der Schrift als alleinige Quelle zur Seligkeit beigetragen, und welchen Einfluß es auf die Ereignisse gehabt habe, die in den nächsten Jahrhunderten sich zutrugen.

Gen. 3. Röm. 7.

Ist Gott der Urheber der Sündigkeit des Menschen?

Bedenken gegen die Richtigkeit der Auslegung von Röm. 7, 14 in den Bibelstudien des P. E. Otto.

Eingesandt von P. J. Grunert.

Hören wir, zunächst, wie der Verfasser Röm. 7. 14 verstanden wissen will; zeigt es sich dann, daß bei seiner Auslegung der Apostel Paulus mit der Schrift und mit sich selbst, ja auch der Verfasser mit sich selbst in Widerspruch steht, so wird sich die nach unserm Dafürhalten richtige Auslegung von selbst ergeben.

Der Verfasser übersetzt Röm. 7, 14 also: „Denn wir wissen, daß das Gesetz geistlich ist, ich aber bin von Fleisch, verkauft unter die Sünde."

„Wir wissen," hiermit fordert der Apostel von seinen christlichen Lesern das Zugeständniß, daß das Gesetz als Weg zum Heile ein Ausdruck göttlichen Willens ist.

„Ich aber bin von Fleisch." „Ich" ist hier „der Mensch," wie er von Gott geschaffen ist, und als solcher ist er σάρκινος d. i. fleischern nicht fleischlich, denn der Apostel will nicht eine selbsterworbene Charaktereigenschaft, sondern eine aller Selbstentscheidung des Menschen vorangehende Naturbeschaffenheit ausdrücken, die der Geistigkeit des Gesetzes widerstreitend

*) Von einem eigentlichen Bibellesen des Volks konnte damals nicht die Rede sein. Dante spricht wohl hier zu den einigermaßen Gebildeteren, welche, konnten sie lesen, wohl der lateinischen Sprache mächtig waren. Uebrigens fehlte es auch damals nicht an Versuchen, sowohl in Deutschland wie in Italien, die Schrift in die Nationalsprache zu übersetzen, als auch an volksthümlichen und schriftmäßigeren Predigern.

oder wenigstens heterogen ist. Der aller sittlichen Entwickelung des Menschen vorangehende, also nicht vom Menschen, sondern von Gott verursachte Zustand des Menschen ist ein solcher, daß er des Fleisches Art an sich trägt, und daß er also, da das Fleisch wider den Geist gelüstet, vor seiner persönlichen Entscheidung, nolens volens unter der Herrschaft einer seinem Wesen fremden Macht sich befindet. Paulus bestätigt das noch entschieden durch den Zusatz „unter die Sünde verkauft." Man darf nicht sagen: von wem verkauft? oder wann und um welchen Preis verkauft? das alles würde außer dem Rahmen des Bildes liegen; bezeichnet soll nur werden, daß jener Zustand nicht durch des Menschen Selbstentscheidung da ist; was aber nicht durch des Menschen persönliche Selbstentscheidung an ihm ist, das ist durch Gottes Verursachung — also ist Gott der Urheber der Sündigkeit des Menschen.

Beide Ausdrücke „ich bin von Fleisch" und „verkauft unter die Sünde" sind synonym und bezeichnen beide die Naturbeschaffenheit des Menschen, ehe noch von einem Thun bei ihm die Rede ist, und zwar des Menschen ganz im Allgemeinen, Adam nicht ausgeschlossen. Die Lehre von der Erbsünde ist nicht biblisch. Der Apostel hat ohne Zweifel (Gen. 3) die Geschichte Adams vor Augen gehabt, und doch stellt er sie dar als seine eigene, so wie er auch 1 Cor. 15 sagt, daß wir getragen haben das Bild des irdischen Adam ohne hinzuzusetzen: nach seinem Sündenfalle. Was dort Gen. 3 geschildert wird, ist der allgemeine Zustand des Menschen. Der Mensch ist in letzter Beziehung vermöge einer Gottesordnung über ihn Sünder, d. h. nach Paulus nicht allein der Mensch, welcher abweicht von dem geraden Wege seiner sittlichen Entwickelung, sondern der überhaupt noch nicht ist, was er sein soll, der sich erst noch entwickeln muß. Sündigkeit, sagt der Verfasser, ist nach Paulus noch keine durch sittliche That verschuldete Verkehrung, sondern die eben natürliche Unangemessenheit der menschlichen Natur im Verhältniß zu dem erst noch zu erreichenden Ziele, dem Leben in ununterbrochener Heiligung. Dabei beruft sich der Verfasser noch auf Kap. 11, 32 und Gal. 3, 22.

Haben wir hiermit, wie wir hoffen, die Ansicht des Verfassers richtig wiedergegeben, so treten bei der Prüfung derselben besonders zwei Punkte hervor.

1. Gilt das „Ich" des Apostels Röm. 7, 14 in der vollsten Allgemeinheit, „ich," der Mensch, die Menschheit (Adam vor dem Sündenfalle und Christus mit eingeschlossen), und gibt es ein bestimmtes Gotteswort dafür?

2. Sind die Ausdrücke: „ich bin Fleisch" und „unter die Sünde verkauft" in dem Sinne des Verfassers synonym? resp. ist es nach der Denkweise des Apostels oder überhaupt nach biblischem Sprachgebrauch gerechtfertigt, die gottgeordnete Entwickelung des menschlichen Wesens, die Entwickelung auf geradem Wege, ohne Abweichung und Uebertretung, insofern sie eben das Ziel noch nicht erreicht hat, Unvollkommenheit ist — diese Sündigkeit oder Sünde zu nennen? Je nach der verschiedenen Beantwortung dieser beiden Fragen wird allerdings auch die Auslegung von Gen. 3 eine verschiedene sein müssen.

In Bezug auf den ersten Punkt nun gibt es kein Gotteswort, welches von Adam vor dem Sündenfalle und von Christus aussagte: er sei unter die Sünde verkauft. Wir müssen also aus dem Zusammenhange sehen, wer mit dem „Ich" des Apostels gemeint ist. Er spricht zuerst von seiner Person und von seinen Brüdern, „da wir im Fleische waren" da war die Sünde, durch das Gesetz erregt, kräftig in uns, dem Tode Frucht zu bringen; nun aber sind wir getödtet dem Gesetz durch den Leib Christi, Gott Frucht zu bringen. Da ist ja doch in das „Ich" und „Wir," in die sündigen Menschen, Christus nicht mit eingeschlossen, sondern er steht ihnen gegenüber. Wenn Paulus dann blos noch „Ich" sagt (die Sünde war todt, da kam das Gebot, da wurde die Sünde lebendig, und ich starb) und sich die Frage: ist denn, das da gut ist (das Gesetz), mir ein Tod geworden? dahin beantwortet: „das sei ferne! denn wir wissen, daß das Gesetz geistlich ist; „ich aber" u. s. w., so heißt dies doch nicht: „ich" der Mensch an sich, wie er geschaffen wurde, die Menschheit (Adam vor dem Fall und Christus mit eingeschlossen) ist von Fleisch, verkauft unter die Sünde; — sondern „ich" der sündige Mensch, wie die Menschen eben sind seit Adams Fall, bin Fleisch, verkauft unter die Sünde; und dieses sündige „Ich" bleibt wie dort, so auch hier dem sündlosen Christus gegenüber. Es ist ja wahrscheinlich, daß der Apostel bei der Stelle Kap. 7, 9—14 an die ersten Stammeltern gedacht hat, aber auch dann heißt ja die Stelle doch nichts anderes als: wie damals es gegangen ist, so geht es heute noch; seitdem die Sünde die ersten Eltern betrogen und diese in Sünde und Tod gefallen sind, seitdem geht es Allem, was Mensch heißt, nicht anders; in Adam sind Alle gefallen. „Ich aber" heißt dann doch also nicht: ich, der Mensch, wie er von Gott geschaffen, ehe es noch bei ihm zu einem Thun oder zu einer Entscheidung gekommen ist, ist unter die Sünde verkauft — sondern wie Paulus überall von der erlösungsbedürftigen, sündigen Menschheit redet, so auch hier: „ich" der Mensch von Fleisch, in Sünden empfangen, bin unter die Sünde verkauft.

Erst das „Ihr" lieben Brüder, — dann das „Wir" im Fleisch — dann das „Ich" bis zum Schluß des Kapitels, bezeichnet und soll bezeichnen offenbar nicht den Menschen an sich, wie er von Gott geschaffen ist, sondern wie er durch den Ungehorsam des Einen geworden und bis dahin gewesen ist, unter dem Gesetze verwahrt, nun aber von dem Gesetze frei durch Jesum Christum in einem neuen Leben wandeln soll.

Wenn also der Verfasser annimmt, das „Ich" des Apostels bezeichne den Menschen an sich, die Menschheit in voller Allgemeinheit (Adam vor dem Fall und Christum mit eingeschlossen), so ist dies eine dem Zusammenhange der Stelle widersprechende Annahme. Wenn sich der Verfasser noch auf 1 Cor. 15, 49 beruft, so steht die Sache gerade ebenso; V. 49 weist doch zurück auf V. 21 und ist unter „irdischen Adam" also der zu verstehen, durch welchen der Tod in die Welt gekommen ist, wozu soll da der Apostel sowohl hier als auch an ähnlichen Stellen allemal hinzusetzen (der irdische oder der erste Adam) nach dem Sündenfalle? Was nun den zweiten Punkt anlangt, so können wir

die synonyme Bedeutung beider Ausdrücke als richtig gelten lassen, wenn die Allgemeinheit des „Ich" in oben angegebener Weise eingeschränkt wird, denn da ist es dann gewiß richtig, daß seit dem Sündenfalle, durch welchen in Adam alles Fleisch verderbt ist, alle Menschen, darum, daß sie Fleisch sind, auch unter die Sünde verkauft sind. Doch, dies ist ja des Verfassers Meinung nicht; sondern wie er das „Ich" ganz allgemein faßt, als das geistleibliche Geschöpf, welches zwar kraft des Sittengesetzes herrschen soll, aber durch göttliches Verhängniß gleich von Anbeginn einer seinem Wesen fremden Macht in seinem Fleische unterworfen ist, so sagt er auch, daß Paulus unter Sündigkeit eben die Unvollkommenheit, die Entwickelungsbedürftigkeit versteht, in Folge deren der Mensch eben noch nicht das ist, was er sein soll.

Wir fragen hier wieder: Gibt es eine Stelle der heiligen Schrift, in welcher mit klaren, unzweideutigen Worten eine gottgeordnete Entwickelung, ein vom Menschen und seiner sittlichen Entscheidung völlig unabhängiger Zustand und ein dementsprechendes Thun Sündigkeit und Sünde genannt wird? — Schreiber dieses ist sich keines solchen Schriftwortes bewußt. So bleibt nur noch die Frage übrig: geht dieser Begriff der Sündigkeit aus der Denkweise des Apostels Paulus hervor? Darauf aber müssen wir antworten: Nein! Bei Paulus ist immer und überall Sünde etwas Gottwidriges, Strafbares, also etwas, wofür der Mensch verantwortlich ist; ein Zustand, dessen Ende der Tod ist; wie auch der Verfasser selbst sagt: pag. 106 im Grunde sind Tod und Sünde ein und dieselbe Sache.

Würde also Paulus Röm. 7, 14 solchen obengenannten Begriff der Sünde lehren, so würde er mit allen seinen klaren diesbezüglichen Aussprüchen in Widerspruch treten, ja mit der ganzen Schrift, nach welcher Sünde auch immer Verschuldung ist.

Versetzen wir uns in die Zeit des ersten Adam vor dem Sündenfalle. Allein darum, weil er von Fleisch war, σαρκινός, war er unter die Sünde verkauft, durch göttliches Verhängniß unter eine seinem Wesen fremde Macht dahingegeben. Gott ist der Urheber dieser Sündigkeit, die vorerst nur die todte Sünde ist; dann gibt Gott das Gebot, und die todte Sünde wird lebendig, Adam aber fällt in die Sünde und in den Tod, so ist Adam für seinen Ungehorsam gar nicht verantwortlich zu machen, sondern der Grund seines Ungehorsams liegt schon in dem göttlichen Verhängniß, in Gott; unter die Sünde verkauft heißt doch: (ohne daß man den Rahmen des Bildes überschreitet) nicht mehr sein eigener Herr sein, nicht mehr seinen freien Willen haben. Hat Gott den Adam hingegeben unter die ihm fremde Macht, und in Folge des Gebotes Gottes wird die todte Sünde lebendig und übt ihre Macht, so muß Adam fallen, und von Gott kommt dann nicht allein die todte Sünde, sondern auch die wirkliche Sünde, die Thatsünde und der Tod. opp. Röm. 6, 23 die Gabe Gottes ist das ewige Leben. Röm. 5, 12, 18, 19 durch den Ungehorsam oder durch das Verfehlen des Einen ist die Sünde und der Tod in die Welt gekommen. Wäre sie aber vor dem Ungehorsam schon dagewesen, (ob als todte Sünde, oder lebendige oder sonst wie ist gleich-

viel), so wäre sie nicht durch des Einen Verfehlung, sondern durch Gott in die Welt gekommen, — so wären nicht durch den Einen viele Sünder geworden, sondern Einer wie Alle wären durch göttliches Verhängniß Sünder geworden; und warum? Doch man braucht die Konsequenzen nicht weiter zu ziehen. Man mag rückwärts zur Gottes-Idee oder vorwärts zur Erlösung durch Christi Blut schreiten wollen, man ist bei der Annahme: „von Fleisch sein" und „unter die Sünde verkauft sein" sind uranfänglich synonym, — wie von Widersprüchen eingemauert.

Wir müssen dabei bleiben, was Paulus mit klaren Worten sagt Röm. 5, 17, daß durch die Verfehlung des Einen durch den Einen die Sünde in die Welt gekommen ist, und vorher war keine Sünde in der Welt, auch keine todte Sünde, (die aber eben doch da wäre und lebendig werden könnte). Von Fleisch sein heißt also nicht von Anfang an unter die Sünde verkauft sein; denn wenn, wie der Verfasser am Schluß seines Buches sagt, — wenn der Mensch seiner Aufgabe treu geblieben wäre, so konnte er von Fleisch sein, und die heterogenen Principien seines Wesens Geist und Fleisch, Sittengesetz und Naturtrieb auseinandersetzend seine Welt entfalten, konnte sich aus seiner Naturbeschaffenheit zur Geistigkeit und zur Vollkommenheit der Heiligung entwickeln, und es wäre nicht Sünde auch keine todte Sünde dagewesen. Also ist doch Sünde und Tod einzig und allein in der Untreue, im Ungehorsam zu suchen, und von da an erst ist der Mensch, der von Fleisch ist, auch unter die Sünde verkauft.

Dies ist nicht blos die Sprachweise der Dogmatiker, sondern das ist Schriftanschauung und die Sprachweise der ganzen Christenheit, welche mit 1 Joh. 3, 4 sagt: „die Sünde ist das Unrecht." Recht und Unrecht weist auf sittliche Verantwortung, und wo keine sittliche Entscheidung und keine Verantwortlichkeit ist, ist auch keine Sünde.

Wie kam denn aber der erste Mensch zu dieser sündigen Willensverkehrung, auf welche auch der Verfasser am Schluß seines Buches den ganzen Nachdruck legt? Diese Frage können wir nur beantworten durch eine kurze Betrachtung des ersten Sündenfalles, so wie auch des Verfassers Auslegung von Röm. 7, 14 in seiner Auffassung von Gen. 3 wurzelt.

Geben wir zunächst diese kurz wieder: Der Baum des Lebens ist der Ausdruck für das Leben selbst, das Leben in der Liebe zu Gott, in der Gemeinschaft mit Gott, die Herrschaft des Sittengesetzes. Der Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen ist der Ausdruck für die Erkenntniß des Guten und des Bösen selbst, das natürliche Wesen des Menschen, welches an sich weder gut noch böse ist, sondern eben natürlich, vermöge dessen aber der Mensch gut und böse unterscheiden kann; das ist an sich nicht Sünde; aber essen soll er nicht von dem Baume der Erkenntniß, er soll den Unterschied des Guten und Bösen nicht kennen lernen durch den Genuß des Bösen, soll das Böse nicht aus Erfahrung kennen lernen, so daß an Stelle des sittlichen Bewußtseins ein unsittliches gesetzt wird. Die Schlange ist der Ausdruck für die in der Natur liegende, zum

Bösen verführende Macht, die an und für sich selbst nicht böse ist, die aber auf den Menschen keinen Einfluß gewinnen darf, wenn er nicht böse werden will.

Das Gespräch der Schlange mit dem Weibe ist also die Auseinandersetzung des natürlichen Triebes und des sittlichen Bewußtseins. Diese Auseinandersetzung selbst zwischen Naturtrieb und sittlichem Bewußtsein ist eine innerliche Nothwendigkeit, ist noch keine Sünde. Daß aber der Naturtrieb versucht, das sittliche Bewußtsein zu verdrängen, mit diesem Aufbäumen der Natur gegen das sittliche Gesetz beginnt die Entstehung der Sünde; dies ist das Auftauchen des radicalen Bösen in der menschlichen Natur, ein Act Satans. Andererseits ist der Umstand, daß das Weib die Schlange hört, noch keine Sünde, aber daß es der Schlange Gehör gibt, das ist die Sünde. „Die Verdunkelung und Leugnung der heiligen Gotteswahrheit durch eine aus der Tiefe der eignen Natur auftauchende, gefährliche, aber widerstehbare, geistige Gewalt, die der Schwachheit des Widerstandes gegenüber in Gewalt wächst, die Verdächtigung der Heiligkeit und Liebe des göttlichen Gesetzgebers selbst — darauf die Gehaltenheit von Auge und Hand, daß sie sehen und greifen (die That vollbringen), die Bestrickung der ganzen sinnlichen Natur, das ist die Genesis der Sünde." S. 289 und zwar, wie der Verfasser sagt, in den ersten Menschen damals, wie in jedem Menschen heute noch. Daß die Natur, die für sich selbst nicht böse ist, eine so widergöttliche, lügnerische Sprache führt, für das Böswerden der Natur wird in dem Schriftabschnitt absolut kein Grund angeführt. Diesen Grund glaubt der Verfasser dann in Röm. 7 zu finden.

Werfen wir jedoch, ehe wir weiter gehen, einen Blick auf die Auslegung des Verfassers.

Der Mensch war gut, und so lange er aß vom Baume des Lebens, in Liebe und Gehorsam gegen seinen Gott und Schöpfer lebte, hatte er das wahre Leben; die Natur des Menschen war gut, und als Naturwesen, in welchem Sein und Sollen unmittelbar eins sind, kann er seinem Triebe ungehemmt folgen, ohne damit ein ihm gegebenes Gebot zu übertreten; was er da thut, ist weder sittlich noch unsittlich, sondern eben natürlich. Alles war sehr gut, und die Schlange auch; die Auseinandersetzung zwischen Naturtrieb und sittlichem Bewußtsein ist innerliche Nothwendigkeit und nichts Böses. — Den Beginn der Entstehung der Sünde findet der Verfasser in dem Aufbäumen der Natur gegen das sittliche Gesetz, in dem Versuche, das sittliche Bewußtsein zu verdrängen, und indem er so das radicale Böse in die Natur verlegt, verwickelt er sich in allerhand Widersprüche, wie z. B. daß die Natur, die an und für sich gut ist, doch das radicale Böse in sich birgt; daß eine Macht, die an und für sich selbst nicht böse ist, dennoch eine zum Bösen verführende Macht sein soll; daß die Natur als Trieb kein Gebot Gottes überschreiten, nicht sündigen kann, — und doch durch das Aufbäumen gegen das sittliche Bewußtsein, durch das Ueberschreiten der Gebote des Sittengesetzes

der Urheber aller Sünde wird, — daß die verführende Macht in der Natur liegen soll, — und dann doch wieder die Bestrickung der ganzen sinnlichen Natur eine Folge der Verführung genannt wird. Wenn auch der Verfasser das radicale Böse, mit der Bezeichnung der Schrift, den Satan nennt, der von Anfang sündigt, so ist Satan ihm eben doch die zum Bösen sollicitirende Macht in der Natur, welche doch an und für sich selbst gut ist; also eine böse Macht, die nicht böse ist, ist der Urheber des Bösen! Das ist doch ein unvollziehbarer Gedanke. Daraus folgt dann aber auch noch der weitere Widerspruch, daß das sittliche Bewußtsein, das wahre Leben, also das mächtigere Princip von dem schwächeren Princip, dem Naturtriebe, zum Bösen gereizt und überwältigt wird.

Allein, wie Tugend nie sich reizen läßt,
Buhlt Unzucht auch um sie in Himmelsbildung;
So wird die Lust, und wär' mit einem lichten Engel sie gepaart,
Selbst eines Götterbettes satt
Und hascht nach Unflat.*)

Die Sache liegt doch vielmehr so: Das Essen vom Baume des Lebens, das Leben in der Liebe zu Gott ist die Activität des sittlichen Bewußtseins, freudiges Rechtthun; auf diesem Standpunkte ist für ihn Alles nur Mittel, er bedient sich alles Schönen und Guten, er weiß auch, was gut und böse ist, denn Gott selbst hat ihn ja durch das Verbot darauf aufmerksam gemacht, aber er ißt nicht von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen, er findet keinen Genuß an der Uebertretung des Gebotes und weiß allerdings nichts vom Bösen in dem Sinne, wie von Christo gesagt ist, 2 Cor. 5, 21, daß er von keiner Sünde wußte. Sobald er aber diesen Genuß erfahren, ist die ganze Situation, seine Natur und die ganze Natur mit ihm eine andere geworden, und er darf und kann nun nicht mehr essen vom Baume des Lebens, die Liebe Gottes in ihm ist getrübt, und die ganze ursprüngliche Disposition der gottgeschaffenen Kräfte ist eine andere geworden, ist verkehrt worden.

Der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen ist ebenso wie die andern Bäume von Gott in den Garten Eden gesetzt, gehört also mit zu seiner Natur, der Mensch wird sogar von Gott darauf hingewiesen, Erlaubtes und Verbotenes, Gutes und Böses zu unterscheiden. Diese Unterscheidung, diese Erkenntniß des Guten und Bösen gehört also mit zur Natur des Menschen und weit davon entfernt, selbst böse zu sein, soll sie vielmehr ein Mittel sein, ihn vor dem Bösen und im Stande der Unschuld zu bewahren. Wie die andern Bäume positiv, so soll dieser negativ zur Erhaltung seines Lebens dienen. Essen soll er nicht vom Baume der Erkenntniß, er soll den Unterschied des Guten und Bösen nicht kennen lernen durch den Genuß des Bösen, er soll nicht abgewendet vom Baume des Lebens die Befriedigung seiner natürlichen Triebe, den Genuß zum Zweck des Lebens machen. Die Lüftung des Schleiers, die Erkenntniß der Wahrheit auf dem Wege der Schuld ist todtbringend. Die Natur, als die unmittelbare Einheit von Idee

*) Hamlet.

und Wirklichkeit, wie der Verfasser sagt, ist der Trieb. Der Trieb, an sich weder sittlich noch unsittlich, soll dem sittlichen Princip dienen. Er ist der Famulus, zu welchem Faust sagt:

Du bist dir nur des einen Triebs bewußt;
O lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Bibelstudien für die gebildete Gemeinde. Erklärung des Briefes Pauli an die Römer von P. E. Otto.

Die Besprechung des in Rede stehenden Buches ist nicht ganz leicht, zumal, wenn man sich bemühen will, dasselbe gerecht zu beurtheilen und das ist es doch, worauf es bei einer Recension ankommen muß. Wenn es sich blos darum handelte, exegetische Differenzen zwischen dem Verfasser des Buches und dem Recensenten aufzufinden und auf Grund dieser den erstern zu verurtheilen, so wäre die Sache ziemlich einfach und hätte noch für den Recensenten den Vortheil, daß er sich dadurch — wenigstens bei Manchen — in den Ruf der Rechtgläubigkeit setzen könnte. Daß wir indeß auf diesen Kunstgriff verzichten, ist wohl selbstverständlich.

Wenn man das Buch blos nach seinem Obertitel „Bibelstudien für die gebildete Gemeinde" beurtheilen wollte, so könnte man leicht zu dem Vorurtheil verführt werden, daß der Verfasser sich die Aufgabe gestellt habe, „die Weltkultur mit der christlichen Frömmigkeit zu versöhnen," wobei schließlich Beide zu kurz kämen. Es kommt eben darauf an, wie man sich einen gebildeten Menschen denkt. Es verbindet sich ja mit diesem Worte nur zu leicht die Vorstellung eines Menschen, der nur mäßig zu arbeiten braucht und mit Anstand zu genießen versteht und leider ist bei sehr vielen derer, die sich als gebildet betrachten, diese Vorstellung auch mehr oder weniger zutreffend. Für solche Leser ist indeß das Buch nicht geschrieben, sondern für solche „die von modernen Reflexionen berührt sind", deren Denkweise in Folge der modernen Natur- und Geschichtsbetrachtung eine andere geworden ist, als .... Die Fortsetzung des Gedankens gibt der Verfasser nicht ausdrücklich, aber wir werden wohl treffen, was er meint, wenn wir sagen: als die der dogmenbildenden Periode der evangelischen Kirche. Es wird wohl Niemand bestreiten, daß es derlei Leute nicht wenige gibt. Da entsteht denn naturgemäß die Frage: Inwiefern ist diese Denkweise bei der Erklärung der heiligen Schrift anwendbar und berechtigt, oder muß die heilige Schrift nur nach den Anforderungen der protestantischen Theologie des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts erklärt werden? Man könnte geneigt sein dem Verfasser hier eine Lücke seines Gedankenganges vorzuwerfen, wenn er nicht schon gleich zu Anfang seines Vorwortes gesagt hätte: Es ist ja thatsächlich so u. s. w. Und wir müssen auch sagen: Es ist im Grunde unnütz sich über die Berechtigung einer Erscheinung zu streiten, die sich schon zu einer selbständigen Macht entwickelt hat. Es kann sich bei einer solchen Verschiebung des Gesichtspunktes nur um ein Doppeltes handeln: Entweder erkennt man eine solche Erscheinung als berechtigt an; dann unterwirft man sich ihren Forderungen in eben demselben Maße, als sie geltend gemacht werden. In diesem Falle wird nun der Inhalt des Christenthums von der Form der philosophischen Gestaltung seiner Dogmen und von den Ergebnissen der historischen Untersuchung seiner Urkunden abhängig werden. Oder man verneint das Existenzrecht einer solchen Erscheinung. In diesem Falle wird es darauf ankommen, ob die Gewalt einer kirchlichen Gemeinschaft ausreichend ist, ihre Angehörigen vor dem Einfluß einer solchen geistigen Macht sicher zu stellen, oder ihre Wirkungen auf den Willen derselben durch wirksame Strafmittel zu brechen. Das ist die Praxis Roms.

So lange man sich um die Berechtigung oder Nichtberechtigung der heutigen Natur- und Geschichtswissenschaft streitet, sieht man sich immer wieder vor das Dilemma gestellt: Entweder unbedingte Autorität der Kirche, oder unbeschränkte Berechtigung des Unglaubens. Daß dieses Dilemma von Rom möglichst ausgebeutet wird, ist bekannt genug.

Unserer evangelischen Kirche stehen nun solche Machtmittel nicht zu Gebote. Trotzdem aber gilt ihr gleichwohl das Wort: „Halte was du hast." Ja es wird noch mehr von ihr verlangt als das bloße Festhalten Dessen, was sie schon hat. Ruhig zuzusehen und sich damit zu begnügen, das Ueberkommene vor jeder Berührung mit dem Laufe der Entwicklung menschlichen Wissens zu hüten, wäre Trägheit, die das anvertraute Pfund vergräbt. Es heißt vielmehr auch hier mit demselben wuchern. Fehlt es dann dabei nicht an Treue gegen den Herrn, in dessen Dienste wir stehen, so wird kein Verlust, sondern Gewinn daraus kommen.

Was ist nun aber das Resultat dieser gegenseitigen Berührung des göttlichen Wortes mit dem menschlichen Wissen? Diese Frage wird nun in dem vorliegenden Buche nicht theoretisch im Allgemeinen, sondern praktisch in dem einzelnen Fall der Erklärung des Briefes an die Römer beantwortet. Dabei hat der Verfasser nach seiner eigenen Aussage Leute im Auge, an welche die Frage allen Ernstes herantritt: Sind wir noch Christen u. s. w., und sucht nun auf Grund der Erklärung dieses Briefes denselben eine bejahende Antwort zu ermöglichen. Man könnte nun allerdings den Einwand erheben: Wenn das der Fall ist, dann mag sich der Verfasser des Buches an solche wenden, deren Christenthum durch ihre Bildung in Frage gestellt ist, denn das ist ja unwidersprechlich, daß ein Prediger des Evangeliums mit dieser Frage im Reinen sein muß. Dieser Einwand ist gerade so richtig wie die Behauptung, daß ein Arzt eine Krankheit heilen kann, auch ohne daß er selbst daran leidet. Aber eben so unbestreitbar ist es auch, daß eine Krankheit mit um so besserem Erfolg behandelt werden kann, je genauer man ihre Ursachen kennt. Freilich befähigt die Kenntniß der Krankheit allein noch nicht zur Heilung, sondern der Besitz und die Anwendung der richtigen Heilmittel.

So auch hier: Wer predigen will und soll, der muß allerdings sagen können: Ich glaube, darum rede ich, aber nicht minder muß er sagen können: Ich weiß, an welchen ich glaube und ebenso muß er wissen, zu wem er redet, damit er nicht den Griechen ein Jude und den Juden ein Grieche werde d. h. das Evangelium in einer Weise verkündigt, die eben im Gemüthe der Hörer absolut Nichts findet, das für das Gehörte einen Anknüpfungspunkt bieten könnte.

Es ist nun bei jeder Auseinandersetzung zwischen dem Wort der Schrift und dem Wissen irgend eines Zeitalters die Gefahr vorhanden, daß letzteres nicht nur auf die Form, sondern auch auf den Gehalt der Erklärung bestimmend einwirke. So war es schon in der griechischen, so auch in der römischen und in den protestantischen Kirchen. Wenn aber derartigen Erscheinungen gegenüber der Satz aufgestellt wird, daß der Schriftwahrheit gegenüber — wenn anders die Schrift die alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens sein soll — keine andere auch noch so verbreitete Ansicht Geltung beanspruchen kann, so ist das vollkommen richtig; meistens wird aber dieser Satz in praxi derart verwendet, daß man der eigenen Exegese die Befolgung desselben zuschreibt und den fremden Ansichten die Mißachtung desselben zuschiebt. Das ist nun allerdings für die Polemik sehr bequem, für eine gerechte Beurtheilung der Exegese eines Andern sehr hinderlich.

Wer freilich weder an sich selbst, noch an Andern die Erfahrung gemacht hat, daß eben im Ganzen des menschlichen Wissens gewisse Erkenntnisse dem Menschen mit solcher Ueberzeugungskraft entgegentreten, daß ihre Mißachtung Verleugnung der Wahrheit wäre, dem fehlt jedes Bedürfniß für eine derartige von der Lehrtradition absehende Exegese, und er wird daher leicht geneigt sein, dieselbe als schädlichen Luxus zu erklären. So richtig nun ein solches Urtheil für den Einzelnen selbst sein mag, so wäre es doch Anmaßung, für dasselbe allgemeine Geltung beanspruchen zu wollen. Daß es aber in der That heutzuge Leute genug gibt, bei denen ein Wissen, dessen überzeugender Kraft sie sich nicht entziehen können, den Zugang zur Gnade Gottes in Christo Jesu verschließt,

das ist sicher. Solchen aber mit dem Wort des Herrn: „Ihr habt nicht gewollt" entgegenzutreten, sind wir nicht berechtigt, und wir dürfen das Bestreben, auch solchen die Wahrheit des Christenthums zugänglich zu machen, nicht deßwegen verurtheilen, weil die dabei zu Tage tretenden Resultate sich nicht überall mit früheren oder mit den unsrigen decken.

Was nun das Buch selbst betrifft, so ist es kein für das gelehrte Studium berechneter Commentar. Die Einleitungsfragen sind kurz behandelt, die Geschichte der Exegese einzelner Stellen ist nur soweit beigezogen, als sie zur Klarstellung der Exegese des Verfassers nöthig ist. Ebensowenig ist es ein practischer Commentar, dessen Resultate gleich predigtgerecht zugeschnitten und abgewogen wären. Das Buch will einfach dem Verständniß des Briefes dienen und zwar so, wie es sich dem Verfasser nach dem Urtext ergibt. Da indeß das Buch nicht blos für Solche bestimmt ist, denen der griechische Text geläufig ist, so konnte eine eigene Uebersetzung, bei der möglichst wortgetreue Uebertragung die Hauptsache war, nicht umgangen werden. Daß das Buch die gebührende Beachtung finden möge, wird man wohl wünschen dürfen, auch wenn man sich mit vielen Aufstellungen desselben im Gegensatz weiß.

Den meisten Widerspruch werden wohl diejenigen Resultate des Verfassers finden, die er über Kap. VII., 14 auf Seite 146 und über Kap. VIII., 3 auf Seite 163 aufstellt; deßhalb möchten wir wenigstens auf diesen Punkt etwas näher eingehen. Da bei der zweiten Stelle einfach eine Consequenz aus der Auslegung der ersten gezogen ist, so kommt zunächst nur diese in Betracht.

Leichtfertig, ja geradezu lächerlich wäre es, wenn man — weil eben die ganze Ausführung mit der Lesart σάρκινος steht und fällt — bemerken wollte: „Ja daran kennt man die gelehrten Herren." „Um eines einzigen Buchstabens willen irgend einen Artikel der kirchlichen Lehre über den Haufen zu werfen, verursacht ihnen kein Bedenken." Denn nicht darum handelt es sich bei einem gewonnenen Ergebniß, ob die dasselbe bedingenden Factoren groß oder klein, sondern darum, ob sie richtig sind. Σάρκινος (fleischern) aber ist an dieser Stelle die richtige Lesart. Daß es von σαρκικὸς (fleischlich) streng unterschieden wird, ergibt sich aus 1 Cor. 3, 1 verglichen mit 1 Cor. 3, 3. Nun kommt aber zuerst die Frage, welche Modification der Gedanke dadurch erhält, daß der Apostel durchweg in der ersten Person redet; daraus wird sich dann ergeben, wie das σάρκινος (fleischern) zu verstehen ist.

Sicher ist, daß Paulus nicht im Allgemeinen spricht, denn dann würde er nicht das Wort „Ich" (ἐγὼ) durchweg als Subject gesetzt haben, sondern etwa „wir" (ἡμεῖς) oder „der Mensch" (ὁ ἄνθρωπος). Auch will der Apostel nicht blos eine für ihn selbst werthvolle Erfahrung mittheilen; er will vielmehr eine allgemeine Wahrheit darstellen, aber in der Form, wie er sie selbst erfahren hat. Er hat sie aber erfahren, als unter dem Gesetz stehend, als einer, der der Gerechtigkeit aus dem Gesetz nachgejagt hat. Wir haben allerdings keine Biographie des Paulus, so daß wir das Einzelne davon nachweisen könnten, aber es wird eben doch nicht aus den Augen zu lassen sein, daß hier ein Anklang an die innere Entwicklung des Apostels überhaupt ist und namentlich der abrupte Uebergang Vers 24 an die Bekehrungsgeschichte desselben erinnert.

Wir müssen von Vers 9 ausgehen. Hier sagt der Apostel: Ich lebte einst ohne Gesetz d. h. ohne daß ihm das Gesetz als ein unbedingt verbindliches zum Bewußtsein kam. Daß dabei zunächst an die Kindheit des Apostels zu denken ist, ist wohl richtig, aber nicht allgemein anzuwenden, denn Mancher lebt in dieser Weise ein langes Leben ohne Gesetz. Diese absolute Verbindlichkeit des Gesetzes beruht darauf, daß es geistlich (πνευματικὸς) ist, daß es die absolute Norm für das Verhalten des Menschen zu Gott ist. Diesem gegenüber steht ein Doppeltes: nämlich einerseits die von jedem Menschen auch ohne Beziehung auf das Gesetz geltende Thatatsache, daß er σάρκινος, wir würden sagen von Fleisch und Blut, ist und andererseits die dem Gesetze gegenüber gemachte Erfahrung, daß des Menschen Wille nicht frei ist, daß er vielmehr auch bei der buchstäblichen Befolgung der einzelnen Gebote das Gesetz dennoch nicht erfüllt, weil eben das Gesetz und der natürliche Wesensbestand des Menschen (Fleisch und Blut) nicht

commensurabel sind, d. h. nicht mit einem und demselben Maße gemessen werden können. Das Gesetz (νόμος) kommt eben immer nur in der Form des die einzelnen Handlungen bestimmenden Ge- und Verbotes (der ἐντολή) an den Menschen heran. Das Gesetz (der νόμος) ist geistlich (πνευματικός), das einzelne Gebot (ἐντολή) dagegen ist zwar wohl heilig und gut, aber es ist nicht eine absolute, sondern nur eine in Beziehung auf gewisse Verhältnisse geltende Bestimmung. Das Einzelgebot ist eben nicht πνεῦμα das unmittelbare Walten des Geistes, sondern dem Wesensbestand des Menschen entsprechend γράμμα, der in den Stein gebildete Buchstabe. Gerade hieran aber, an dem einzelnen Gebot, hat die Sünde ihren Stützpunkt (ἀφορμή), denn diese d. h. die einzelnen Gebote bilden nicht einen Ring aus einem Stück, an dem weder Nath noch Fuge sichtbar ist, sondern (vergl. Eph. 2, 15) einen Zaun, der zwar das eingeschlossene Gebiet begrenzt, aber dennoch Zwischenräume zwischen sich läßt, wo die Sünde einsetzen kann, um ihren Stützpunkt zu nehmen und den Menschen zu betrügen. Worin besteht nun aber der Betrug und warum betrügt die Sünde durch das Gebot (διὰ τῆς ἐντολῆς)? Die Antwort werden wir in Gen. 3 suchen müssen. Dort finden wir ein Gebot (ἐντολή). Wie nun aber an dem Gebot ihren Stützpunkt nehmend die Schlange den Menschen betrog, das ist nicht bei jeder Auslegung ersichtlich. Legt man den Worten: „Gott weiß u. s. w." die Bedeutung unter: Gott weiß es wohl, aber er will nicht, daß ihr wissen sollt, was gut und böse ist, so muß man annehmen, daß eben der Stützpunkt (ἀφορμή) darin besteht, daß die Schlange durch die Vorhaltung des Gebotes den Menschen aufreizte, ihm seine Willensfreiheit zum Bewußtsein brachte und er nun im Bewußtsein seiner Freiheit und kraft derselben das ihm gegebene Gebot übertrat. Dann aber ist es ein psychologisches Räthsel, warum die Schlange sich nicht an den Mann, sondern an das Weib wandte; und ebenso könnte dann sowohl an unserer Stelle, wie Gen. 3 nicht von einem Betrügen, sondern höchstens von einem Aufreizen die Rede sein.

Folgt man der lutherischen Uebersetzung und der sich gewöhnlich darauf stützenden Erklärung schlechthin, so ist nicht recht zu begreifen, wie dabei die Behauptung bestehen kann, daß das Weib auch gut aus Gottes Hand hervorgegangen sei, denn der zweifelnden Frage gegenüber ist sich ja das Weib des göttlichen Gebotes noch klar bewußt. Nimmt man nun an, daß die einfache Behauptung der Schlange in Vers 4. 5 das göttliche Gebot im Bewußtsein des Menschen ganz und gar auswischen konnte, dann muß man sagen: Wenn das ein Betrug ist, dann ist er so plump, daß er diesen Namen nicht mehr verdient, oder es ist eine magische Kraft mit im Spiele, welche die Natur des in ihrem Wirkungsbereich befindlichen Weibes umwandelte. Denn wenn das Wort Luthers: Statuimus .... sed fuisse vere naturalem, ut natura Adam esset diligere Deum, credere Deo etc., auch vom Weibe gelten soll, und ohne Zweifel soll es, so ist ja mit der Behauptung der Schlange: Ihr werdet mit Nichten u. s. w. die Natur des Weibes schon umgewandelt, daß sie nicht mehr Gott, sondern der Schlange glaubt. Von einer solchen magischen Einwirkung sagt indeß der Text Nichts, ebensowenig davon, daß mit dem Anhören der Behauptung der Schlange der Fall schon geschehen sei.

Das göttliche Gebot wird von der Schlange nicht direct in Zweifel gezogen, auch nicht geleugnet, sonst wäre es nicht der Stützenpunkt, den sie nahm, sondern der Angriffspunkt, auf den sie losging, und der Stützpunkt, den die Schlange bei ihrem Betrug nahm, müßte ein anderer gewesen sein. Der verbotene Baum wird nämlich von dem Weibe nicht nach seiner Art als der Baum der Erkenntniß Gutes und Böses bezeichnet, sondern nach einem äußeren Merkmal als der Baum, welcher in der Mitte des Gartens ist. Nun sind aber (Gen. 2, 17) zwei Bäume mitten im Garten. Ja wer kann überhaupt bei der Menge der Bäume und bei der Größe des Gartens so genau wissen, welcher Baum gerade mitten im Garten steht, auf welchen also nach diesem Merkmal das Gebot sich bezieht.

Hier nun setzt die Schlange mit dem Gebot (ἐντολή nicht νόμος) als Stützpunkt ein. Ihr werdet mit Nichten des Todes sterben, denn dieser Baum ist ja nicht der Baum des Todes, sondern Gott weiß es und hat es ja selbst gesagt, daß es der Baum der Erkennt-

niß Gutes und Böses ist. Wie könnte er dem Menschen wehren wollen zu wissen, was gut und böse ist? Wie könnte er den nach seinem Bilde geschaffenen Menschen hindern, ihm gleich werden zu wollen? Es ist im Grunde dieselbe betrügerische Auslegung, wie die der Schriftgelehrten: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen; oder derselbe Zweifel wie in der Frage: Wer ist mein Nächster? Ja sehen wir auf Paulus selbst. Er kannte das Gebot wohl: Du sollst nicht tödten; er wußte, daß in Bezug auf Stephanus auch nicht einmal der Vorwand galt: „Wir haben ein Gesetz und nach dem Gesetz muß er sterben," und doch hatte er Wohlgefallen an seinem Tode. Darin lag gerade der Betrug der Sünde, daß man nach der Gerechtigkeit im Gesetz, das eben in Geboten gestellet war (νόμος τῶν ἐντολῶν), unsträflich sein und dabei doch die Gemeine Gottes verfolgen könnte, wie das auch heute noch unter anderer Form möglich ist.

Dieser Betrug der Sünde bringt es dahin, daß der Mensch bei aller Lust an Gottes Gesetz bei aller Selbstprüfung nach dem Buchstaben des einzelnen Gebotes dennoch in Wahrheit nicht nach dem Gesetz, das geistig (πνευματικὸς) ist, wandelt, sondern nach dem Fleisch; daß er nicht gerecht wird, sondern sündigt.

Nun aber kommt die Frage: Ist der Mensch eben damit, daß er von Fleisch und Blut (σάρκινος) ist, auch unter die Sünde verkauft (πεπραμένος ὑπὸ τὴν ἁμαρτίαν)? Sind die beiden Ausdrücke identisch? Sagt der eine genau ebensoviel wie der andere? Will der Apostel mit dem: „verkauft unter die Sünde" genau dasselbe noch einmal sagen, was er mit „fleischern" σάρκινος schon einmal gesagt hatte? Doch wohl nicht; denn dann hätte er kürzer und einfacher fleischlich (σαρκικὸς) gesagt. Der Apostel will die beiden Momente bestimmt, aber getrennt hervorheben, wie man etwa vor 25 Jahren hier noch von vielen Personen sagen konnte: Er ist ein Neger, verkauft unter einen Weißen. In der Naturbeschaffenheit Neger zu sein lag die Möglichkeit eintretenden Falls Verkaufsobject werden zu können; keineswegs aber auch die Nothwendigkeit es unter allen Umständen werden zu müssen, oder gar schon thatsächlich verkauftes Object zu sein. Die Möglichkeit, die darin liegt, daß ich von Fleisch und Blut (σάρκινος) bin, ist eben irgend einmal (ποτὲ) zur Wirklichkeit geworden und ich bin unter die Sünde verkauft. Damit daß diese Möglichkeit zur Wirklichkeit geworden ist, begründet sie aber auch einen vorher nicht gewesenen Rechtsbestand ἕτερον νόμον Kap. VII. 23, dem nun der Mensch trotz allem Anderswollen unterworfen ist. Alles, was der Mensch unter diesem Gesetz thut, ist Sklavenarbeit, die weder Anrecht auf Lohn, noch Hoffnung auf Freiheit erringen kann und deren Last den Menschen um Erlösung von den Ketten, die ihn binden, rufen läßt. Nicht vor, sondern trotz aller Selbstentscheidung ist der Mensch in der Gewalt der seinem eigenen gottgeschaffenen Wesen fremden Sünde, weil sein Wille von der ersten That an das Fleisch nicht beherrscht hat.

In welcher Beziehung sagt nun der Apostel: Ich bin von Fleisch (σάρκινος)? Sicher nicht in Beziehung darauf, daß der Mensch ein Geschöpf Gottes ist. Seinem Schöpfer gegenüber ist der Mensch Staub. Hier kommt des Menschen Wollen oder Nichtwollen, ja der Mensch selbst gar nicht oder wenigstens nur als ein Nichtseiendes in Betracht.

Dagegen braucht man nicht eben erst auf die Buchstabenzählerei und Wortklauberei der rabbinischen Schultheologie hinzuweisen, um die Annahme rechtfertigen zu können, daß Paulus wußte, daß das Wort Fleisch vom Menschen das erste Mal Gen. 2, 23 gebraucht ist. (Das ist Fleisch von meinem Fleisch) und daß Gott vom Menschen vor der Sündfluth sagt: „Fleisch ist er in seiner Verirrung." Gen. 6, 3. Das war er aber, weil eben nur die Naturseite seines Wesens zur Bestätigung kam (vergl. Matth. 24, 38.) und darum der ihm gegebene Gottesgeist nicht mehr zur Wirkung kommen konnte. Fleisch ist der Mensch als ein seiner Gattung entsprossenes Individuum; das ist er aber eben dadurch, daß er von Menschen geboren ist. Wenn also vom Menschen als Fleisch geredet wird, so kommt er als göttliches Geschöpf nicht in Betracht. Deßwegen braucht auch in unserm Verse (Röm. 7, 14) keine Ausnahme in Betreff Adams statuirt zu werden. Es mag zwar paradox klingen, aber es ist nichts desto weniger richtig, daß eine Unterstellung

Adams unter diese Kategorie (Fleisch) den nach Gottes Bilde geschaffenen Menschen blos als Naturwesen bezeichnen, mithin Gott blos als die letzte Ursache des natürlichen Daseins der Dinge hinstellen würde. Daß der Apostel wie jeder Andere mit unter dem Einfluß und dem Gesetz der Entwicklung des Menschengeschlechts stehe, sagt er mit dem Worte „fleischern“ (σάρκινος) von sich aus; daß diese Entwicklung nicht die normale, sondern eine sündige ist und daß der Einzelne sich dem Einfluß derselben auch mit aller seiner Willenskraft nicht entziehen kann, das will der Apostel sagen, wenn er hinzufügt „verkauft unter die Sünde.“

Außerdem läßt sich noch eine Instanz gegen die Auffassung des Verfassers der Bibelstudien geltend machen. 1 Cor. 15, 39 wird auch den Thieren σάρξ (Fleisch) zugeschrieben; sie sind also auch fleischern (σάρκινα). Wäre nun „fleischern“ und „verkauft unter die Sünde“ untrennbar, so müßte Paulus lehren, daß auch die Thiere unter die Sünde verkauft seien. Das thut er aber nicht, sondern sagt blos „die Kreatur ist der Eitelkeit unterworfen.“

Ist nun der Mensch unter die wirkliche oder unter die Erbsünde verkauft? Diese Frage läßt sich allerdings aus unserer Stelle nicht beantworten, denn Paulus redet in diesem Verse (14) nur von der Sünde schlechthin. Es wird sich wohl auch nicht beweisen lassen, daß er hier die todte Sünde meine, denn diese könnte ja keine Wirkung ausüben, jede Willensregung von Seiten des Menschen wäre immer noch stärker als die todte Sünde. Wie könnte auch einer unter einen todten Herrn verkauft sein? Wenn die Sünde todt wäre, so wäre der Mensch ihr gegenüber frei; aber eben durch seine eigene Erfahrung erkennt der Mensch, daß die Sünde eine seiner Willenskraft überlegene Macht ausübt, also nicht todt, sondern lebendig ist.

Wird nun aber weiterhin der allerdings selbstverständliche Schluß gemacht: „was nicht durch des Menschen persönliche Selbstentscheidung an ihm ist, das ist durch Gottes Verursachung“, so ist allerdings Nichts dagegen zu machen und wenn wir die Consequenz ziehen wollten, daß auch der persönlichen Selbstentscheidung des Menschen keine Aseität zukomme, sondern dieselbe auch ihren letzten Grund in Gott haben müsse, so könnte damit die Argumentation von P. E. Otto wohl überboten, aber nicht widerlegt werden. Derartige selbstverständliche Schlüsse sind aber hier deßwegen nicht anwendbar, weil sie zwar zur Begründung einer Behauptung oft unentbehrlich, für die Gewinnung einer Erkenntniß dagegen meist unfruchtbar sind.

Seite 163 wird nun das auf Seite 146 in Beziehung auf den Menschen gewonnene Resultat ohne Weiteres auf Christum übertragen. Dazu muß man von Vornherein bemerken, daß das, was vom Menschen, wie er thatsächlich ist, gilt, gerade vermöge der sittlichen Einzigkeit Christi nicht ohne Weiteres auf ihn übertragen werden darf. Auch läßt sich der Satz: „Christus war, was diese seine fleischerne Natur betrifft, unter die Sünde verkauft“ nicht durch die Einschränkung halten, daß er nur unter die todte Sünde verkauft gewesen sei. Denn, daß diese letztere Behauptung nicht haltbar ist, wurde schon weiter oben dargethan.

Ebensowenig geht es aber auch, das ὁμοίωμα (Gleichartigkeit) im Sinne von Identität zu fassen, denn in diesem Falle wäre das ὁμοίωμα gar nicht im Texte nöthig, es könnte geradezu heißen ἐν σαρκὶ ἁμαρτίας. Dadurch, daß Christus Fleisch und Blut hatte (σάρκινος war), nahm er Theil an dem allgemeinen Menschenlose der Vergänglichkeit und an dem allgemeinen Menschenleiden der Versuchbarkeit; aber ohne Sünde. Denn diese gehört eben nicht zum wahren Menschenwesen, sondern ist demselben feindlich, zerstört nicht nur das sittliche, sondern auch das kreatürliche Wesen des Menschen; sie ist, wie Irion in seiner Katechismuserklärung sagt, „nicht das, was den Menschen zum Menschen macht, sondern sie macht den Menschen zum Unmenschen.“ Man mag die Gleichartigkeit steigern, so hoch man will, sie wird deßhalb doch nicht zur Identität, so lange noch ein Unterscheidungsmerkmal vorhanden ist. Dieses findet sich bei Christo in den Worten „ohne Sünde“. Bei aller Versuchung, die den Herrn traf, war natürlich immer nicht blos die logische, sondern die thatsächliche Möglichkeit vorhanden, daß er sündigen konnte, denn sonst wäre die Versuchung keine Versuchung gewesen; aber diese

Möglichkeit wurde niemals zur Wirklichkeit. Die Sünde blieb ihm, trotzdem sie um ihn her war, stets etwas fremdes, weil er jedes Eingehen in Gemeinschaft mit ihr, wodurch sie in seinem Fleische wohnend und für ihn zum andern Gesetz (ἕτερος νόμος) geworden wäre, zurückwies. Christus konnte wohl von sich selbst sagen: „das Fleisch ist schwach", aber diese Schwäche wurde bei ihm niemals zur bestimmenden Macht, die seinen Willen gefangen nahm. Das Wort des Herrn: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst" darf nicht ohne Weiteres hierhergezogen werden, denn es handelte sich ja hier für ihn nicht um eine Versuchung zur Sünde, sondern darum sein Leben hinzugeben, sich selbst aufzuopfern. Daß sich nun hier die natürliche Lebensenergie geltend macht und zwar um so kräftiger, als sie noch nicht durch die Sünde geschwächt ist, ist an sich keine Sünde, sonst müßte das menschliche Dasein auch Sünde sein. Der Versuchung zur Sünde gegenüber weiß Christus nichts von einem eigenen Willen, der von dem Willen seines Vaters verschieden wäre; hier hat er nur das Wort: „Hebe dich weg von mir."

An beiden Stellen (Seite 146 und 163) ist es nun eigenthümlich, daß der Verfasser die Heterodoxie seiner Ansicht nachdrücklich eingesteht, wenn nicht hervorhebt. Das ist nun freilich sehr offen und ehrlich und wäre sehr bequem, wenn es sich für den Recensenten nur darum handelte, die Rolle des öffentlichen Anklägers zu spielen. Denn dann könnte man mit Fingern darauf hinweisen, daß man nur des Verfassers eigenes Zugeständniß zu acceptiren brauche, um sein Buch verdammen zu können. Da es indeß einen allgemein anerkannten Normalmaßstab der Orthodoxie eines exegetischen Resultates nicht gibt, so entzieht sich dieses Zugeständniß der Beurtheilung eines dritten, der in diesem Falle nicht Partei sein will und darf. Es kommt ja überhaupt bei einem exegetischen Resultate nicht zunächst darauf an, ob es mit der Dogmatik stimmt, sondern darauf, ob es richtig ist. Das kann aber nur wieder auf exegetischem Wege erprobt werden. Die Vergleichung mit einem Satze der Dogmatik hat etwa denselben Werth, wie die Vergleichung des Resultates einer Rechnung mit der in einem Anhang des Buches beigedruckten Auflösung, die eben auch unrichtig sein kann und es manchmal thatsächlich ist.

Wenn wir dem Buche, trotzdem wir den Resultaten desselben nicht überall beistimmen können, dennoch nicht nur Käufer, sondern Leser wünschen, so ist dies vor Allem deßwegen, weil das Buch bei aller Kenntniß des einschlägigen Materials nicht eine aus verschiedenen Ansichten zusammengebraute Mixtur, sondern durchweg die Frucht eigener Arbeit ist. Jede Frucht hat aber nicht nur ihre Schale, sondern auch manchmal recht harte Kerne. Wer blos lesen will, was ihm so mundgerecht ist, daß er es blos zu schlucken braucht, für den ist das Buch nicht geschrieben. Ob aber ein Solcher Anspruch auf Bildung im Allgemeinen und auf theologische Bildung im Besonderen hat, können wir hier nicht weiter erörtern.

Da wir doch einmal am Recensiren sind, so sei auch noch auf zwei höchst lesenswerthe Schriften hingewiesen, die dem Redakteur durch Herrn A. G. Tönnies, 2208 nördliche 14. Straße, St. Louis, Mo., zugegangen sind, nämlich:

Die Schöpfung der Erde und ihre Bewohner. Von Dr. Fr. A. Quenstedt, Professor der Geologie und Mineralogie an der Universität Tübingen. Preis 35 Cents.

Man erwarte hier nicht eine der sogenannten populären Schöpfungsgeschichten zu finden, wie sie von der heutigen Tagesliteratur als die unumstößlichen Resultate der allerneuesten Forschungen ausposaunt werden. Wer, wie der Schreiber dieses, bei Dr. Quenstedt ein College gehört hat, weiß, daß der alte Herr viel zu besonnen ist, um derlei Humbuggerei zu treiben. Hat er uns doch damals etwa vor einem Jahrzent, als der Darwinismus auf seinem Höhepunkt stand, ganz ruhig gesagt, daß es damit nicht so gefährlich sei, als es scheine. Ebensowenig aber darf man erwarten, daß er die Geologie der Theologie anpasse, oder gar Thatsachen, die sich mit Händen greifen lassen, als unbegründete Hypothesen und unbeweisbare Behauptungen hinstelle, wie das die moderne Apologetik oft gerne möchte, weil sie eben nicht nur die Wahrheit der heiligen Schrift, ondern noch vielmehr ihre höchsteigene Auslegung über die wilden Sündfluthgewässer

der heutigen — Bildung, wollen wir sagen, — hinüberretten möchte. Darum greift sie auch oftmals zu so zweifelhaften und verzweifelten Mitteln, daß man anstatt überzeugt zu werden, vielmehr mißtrauisch gemacht wird. Da ist es nun wahrhaft wohlthuend in dem Schriftchen einen der bedeutendsten Geologen reden zu hören, der in seinem Gebiete ganz zu Hause ist, aber dennoch auch Mosen kennt und ihn als den „größten Geologen aller Zeiten“ hoch achtet und zwar, ohne daß ihm diese Hochachtung durch sein Brotstudium aufgenöthigt oder durch apologetische Künsteleien abgezwungen wäre.

Die zweite Schrift

Die Revision der Luther'schen Bibelübersetzung. Von Lic. th. Ernst Kühn, Konsistorialassessor und Diakonus in Dresden, Preis 30 Cts., ist nicht nur höchst interessant, sondern auch sehr wichtig. Mancher hält freilich eine Revision der Lutherbibel für den Anfang des Endes. Scheint es doch viel gerathener zu sein den echten und richtigen Luthertext beizubehalten. Ja, wenn man ihn nur überall echt hätte und er überall richtig wäre. Aber gerade daran fehlt es. Damit man aber in dieser Behauptung nicht etwa zeitungsschreiberische Anmaßung des Redakteurs finde, seien zwei Stellen aus den Vorreden der Polyglottenbibel von Stier und Theile citirt.

„Die deutsche Lutherbibel hat nämlich im Laufe der Zeiten viel mehr Modifikationen und Varianten durch geschickte oder ungeschickte Herausgeber oder Drucker erlangt, als die gewöhnliche Meinung der an ihrem Buchstaben Haftenden sich vorstellt. Für den praktischen Gebrauch der Polyglottenbibel schien es daher das einzig Richtige nicht etwa einen „echten Luthertext“, wie fast lächerlich angepriesen wird, zu geben, sondern denjenigen Text, welcher jetzt im kirchlichen Gebrauch sich befindet u. s. w.

In Bezug auf die Richtigkeit heißt es in der Vorrede eines andern Bandes:

„In der That — wer kann es leugnen, der irgend mit jetzigen Hülfsmitteln Hebräisch gelernt hat? — ist Luthers Uebersetzung der Propheten das unvollkommenste Stück seiner Bibel. Auch in den Psalmen und Sprüchwörtern verfehlt er oft noch den Sinn des Grundtextes, doch hilft ihm das entgegenkommende Verständniß des Inhaltes im Grund und Ganzen öfters noch glücklich über die sprachliche Schwierigkeit hinweg: was namentlich bei dem Psalter, den er durchlebt und durchbetet hat, fast wunderbar herrlich vor Augen liegt. Allein diese Beihülfe verläßt ihn, wenn auch nicht ganz, doch bedeutend mehr bei den Propheten, deren zum Theil höchst schwierige Sprache damals kaum ein Wenig entziffert war, deren theologische Deutung und Aneignung vollends noch in der Wiege lag. Wir preisen den Herrn für die Gabe, wodurch sein Knecht bei dem Allem die nie zu verlassende Grundlage der Verdeutschung uns geben konnte; wir wollen aber unsere Augen ja nicht verschließen vor der Thatsache, daß, wenn überhaupt Berichtigung unserer Volks- und Kirchenbibel nach dem Grundtexte stets unabweislicher gefordert werden muß, diese Forderung für das prophetische Wort im höchsten Grade gilt. Aufmerksame Gebraucher des vorliegenden Bibelwerkes werden sich überzeugen, wie so manchmal der lutherische Text wenig oder gar nichts vom Gedanken des Grundtextes, der doch allein für uns Bibelwort sein soll, wiedergegeben hat. Der Bearbeiter dieses Antheils könnte, wenn er sich hierüber auszulassen hätte, die Worte kaum stark genug finden gegen den unverständigen, sachunkundigen, dem Prinzip evangelischer Kirche widerstreitenden Eigensinn, welcher unsre leider zur Vulgata gewordene deutsche Bibel anzutasten wehrt, lieber den Buchstaben Luthers erst recht wiederherstellen will.“

Wer sich nun mit dem Revisionswerk unserer deutschen Bibel bekannt machen will, der lese das angeführte Schriftchen, das von einem Mitgliede der Revisionskommission verfaßt ist. Dasselbe wird sowohl die Bedenken der Einen gegen die Revision, als auch die Erwartungen der Andern von derselben erheblich vermindern, dürfte aber dennoch Jeden davon überzeugen, daß diese Revision nicht Sache der Willkür, sondern der Nothwendigkeit ist.

Berichtigung: Leider befindet sich in dem Referat: „Wie will unsere Synode sich zur Heidenmission stellen?“ ein sinnstörender Druckfehler, nämlich: in Nr. 7, Seite 151, Zeile 12 von unten muß es statt „ein Vertreter des vierten Distrikts“ heißen „ein Vertreter des d r i t t e n Distrikts.“

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XI. October 1883. Nro. 10.

Winke für ein fruchtbares Bibelstudium der practischen Geistlichen.

(Schluß.)

Die Beachtung der beiden zuletzt betrachteten Punkte, des psychologischen und des geschichtlichen Zusammenhangs, in dem das einzelne Bibelwort steht, ist mir nun aber aus einem speziellen Grunde besonders wichtig. Beides liegt nämlich auf der Linie, auf der sich die moderne Bibelerklärung besonders bewegt, nämlich der Würdigung der menschlichen und geschichtlichen Seite der Schrift. Gegen diesen Charakter der modernen Exegese herrscht nun bei den kirchlich gesinnten Geistlichen ein entschiedenes Mißtrauen und sie fühlen sich davon durchaus unbefriedigt. Schon an sich erscheint ihnen die Betonung der menschlich geschichtlichen Seite der Bibel als religiös mindestens irrelevant; die religiöse Dignität derselben, auf die es ihnen doch vor allem ankommt, erscheint ihnen nur auf der göttlichen Seite derselben zu liegen. Noch mehr aber machen sie die Resultate der modernen Exegese bedenklich. Wenn sie lernen sollen, daß eine Reihe von alttest. Weissagungen, die man bislang als directe Verkündigung von Ereignissen des Lebens Jesu verstanden hatte, sich historisch auf dieselben nicht beziehen lasse; wenn sie angewiesen werden, den Ausdruck Sohn Gottes selbst im N. T. nicht immer als Wechselbegriff mit λόγος zu fassen, sondern je nach dem Zusammenhang ihm bald diesen, bald jenen Inhalt zu geben: so erscheint ihnen das alles nicht nur als ebenso viele Abstriche von einer früheren Auffassung der Schrift, sondern als eine wirkliche capitis diminutio, die an dem göttlichen Charakter der Schrift verübt werde. Religiös unfruchtbar, ja gefährlich: das ist ihr Urtheil über die energische Betonung der menschlich geschichtlichen Seite der Schrift. Und so kehren die Einen auch prinzipiell zur alten Inspirationstheorie zurück; die Andern erkennen in der Theorie die menschlich natürliche Art der Schrift an, aber weil sie dieser Erklärungsart keinen religiösen Gewinn zu entlocken wissen, so geben sie ihrer Theorie keinerlei praktische Consequenz und stehen thatsächlich genau so wie die Ersteren. Die Arbeit der neueren Exegese gibt ihnen nicht, was sie suchen; besseres wissen sie nicht; so stagnirt ihr Bibelstudium überhaupt, und sie begnügen sich mit einfacher Lectüre zu ihrer Erbauung. Wenn ich mich nicht ganz täusche, ist dies der eigentliche Grund der Abnahme des exegetischen Studiums in der Geistlichkeit. Stände

es nun wirklich so, daß die Studien, welche die menschlich geschichtliche Seite der Schrift in's Auge fassen, ohne religiösen Ertrag wären, sondern nur historisches und antiquarisches Interesse hätten, so würde ich sie dem Geistlichen zur Pflicht zu machen, nicht wagen. Und stände es gar wirklich so, daß sie die religiöse Dignität der Schrift verminderten, so würde ich den ganzen Fortschritt, den die Exegese dadurch gemacht zu haben glaubt, für Einbildung halten.

Denn jeder wahre Fortschritt in der Kirche erhärtet sich daran, daß er in religiöser Hinsicht nicht ein Minus, sondern ein Plus darstellt. Ein solcher wahrer Fortschritt wird nun aber in der That durch die energische Geltendmachung der menschlichen Seite der Bibel herbeigeführt. Nur muß man beachten, daß im einzelnen Menschenleben, wie in der Entwicklung der Kirche, es die Weise ist, jede Bereicherung, die er uns angedeihen lassen will, so herbeizuführen, daß sie zunächst als eine Verarmung sich darstellt, jedes Plus in der Form eines Minus darzubieten, allen Gewinn durch ein scheinbares Verlieren zu vermitteln. Ist es nicht so gewesen bei dem größten Gewinn, welcher der Menschheit je zu Theil geworden ist, bei der Erscheinung des Herrn? Wie war in ihr für den ersten Blick ein so gewaltiges Minus vorhanden gegenüber alle dem, was die Juden auf Grund des Alten Testaments erwarteten: im Grunde mußten sie auf Alles verzichten, was nach ihrem bisherigen Schriftverständniß ihnen der Inhalt der messianischen Zeit gewesen war. Aber eben in der Form dieser Täuschung ihrer Erwartungen bot sich ihnen ein unendlich Größeres und Höheres, als je in eines Menschen Herz gekommen war. Ist es nicht abermals so gewesen bei dem größten Gewinn, der seit den Tagen Christi der Kirche beschert ist, bei der Reformation? Aeußerlich nach allen Seiten ein Minus: weg die Oecumenicität der Kirche, weg der Quaderbau der römischen Verfassung, weg so vieles, was jeder damals zum eisernen Bestand des Glaubens zu rechnen gewohnt war! Aber eben in der Form dieses Minus bot sich dem Glauben das gewaltige Plus einer Verinnerlichung und Vertiefung dar, wie sie weder vorher noch nachher die Christenheit erlebt hat. Ebenso steht es nun auch mit der uns gewordenen geschichtlichen Betrachtung der Schrift. Aeußerlich auch hier ein Minus: der nächste Eindruck, daß um so viel, als man auf die Wagschale der menschlichen Seite der Schrift legt, die der göttlichen Seite verliert; die Unmittelbarkeit ferner, mit der man früher jedes einzelne Wort der Schrift ohne Weiteres nach seinen Buchstaben auf alle Zeiten anwandte, geht dabei verloren. Aber in der That ist auch hier ein Plus vorhanden, das nur recht an's Licht gezogen werden will. Und das kann, wie ich glaube, grade durch die oben empfohlenen Gesichtspunkte geschehen. Denn jene Beachtung der psychologischen Eigenart jedes Schriftstellers als der Voraussetzung für den Inhalt dessen, was er, und die Art, wie er es sagt, eröffnet einen tiefen Einblick in die wunderbare Weisheit Gottes, welche sich die Gefäße so zubereitet hat, daß gerade das Resultat herauskam, das er wollte, der mit den allereinfachsten Mitteln seine Ziele erreicht. Wenn es nicht unbescheiden ist, von meiner Person zu reden, so darf ich bezeugen, daß mir bei der Arbeit am Worte Gottes nie in dem Maße die Stimmung feiernder An-

betung kommt, die mir abwechselnd das Wort des Epheserbriefes von der mannigfachen Weisheit Gottes und des Römerbriefes von der Tiefe des Reichthums, der Weisheit und der Erkenntniß Gottes durch die Seele klingen lassen, wie gerade bei dem Einblick in die psychologische und geschichtliche Begründung alles Einzelnen. Ich bin mir bewußt, nicht etwa nur wissenschaftlich, sondern religiös gerade dadurch immer reicher zu werden, und meine Ehrfurcht vor dem Bibelwort ist nicht geringer, sondern größer geworden; denn während ich früher nur das fertige Werk anstaunte, bewundere ich jetzt außerdem auch die Kunst, mit der es zu Stande gebracht ist. Wenn ich bedenke, wie Gott die einzelnsten Einzelheiten der geistigen Physiognomie eines Paulus verwendet hat, um ihn jene Briefe schreiben zu lassen, von denen die Jahrtausende zehren, und in denen der ganze Heilsrath Gottes wie ein Schatz in irdenem Gefäß sich niedergelegt hat, dann ist mir gerade so zu Sinne, wie wenn ich den Herrn mit fünf Broden die Tausende speisen oder im Sacrament Brod und Wein zum Träger himmlischer Güter machen sehe. Und eben weil diese Art die Schrift zu lesen mir einen solchen stetigen Reichthum erschließt, darum möchte ich auch andere bitten, ihn sich gleichfalls zu verschaffen.

Es liegt im Zweck dieser Zeilen begründet, daß ich eine ganze Reihe von Aufgaben, welche mit dem Bibelstudium zusammenhängen, bei Seite gelassen habe, namentlich auf die Beschäftigung mit den Fragen der Kritik nicht eingegangen bin. Denn diese Art von Studien hat allerdings nicht unmittelbar religiösen Ertrag. So sehr zu wünschen steht, daß die Träger des geistlichen Amtes, soweit es ihre Zeit erlaubt, auch auf diesem Gebiet an der wissenschaftlichen Arbeit sich betheiligen, so kann man doch es nicht jedem Geistlichen zur Pflicht machen. Wohl aber ist es für jeden Pflicht, ein möglichst großes Maß von solchem Bibelstudium zu gewinnen, das ihn religiös vorwärts bringt. Und nach dieser Richtung habe ich einige Gesichtspunkte darbieten wollen, die vielleicht denen ein Anhalt sein können, welche die Pflicht solchen Studiums fühlen, aber nicht recht wissen, wie sie es anfangen sollen. Selbst die wenigen Punkte, die ich berührt habe, sind so inhaltsreich, daß Niemand mit ihnen zu Ende kommt. Es kommt aber auch nicht darauf an, daß Alles erreicht wird, sondern zunächst darauf, daß überhaupt etwas erreicht wird. Jeder kann sich sein besonderes Gebiet wählen, nur so daß die im Anfang besprochene cursorische Lectüre des Ganzen immer daneben hergeht. Mag er denn für seine Detailstudien sich je nach Neigung ein Gebiet wählen, mag er z. B. sich die paulinischen Briefe als specielle Aufgabe setzen. Nur möchte ich unmaßgeblich rathen, was man sich vornimmt, gründlich zu treiben. Jeder muß ein Gebiet haben, auf dem er nicht als Dilettant arbeitet, sondern das er wirklich beherrscht und auf dem er ein selbständiges Urtheil im vollen Sinn des Wortes hat. Ein einziger Punkt, auf dem man in dieser Weise zu Hause ist, gibt mehr theologische Durchbildung, mehr Reife des allgemeinen Urtheils, als das breiteste blos recipirte Wissen.

Zum Schluß sei es mir nur noch gestattet, auf zwei äußerliche und doch wichtige Fragen einzugehen. Jedes solche Studium erfordert viel Zeit, kann jeder Geistliche sie gewinnen? Und jedes solche Studium erfordert literarische

Hülfsmittel: kann jeder Geistliche sie erlangen? Hinsichtlich der ersten Frage ist zu antworten: Die Zeit muß sich finden, denn es handelt sich um etwas Nothwendiges, um etwas, wovon die Wirkenskraft des Geistlichen sehr wesentlich abhängt. Das Maß unsers Lebens in der Schrift ist das Maß unsrer geistlichen Kraft. Gerade je mehr Arbeit auf dem Geistlichen lastet, je mehr er nach allen Seiten geben soll und distrahirt wird, um so nöthiger ist es für ihn, auch wieder zu nehmen. Nun weiß ich wohl, daß die eigentliche Speise der Seele durch das Gebet gewonnen wird, aber ich weiß auch, daß das Gebet eines Complementes im Genießen des Wortes Gottes bedarf, und daß Beides einander trägt und hebt. Und die Zeit ist da. Jeder Geistliche kann, wenn er nur will, die frühen Morgenstunden, in denen Niemand ihn stört, für das Studium gewinnen; hat er eine andere Lebensweise, so lassen sich zur Noth auch die späten Abendstunden frei machen. Aber so sicher ist Niemand derselben wie der Morgenstunden, und ich sehe nicht ein, warum man nicht dem Worte Gottes das Opfer bringen will, wenn es ein solches ist, seine Tagesordnung darnach einzurichten, daß vor dem Beginn der Amtsarbeit man ihm etliche Stunden widme. Ich habe einen Geistlichen gekannt, der in ganz besonders arbeitsreichen Aemtern gestanden hat, aber bevor er zur Amtsarbeit überging, widmete er drei Stunden dem Studium, namentlich dem der Bibel, und dieses regelmäßige Forschen in der Schrift hat seinen Predigten die Tiefe und Fülle, und seiner Seelsorge die eindringende Innerlichkeit gegeben, die ihn auszeichneten. Leopold von Ranke spricht sich einmal in einer Vorrede dahin aus, er habe über dem Studium der Quellen manchen schönen Abend ungenossen lassen müssen, aber ihm sei in jenen vergilbten Papieren ein anderer und schönerer Genuß aufgegangen. Dasselbe gilt doch wahrlich auch vom Bibelstudium. Der Genuß, mehr der Gewinn, den es gewährt, ist so ohne Gleichen, daß es lohnt, dafür die Zeit an Arbeit und Genuß abzusparen. Aehnlich steht es mit der zweiten Frage nach den literarischen Hülfsmitteln. Freilich, wenn es darauf ankäme, die gesammte einschlagende Literatur anzuschaffen, so stände es schlimm. Aber das ist nöthig und möglich, daß jeder Geistliche erstens so viele theologische Literatur besitze, um über jede Frage sich wenigstens im Allgemeinen orientiren zu können, also auf Neutestamentlichem Gebiet z. B. Meyers Commentar, Weiß' Neutestamentliche Theologie, Cremers Wörterbuch, und daß er zweitens, wenn er über einen speciellen Punkt arbeitet, sich dafür das eine oder andere wirklich fördernde Werk anschaffe. In diesen Grenzen gehören die Bücher auch zur vierten Bitte. Wer freilich nur receptiv arbeitet, braucht, wenn er überhaupt arbeitet, viel Bücher. Wer aber selbständig zu arbeiten gelernt hat, kann mit wenig, aber guter Literatur lange haushalten.

Ich verstehe mich schlecht darauf, die Zeichen der Zeit zu deuten. Aber das Doppelte weiß ich: jede Entwicklung der evangelischen Kirche kommt nur zu Stande durch und mit wachsender Vertiefung in das Wort Gottes; und die evangelische Kirche einer Zeit und deren Geistlichkeit tragen immer dasselbe Gepräge. Darum gilt, was die Losung unserer ganzen Kirche ist, in erster Linie ihrer Geistlichkeit: — „Hinein in's Wort!"

Gen. 3. Röm. 7.

Ist Gott der Urheber der Sündigkeit des Menschen?

Bedenken gegen die Richtigkeit der Auslegung von Röm. 7, 14 in den Bibelstudien des P. E. Otto.

Eingesandt von P. J. Grunert.

(Schluß.)

Da die Natur Trieb ist, gottgeschaffener, so kann in ihr als solcher keine versuchende und verführende Macht liegen, denn sonst müßten auch die Momente des Sittlichen und Unsittlichen in ihr liegen, sie ist aber eben nur natürlich — aber, weil sie im Menschen mit dem Odem Gottes, mit dem Geiste in Eins verbunden ist, participirt sie an der Unendlichkeit des Geistes, und darin liegt für sie die Möglichkeit, so sie nicht von dem wahren Leben, dem Geiste, in Schranken gehalten und beherrscht wird, die ihr gezogenen Schranken zu durchbrechen, böse zu werden und eine gottwidrige Selbständigkeit behaupten zu wollen, so daß die Triebe, anstatt dem Menschen zu dienen, sein sittliches Bewußtsein bestricken und ihn beherrschen. Die Schlange mit ihrem verführerischen Gerede ist der schon entfesselte, in falscher Geistigkeit schillernde Naturtrieb, der mit List und Zweideutigkeiten das Gebot Gottes zu entkräften und seine Macht über den Menschen zu behaupten sucht.

Die Eva würde das Gerede der Schlange gar nicht gehört, jedenfalls die verführerische Wirkung nicht erfahren haben, hätte sie sich nicht schon abgewendet gehabt vom Baume des Lebens; oder ohne Bild gesprochen: die Natur redet zum Menschen keine verführerische Sprache und bäumt sich nicht auf gegen das Sittengesetz, wenn das sittliche Bewußtsein, das wahre Leben, intact und in voller Activität ist.

Die Entstehung der Sünde beginnt also nicht mit dem Aufbäumen der Natur, sondern mit der Schwäche und Passivität des sittlichen Bewußtseins, wobei das Gebot Gottes wohl noch in der Erinnerung ist, aber nicht mehr activ zum freudigen Gehorsam treibt, infolge dessen der Naturtrieb dann activ wird und bestimmend auf den Menschen einwirkt. Das zurechnungsfähige und verantwortliche, sittliche Bewußtsein trägt die Schuld, daß es bei der Auseinandersetzung, oder man könnte auch sagen, bei der gemeinsamen Entwickelung und Ineinssetzung mit dem Naturtriebe die ihm anvertraute Superiorität nicht bewahrt hat.

Fragt man nun schließlich: Wie ist es denn aber möglich, daß das gottgeschaffene sittliche Bewußtsein im ersten Menschen, der doch auch, wie alles Andere, sehr gut war, zu einer solchen Schwachheit und Passivität herabsinken konnte, daß der Mensch, in Gleichgültigkeit und geistlichen Schlaf sinkend, sich von dem Schöpfer weg zum Geschöpfe wendet und sündigt? Hat der Mensch solches durch sein Verhalten allein verschuldet, oder ist eine böse, deprimirende Macht, der Satan mit im Spiele? so muß man sagen: einestheils erwähnt die Schrift in Gen. 3 nichts von Satan, anderentheils wäre

es ebenso unberechtigt wie nutzlos, Vermuthungen aufstellen zu wollen über einen Vorgang, der jenseits aller menschlichen Erkenntniß liegt. So viel ist gewiß, der erste Mensch war in Eden nicht als ein Automat, nicht als ein blinder Trieb, sondern als ein sittlich freies, verantwortliches Wesen und in seinem Verhalten liegt jedenfalls die Entscheidung, und sein Verhalten ist jedenfalls die Ursache, daß die erste Regung des Bösen, das radicale Böse, sich zeigt in dem Sichabwenden vom Schöpfer und Hinwenden zum Geschöpf, in der daraus folgenden Unfähigkeit und Unthätigkeit, das Gebot Gottes als das eigne Leben zu wahren, und so bringt die entfesselte Natur ihn zum Fall. Dadurch aber ist sicherlich die Natur des Menschen und die Zukunft des ganzen Geschlechtes eine andere geworden, wie das die Schrift durch das Verhängen der Strafe auch deutlich genug ausspricht. Darum ist, obwohl jede Sünde dieser ersten ganz analog ist, die darin wirksamen Factoren ganz dieselben sind, dennoch ein gewaltiger Unterschied zwischen der ersten und allen folgenden Sünden; denn von allen andern Menschen gilt es: „ich bin unter die Sünde verkauft," aber von dem ersten Menschen vor dem Falle kann man das nicht sagen und steht das nirgends geschrieben, sonst wäre ja auch Sünde und Tod schon vor dem Sündenfall in der Welt gewesen; die Schrift sagt aber: „durch einen Menschen ist die Sünde gekommen in die Welt, und der Tod durch die Sünde." Röm. 5, 12.

Beruft der Verfasser sich auf Röm. 11, 32, „Gott hat es Alles beschlossen unter dem Unglauben, auf daß er sich Aller erbarme?" da redet der Apostel doch von dem Gegensatz Israels zu den Heiden und will sagen, daß Alle, seit die Sünde in die Welt gekommen ist, derselben verfallen sind, gleichsam von derselben sündigen Macht umschlossen werden, und nur durch das Erbarmen Gottes frei werden können. Aber Paulus hat doch nicht sagen wollen: Gott sei der Urheber der Sünde und habe den ersten Menschen wie alle andern unter die Knechtschaft der Sünde beschlossen, auf daß er sagen könne, er habe sich Aller erbarmt.

Ebenso Gal. 3, 22. Da will Paulus doch lehren, daß nach der Schrift Alles unter die Sünde beschlossen ist; auch die Juden, obgleich sie das Gesetz haben, sind Sünder, wie die Heiden. Die Erfüllung der Verheißung kann also nicht durch das Gesetz kommen, sondern muß durch den Glauben an Jesum Christum kommen, der Sünde vergeben kann, Röm. 3, 9. Die Verheißung hebt an nach dem Sündenfall, und nun ist die Rede davon, wie die Verheißung erfüllt und der Mensch von der Sünde frei werden kann, aber doch nicht davon, daß Gott beschlossen habe, den Menschen sündig zu schaffen, damit er durch den Glauben an die Verheißung, die er ihm dann geben will, wieder von der Sünde frei werde.

Es ist also klar, daß die im Fleisch wohnende, von Adam her durchgedrungene, fortgeerbte, sündige Macht das, was Paulus die todte Sünde nennt, die Erbsünde ist, welche stets ein Theil der allgemeinen Wahrheitserkenntniß des Christenvolkes war und auch bleiben wird, ob auch einzelne theologische Richtungen sie bestreiten. Von Fleisch sein und unter die

Sünde verkauft sein, ist eben an und für sich nicht identisch. Adam war von Fleisch, Gen. 2, 23, also auch er hatte einen der sittlichen Entwickelung vorangehenden Naturzustand, der nicht von seiner Willensentscheidung abhing; dieses Fleisches Art aber, dessen Urheber Gott ist, war es, von dem Geiste, dessen Urheber ebenfalls Gott ist, beherrscht und gelenkt zu werden. Sittliches Princip und Naturtrieb waren auch heterogen, aber nicht widerstreitend, sondern untergeordnet, und da der Mensch als ein sittlich-freies Wesen geschaffen war, und in der Auseinandersetzung dieser beiden Principien, in der Entwickelung derselben seine sittliche Freiheit beweisen und bewahren sollte, indem er die ihm übergebene Natur, seine Natur, beherrschte, war allerdings die Möglichkeit gegeben, daß, wenn der Mensch seine sittliche Aufgabe versäumte, die Natur, durch ihre Verbindung mit dem Geiste geistig influirt, ihre Schranken überschreiten, als das Nicht-Ich des Geistes demselben ein nichtiges aber unmittelbares Glück vorspiegeln, ihn bestricken und beherrschen d. i. böse werden konnte. Die Möglichkeit, zu sündigen, war dem Menschen als einem sittlich freien Wesen gegeben. Der Beginn der Sünde liegt in dem zurechnungsfähigen und verantwortlichen sittlichen Bewußtsein (nicht in der Natur; eine zum Bösen verführende Macht, die an sich gut ist, ist ein hölzernes Eisen). Der Urheber der Sünde ist der Mensch durch sein sittliches oder vielmehr unsittliches Verhalten, daß er sich vom Baume des Lebens ab und der verbotenen Frucht zuwendet, daß er seiner sittlichen Aufgabe, zu herrschen in der Furcht Gottes, nicht nachkommt, und dafür wieder auch verantwortlich gemacht und gestraft wird. Das ist auch nach der symbolischen Auslegung der wahre Sachverhalt und dieser stimmt auch mit der ganzen Schrift. Aber in welche Widersprüche verwickelt sich der Verfasser mit der Behauptung: Gott ist der Urheber der Sündigkeit des Menschen. Zunächst widerspricht dieser Gedanke der Heiligkeit Gottes und somit der ganzen Schrift. Gott ist der Urheber des sittlichen Bewußtseins, und ist er nun auch der Urheber der Sündigkeit, des Aufbäumens der Natur, so bäumt er sich in der Natur gegen sein eignes sittliches Bewußtsein auf. Sodann: wäre Gott der Urheber der Sündigkeit, so könnte er als ein gerechter Gott die Sünde nicht strafen, so wäre er nicht der einige Gott in seinem Gesetz und in seinem Geschöpf, so wäre er selbst der Urheber von der Verdunkelung und Leugnung seiner heiligen Gotteswahrheit, so wäre er der Urheber des bittern Leidens und Sterbens seines Sohnes Jesu Christi — und zu welchem Zweck? Es scheint nicht, als ob der Verfasser meine, das sei das allgemeine Gesetz menschlicher Entwickelung und sei kein anderer Weg möglich, als daß der Mensch durch Verschuldung und Gesetz als durch einen Durchgangspunkt hindurch müsse, um zum Bewußtsein der Gnade zu gelangen und im Stande der Heiligung zu verharren, wo man die Möglichkeit zu sündigen vor Augen hat, dieser Möglichkeit aber fortwährend die Verwirklichung durch den Willen verweigert, denn er verweist auf die sündlose, ja wie er an anderer Stelle sagt, wahrhaft menschliche Entwickelung Jesu Christi, und zum Schluß sagt der Verfasser, daß ohne das Eintreten des Sünden-

falles der Uebergang des diesseitigen in das jenseitige Dasein eine auch in die äußere Erscheinung tretende Verschiedenheit vom jetzigen Sterben an sich getragen haben würde, indem auf Grund einer inneren Willensentscheidung des Menschen das Leben eine eben so große Macht über die Naturseite desselben gewinnen sollte (ja, ja! davon war Gott der Urheber), wie sie auf Grund der sündigen Willensverkehrung der Tod über dieselbe gewonnen hat; — also liegt doch der Grund der Sünde im sittlichen Bewußtsein, in der Willensverkehrung, so daß der Wille nicht activ, herrschend blieb, sondern passiv und beherrscht wurde — also sind „von Fleisch sein" und „unter die Sünde verkauft" nicht identisch, Geist und Fleisch hätten sich wohl in gottgeordneter Weise entwickeln können wie z. B. in Christo — also ist auch Gott nicht der Urheber der Sündigkeit des Menschen.

P. S. Um Mißverständnisse zu vermeiden, halte ich mich zu der Erklärung verpflichtet, daß die Consequenzen, die ich aus Aeußerungen des Verfassers der Bibelstudien gezogen habe, durchaus nicht die Person des Verfassers treffen sollen, welcher mit uns steht im Gehorsam lebendigen Glaubens gegen den Herrn Jesum Christum und sein Wort. Ich hielt es für selbstverständlich, daß das Wort Gottes und menschliche Auffassung desselben, persönliches Christenthum und theologische Anschauung, obwohl in Wechselwirkung stehend, dennoch verschiedene Dinge, und darum immer auseinander zu halten sind. Die Bibelstudien, ein gewiß lesenswerthes und lehrreiches Buch, bringen eine Definition von *ἁμαρτια*, die mir und gewiß vielen Anderen fremd war, und deren Besprechung mir daher vortheilhaft erschien. J. Gr.

Das Verfassungsprinzip der Kirche und seine Anwendung auf die Organisation der evang. Synode von Nord-Amerika.

II. Theil eines Referats von P. T. Tanner.

Haben wir im ersten Theil das republikanische Prinzip als das Verfassungsprinzip der Kirche, als die höchste Idee von Ordnung, zu welcher die monarchische eine Vorstufe, und von welcher die demokratische eine Abirrung ist, kennen gelernt, so lasset uns nun sehen, inwiefern das republikanische Prinzip als Verfassungsprinzip in unserer Synodal-Organisation zur Anwendung gekommen ist.

Ausgehend von der Wahrheit, daß die Kirche den Bund darzustellen habe, welchen Gott mit der Menschheit geschlossen hat in Christo Jesu, unterscheidet die evang. Synode von Nord-Amerika zwei Hauptfaktoren in ihrem Bestand: 1. die Gesammtheit aller einzelnen Synodalglieder, 2. das über der Gesammtheit stehende und in ihr lebendige Wort. Was die Gesammtheit der einzelnen Glieder anbetrifft, so ist unter derselben nicht eine unterschiedslose Masse aller einzelnen evang. Individuen zu verstehen, denn nur eine demokratische Verfassung erkennt im einzelnen Individuum eine kirchliche Einheit, ein kirchliches Rechtssubjekt, welches sowohl außerhalb der kirchlichen

Gemeinschaft, wie in derselben stehen kann. Das republikanische Prinzip fordert eine Gemeindebildung (wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, 2c.) und ordnet nur organisirte Gemeinden, in welchen allein ein Kirchenregiment und eine Verfassung möglich ist, dem organischen Verbande des Ganzen ein. Deßhalb dringt auch die evang. Synode überall auf Gemeindebildung, und erkennt in den Gemeinden ein unumgänglich nothwendiges Element im kirchenrechtlichen Bestand der Synode. Neben den Gemeinden bilden auch die einzelnen Inhaber des geistlichen Amtes, (so lange sie ihr Amt ausüben), um dieses Amtes willen selbständige Glieder der Synode. Außer diesen ist in letzter Zeit auch noch der evang. Lehrer-Verein, dessen prinzipielle Stellung wir nachher klarlegen wollen, einstweilen dem Ganzen zugetheilt worden.

Die Verfassung der Synode, niedergelegt in ihren Statuten, garantirt nun sowohl jedem einzelnen Gliede in gleichem Maße, als auch der Gesammtheit aller Glieder, vollständige Freiheit innerhalb der neutestamentlichen Bundesbestimmungen, und hält fest daran, daß die Maßnahmen der Gesammtheit, sofern sie einen dem Evangelio gemäßen Ausdruck erlangen, der göttlichen Sanktion theilhaftig sind und rechtskräftigen Bestand haben. Die kirchenregimentliche Macht betrachtet sie als einen in ihr (als einem vollberechtigten Gliede der Einen allgemeinen christlichen Kirche) wohnende an. Diese Gewalt liegt also nie in den Händen Einzelner, noch in den Händen einer Majorität als solcher, sondern allein in der Hand der Gesammtheit sämmtlicher Synodalglieder. Diese Gesammtheit wird aber durch eine von ihr erwählte Behörde, der General-Synode, repräsentirt.

In dieser General-Synode, welche periodisch in Sitzung tritt, verkörpert sich die legislative Gewalt der Gesammt-Synode. Ihr steht es zu, in Uebereinstimmung mit dem Worte Gottes, welches überall und in jedem Fall, selbst mit Ausschluß irgend welcher Bekenntnißschriften, alleinige Norm bleibt, alle die Bestimmungen anzuordnen, welche die Gesammt-Synode betreffen und welche in § 30 der Statuten näher bezeichnet sind. Zu Mitgliedern der General-Synode, als der Vertretung sämmtlicher Synodalglieder, müssen Pastoren und Gemeinden in gleichem Verhältniß gewählt werden. Der Charakter der General-Synode, als einer Repräsentation der Gesammt-Synode, fordert nun eine Gliederung der Synode derart, daß jedem einzelnen Synodalglied Gelegenheit gegeben wird, seinen Einfluß auf Fragen synodalen Charakters auszuüben.

Es sind deßhalb Distrikts-Synoden (nicht Conferenzen) angeordnet, für sich selbständige Körperschaften, aber mit beschränktem Geschäftskreis. Sie erhalten von der General-Synode ihre politische Abgrenzung, und sind, was die Feststellung ihrer Anzahl anbetrifft, dem Gutdünken der General-Synode unterworfen. Paragraph 27 der Statuten ordnet nun an, daß die General-Synode aus Abgeordneten sich zusammensetzen solle, welche die einzelnen Distrikte zu wählen haben, und zwar für je neun Glieder des Ministeriums einen Pastor und von je neun Gemeinden eine Gemeinde als Delegat. Aus

diesem Paragraph ist nun nicht recht ersichtlich, in welchem Verhältniß die einzelnen Abgeordneten zur General-Synode, zu ihren Distrikten stehen. Der erste Theil des Paragraph nennt die einzelnen Abgeordneten Abgeordnete der Distrikte; der Satz des zweiten Theiles für je neun Glieder einen Abgeordneten, stellt sie hin als Repräsentanten von je neun Synodalgliedern. Diese unklare Fassung des § 27 hat nun auch zu einer Meinungsverschiedenheit betreffs der Stellung der Abgeordneten zu ihren Distrikten Anlaß gegeben. Während in östlichen und nördlichen Distrikten die Abgeordneten zur General-Synode einfach als Delegation der Distrikte angesehen und also auch instruirt werden, herrscht hier im Westen mehr die Ansicht vor, daß die Delegaten Vertreter von je neun Synodalgliedern und deßhalb von den Distrikten nicht zu instruiren seien.

Wo liegt das Recht?

Offenbar ist, daß das Verhältniß, in welchem die General-Synode zu den Distrikten steht, auch das Verhältniß der einzelnen Glieder der General-Synode zu ihren Distrikten bestimmt. Sind die sieben Distrikte die Träger der General-Synode, oder trägt die General-Synode die Distrikte? §§ 25 und 30 übertragen der General-Synode das Recht die Distrikte zu bilden und zu beaufsichtigen und § 36 sagt: die Distrikte sind der General-Synode untergeordnet, woraus schon hervorgeht, daß die Glieder der General-Synode nicht den Distrikten untergeordnet sein können. Man möchte sagen, daß die General-Synode, wenn auch den einzelnen Distrikten übergeordnet, doch der Gesammtheit derselben untergeordnet sei, da die Gesammtheit der Distrikte mit der General-Versammlung identisch gedacht werden kann, woraus hervorginge, daß die General-Synode die Gesammtheit der Distrikte, und ihre einzelnen Abgeordneten ihre resp. Distrikte repräsentiren, doch das wäre irrig. Die General-Synode repräsentirt die Gesammt-Synode, die Gesammtkirche, nicht aber die von einander unabhängig, wenn auch mit einander, oft auch gegen einander operirenden Distrikte. Eine General-Versammlung sämmtlicher Synodalglieder gibt es wohl nicht, aber eine Versammlung sämmtlicher Distrikte. Wie deßhalb die General-Synode die Gesammtheit der deutschen evangelischen Synode repräsentirt, so auch in gleicher Weise jeder Abgeordnete zur General-Synode neun Synodalglieder, und zwar diese neun als Einheit gedacht. Würden die Distrikte die grundlegenden Einheiten sein und ihre Delegaten die Delegationen der Distrikte bilden, so hätte eine solche Delegation als Distriktsvertretung nur eine Stimme, einerlei, ob dieselbe drei Mann oder achtzehn Mann hoch aufmarschirte. Sonst wäre die Gleichheit aufgehoben und kleinere Distrikte wären größern gegenüber immer im Nachtheil. Die Abgeordneten zur General-Synode sind aber nicht als Distrikts-, sondern als Synodal-Repräsentanten, als Vertreter von je neun Synodalgliedern zu betrachten und stehen ihren Distrikten gegenüber vollkommen unabhängig da; ja sie sind, so lange sie in Sitzung bleiben, der Autorität und Gerichtsbarkeit der Distrikte gänzlich entzogen und bilden als General-Synode die höchste Instanz. Die

Verfassung gewährleistet der General-Synode freie Bewegung und Entscheidung, und diese zu beeinträchtigen durch ein Instruiren der Abgeordneten ist ebenso ordnungswidrig, als ihnen ein Tadelsvotum zu Theil werden zu lassen, wenn sie dem Willen ihres Distriktes sich nicht gebeugt haben. Die General-Synode muß von den Distrikten unabhängig sein, sonst ist sie gebunden und vermag ihre Rechte den Sondergelüsten der Distrikte gegenüber nicht zu wahren. Die zur General-Synode Abgeordneten sollten, anstatt von den Distrikten instruirt zu werden, viel eher durch Handschlag in der ersten Sitzung der General-Synode verpflichtet werden, nur im Sinne von Synodal-Repräsentanten zu handeln.

Wenn auch § 27 äußerst unklar abgefaßt ist und deßhalb in eine andere Form gebracht werden sollte, so hätte doch der Gedanke an eine Vertretung der Distrikte durch ihre von ihnen gewählten Delegaten nicht aufkommen sollen, weil die Distriktsvertretung auf der General-Synode statutarisch geregelt ist durch die §§ 27 b, b und 69.

Nach ihnen sind die Vertreter eines Distrikts: 1. seine Protokolle, 2. sein Präses, welcher eben ex officio auf der General-Synode zu erscheinen hat. Hiermit erscheinen nun wieder die Distrikte als Einheiten mit gleichen Rechten und Pflichten und gleicher Repräsentation. Die Stellung eines Distrikts-Präses als Stellvertreter seines Distrikts ist bedingt durch seine Stellung als Beamter des Distrikts. Es ist eine strenge Forderung des republikanischen Prinzips, daß die Beamten eines staatlichen oder kirchlichen Körpers gefügige Organe für den Willen und für die Maßnahmen des betreffenden Körpers seien. Die Beamten sind Diener und nicht Herrscher. So bestimmt Christus ihren Charakter mit den Worten: der Größeste unter euch sei euer aller Diener. Als Diener haben sie nun nicht allein ihren Willen dem Willen der Gesammtheit unterzuordnen, sie haben auch den Willen der Gesammtheit zur Geltung zu bringen, selbst wenn sie persönlich mit demselben nicht einverstanden sind. Das Erscheinen der Distriktspräsides auf der General-Synode "ex officio" ist nun eben nichts anderes als ihr Erscheinen als Beamte, als Diener der Distrikte dieselben "ex officio" zu vertreten. Ihre Pflicht ist es, den Wünschen der Distrikte Geltung zu verschaffen, und ihr Recht ist es, von der General-Synode nicht nur als Abgeordnete, sondern als Distriktsvertretung angesehen und behandelt zu werden. Eben deßhalb sollte ein Distriktspräses auch nicht mit einem andern Synodalamt betraut werden, es sei denn mit der Erwählung zu einem solchen das Niederlegen des Präsidialamtes verbunden. Das republikanische Prinzip, die höchste Idee von Ordnung, muß durch Einschränkung den Conflikt vermeiden, in welchen nothwendiger Weise derjenige kommen muß, welcher zweien Herren dient.

Wie die Distriktspräsides ihre Distrikte auf der General-Synode vertreten, so vertritt der Synodalpräses die Gesammt-Synode auf den Distrikts-Synoden, und wahrt dort das Recht der General-Synode durch Beaufsichtigung und durch ein eventuelles Veto. Wie nothwendig diese Einrichtung ist, und wie nachtheilig es sein kann, wenn die in dieser Angelegenheit fest-

gestellten statutarischen Bestimmungen umgangen werden, zeigt, (um unter vielen „Ein" Beispiel anzuführen), das Protokoll des ersten Distrikts 1883, welches folgende Erklärung des Distrikts enthält: Der Distrikt spricht es als seine Ueberzeugung aus, daß die Lehrer der Gemeindeschulen in keinem Falle, also auch nicht in Schulsachen stimmberechtigte Synodalglieder sein können. — Da nun aber die letzte General-Synode in dieser Angelegenheit eine Erklärung in Betreff des Lehrervereins abgegeben hat, welche ganz anders lautet und zu welcher obige Erklärung in Gegensatz tritt, so hätte das Recht der General-Synode durch ein Veto in diesem Falle gewahrt werden sollen. Erklärungen und Beschlüsse der General-Synode sind bindend für alle Distrikte, bis sie von der General-Synode in Wiedererwägung gezogen, abgeändert oder aufgehoben worden sind. Anträge auf Wiedererwägung gefaßter Beschlüsse sind in der Ordnung, Gegenbeschlüsse und Gegenerklärungen sind unzulässig, weil ordnungswidrig.

Was die Aemter innerhalb der Synode betrifft, so fußen sie alle auf der kirchenregimentlichen Macht der Gesammtheit. Diese ist und bleibt alleinige Inhaberin aller Aemter, mit welchen sie irgend ein Synodalglied bekleiden kann. Eine Ernennung zu Synodalämtern durch einzelne Persönlichkeiten, mit Umgehung einer freien Wahl, oder einer Bestätigung durch die Synode ist nicht republikanisch und durch unsere Verfassung ausgeschlossen. Diese letztere garantirt vielmehr jedem einzelnen Gliede die Wahlfähigkeit und Wählbarkeit als unbestreitbares Recht. Die §§ 13 und 18 der Synodalstatuten leihen diesen Forderungen des republikanischen Prinzips einen Ausdruck und bezeugen auch hier, daß unsere Verfassung republikanisch ist.

Ueber die Autorität und Würde der Beamten enthält die Verfassung keine Bestimmungen, wohl aber die heilige Schrift, welche auch in ihren hier einschlägigen Stellen Norm für uns sein muß. Obrigkeit, Oberste, Vorsteher, Größeste werden die Beamten von der Schrift genannt und für dieselben Gehorsam, Ehrfurcht und Liebe gefordert. Das thut auch das republikanische Prinzip. Während das monarchische Amt und Person in Eins zusammenfallen läßt, so daß die amtliche Würde und Autorität eine persönliche wird, (wie beim Bischof, Papst) und sogar eine erbliche, wie bei den Monarchen, und während das demokratische Prinzip Amt und Person gänzlich scheidet, so daß der Beamte weiter nichts ist, als das, wozu ihn die Majorität macht, und sein Amt ihm keinerlei persönliche Autorität sichert, erkennt das republikanische Prinzip in den Beamten die Größesten. Amt und Person durchdringen einander in der Weise, daß der Beamte einen besondern Charakter erhält. Er ist nicht nur ein Organ der kirchenregimentlichen Macht der Gesammtheit, wie das demokratische Prinzip es bestimmt, noch weniger die Personifikation jener Gewalt, wie das monarchische Prinzip es folgert, sondern seine Person participirt an der Würde und Autorität des Amtes und darum haben auch unsere Synodalbeamten Anspruch, nicht auf knechtische Furcht und sclavischen Gehorsam, wohl aber auf die Achtung und auf das Zutrauen, welches die Schrift ihnen zuspricht. Das vielgebrauchte Primus inter pares

ist eine leere Phrase, welche nur in demokratischem Sinne einen annehmbaren Inhalt hat.

Was nun die Gliederung der Synode betrifft, so sind statutarisch Pastoral-Conferenzen angeordnet. Ihr Bestand oder Nichtbestand ist aber keine Verfassungsfrage, denn sie sind nicht eine Forderung unseres Verfassungsprinzips, sondern eine Forderung der pastoralen Verhältnisse. Die Pastoral-Conferenzen sind angeordnet zur Förderung und bessern Wahrung des geistlichen Amtes an den Gemeinden und haben nur in diesem Sinne ein Recht des Bestehens.

Es ist deßhalb zu bedauern, daß in neuerer Zeit aus Mißverstand der Charakter der Pastoral-Conferenzen eine Aenderung erlitten hat, zum großen Nachtheil ihrer selbst. So sind sie schon als ständige Committeen der Distrikte in Vorschlag gebracht und als solche mit Vorarbeiten für die Distrikts-Synoden betraut worden. Das Protokoll des vierten Distrikts 1883 enthält sogar den Antrag dreier Pastoral-Conferenzen (unter welchen sich merkwürdiger Weise die Seminar-Conferenz mit unsern Professoren befindet): Der Distrikt wolle bei der General-Synode beantragen, daß die Pastoral-Conferenzen Vorwahlen abhalten. Wie man es mit unserm Verfassungsprinzip vereinigen will, mit Umgehung eines Hauptfaktors unserer Synodal-Organisation, mit Umgehung der Gemeindedelegaten synodalamtliche Körperschaften zu bilden, ist ein Räthsel. Die Pastoral-Conferenzen haben keinen amtlichen Charakter und können dem Geiste unserer Verfassung nach nie einen solchen erlangen, ohne Zuziehung von Gemeinde-Repräsentanten. Geschieht dies, so sind sie nicht mehr Pastoral-Conferenzen, sondern Bezirks-Synoden.

Die Frage betreffs des gliedlichen Anschlusses des evangelischen Lehrervereins an die Synode ist oben schon einmal berührt worden. Vorläufige Bestimmungen in dieser Angelegenheit hat die letzte General-Synode schon getroffen, mit dem Bedeuten, daß die definitive Regelung dieser Angelegenheit von der diesjährigen General-Synode ausgeführt werden solle. Welches ist nun die prinzipielle Stellung des Lehrervereins zur Synode? Sie beruht offenbar auf dem Verhältniß des einzelnen Lehrers zur Gemeinde und zum geistlichen Amt. Der Lehrer als solcher steht 1. an Stelle der Eltern und der Gemeinde, insofern diesen der Befehl gilt, die Kinder zu lehren und zu erziehen. Wo es sich aber um die kirchliche Lehre handelt, in welcher die Kinder an der Hand des kirchlichen Katechismus unterrichtet werden, steht der Lehrer 2. da als Gehülfe und Stellvertreter des Pastors. Der Lehrer ist also überall nur Mittelglied, nirgends persona prima und wenn er auch ein sehr nothwendiges Hülfsglied ist, so ist er doch kein unumgänglich nothwendiges. Das Amt des Gemeindeschullehrers beruht nicht, wie das Predigtamt, auf göttlicher Einsetzung, sondern es ist eine kirchliche Institution, welche nur da in's Leben tritt, wo die Verhältnisse es wünschenswerth und möglich machen. Der Lehrer als Mittelperson ist also keine kirchliche Einheit, kein kirchliches Rechtssubjekt und er hat darum auch kein Anrecht auf Anerkennung in diesem Sinne. Die

Erklärung des ersten Distrikts in dieser Angelegenheit wäre also wohl motivirt, wenn es sich um die Frage des gliedlichen Anschlusses der einzelnen Lehrer und nicht um den Anschluß des Lehrervereins als solchen handelte. Auf diesen als auf ein organisches Ganze und nicht auf den einzelnen Lehrer bezieht sich die Erklärung der letzten General-Synode, welche also lautet: Die evangelische Synode von Nord-Amerika erklärt den evangelischen Lehrerverein als einen integrirenden Theil ihrer selbst und reicht demselben die Hand, als einen ihr nothwendigen Mitarbeiter bei der Lösung ihrer Aufgabe, nämlich die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Deutschen dieses Landes. In dieser Erklärung, welche den Lehrerverein einen Theil der Synode selbst nennt, liegt nun die nothwendige Folge, daß dieser Theil auch organisch mit der Synode verbunden werde. Schwierigkeit bereitet blos die Art und Weise, in welcher die Verbindung auf Grund des Verfassungsprinzipes geschehen kann.

Man hat den Lehrerverein schon in Paralelle mit den Pastoral-Conferenzen zu stellen versucht. Doch findet hier ein umgekehrtes Verhältniß statt. Während ein Pastor für seine Person ein kirchliches Rechtssubjekt ist, ist es die Pastoral-Conferenz nicht, da ihr der nicht zu umgehende Faktor, die Gemeindevertretung mangelt. Der Lehrer aber ist für seine Person kein kirchliches Rechtssubjekt, während der Lehrerverein als solcher anerkannt werden kann und auch anerkannt worden ist. Demnach ist der Lehrerverein in Parallele zu setzen mit einer Gemeinde, und als Gemeinde, als ein organisches Ganze kann er angesehen und behandelt werden.

Das Verfassungsprinzip erlaubt sogar eine besondere Behandlung des Lehrervereins als Synodalgemeinde. Er kann entweder einem Distrikte zugetheilt und wie jede andere Gemeinde behandelt werden, oder er kann in Rücksicht auf seine gesammtsynodale Wichtigkeit und sein örtliches Verhältniß in eine ähnliche Verbindung mit der Synode treten, als wie etwa ein katholischer Orden zur katholischen Kirche, d. h. der Lehrerverein wird als synodale Gemeinde angesehen, welche als solche jede der sieben Distrikts-Synoden mit einem vollberechtigten Delegaten beschickt, auf der General-Synode aber vertreten wird durch das Protokoll des Vereins und seinen Präses. Eine Delegation zur General-Conferenz zu senden ist für den Lehrerverein außer Ordnung, da er wohl als eine bevorzugte Gemeinde, nicht aber als Distrikt angesehen werden d a r f. Ein R e c h t aber, den gliedlichen Anschluß zu f o r d e r n, besitzt der Lehrerverein in keinem Falle. Was die Synode in dieser Hinsicht thun und die Rechte, welche sie dem Lehrerverein einräumen wird, haben ihren Grund nicht in der Verfassung, auch nicht in der Nothwendigkeit, sondern einzig und allein im Wohlwollen.

Wie die Gliederung der Synode nicht abgeschlossen ist, sondern sich erweitern läßt, so ist auch die innere Organisation der Synode entwicklungsfähig, und einer Fortbildung bedürftig. Bei dieser Fortentwickelung sollte aber s e h r b e h u t s a m verfahren und Rücksicht genommen werden auf solche statutarische Bestimmungen, welche ohne Verletzung unseres republikanischen Verfassungsprinzipes nicht abgeändert werden können. Ein Bei-

spiel, wie leichtsinnig aber im Reformiren vorangegangen wird, ohne Rücksicht auf die Einheitlichkeit unserer Synodalorganisation, zeigt unter andern ein Fall in unserm eigenen, im siebenten Distrikte. Im Jahre 1880 legte die Committee zur Antragstellung an die General-Synode, zu welcher auch der Schreiber dieses gehörte, dem Distrikte einen Antrag sammt Begründung, Abänderung des § 31, das Direktorium und die Inspektoren der Lehranstalten betreffend, vor. (Protokoll 1880 S. 10). Jener Antrag sowohl wie seine Begründung ging vom damaligen Vorsitzer des Direktoriums, P. Siebenpfeiffer aus, und wurde in der Eile, mit welcher oft auf den Conferenzen die Arbeiten der Committeen abgehaspelt werden, nicht sorgfältig geprüft, obschon es klar am Tage lag, daß hier der siebente Distrikt zur Antragstellung vorgeschoben wurde, zu welcher das Direktorium selbst die Initiative hätte ergreifen können. Die Committee ging darauf ein, ihr nach der ganze Distrikt, welcher beschloß, den Antrag an die General-Synode zu stellen, daß das Direktorium hinfort aus 13 Gliedern bestehen, die Inspektoren der Lehranstalten aber hinfort von der vollen Gliedschaft dieses Körpers ausgeschlossen werden sollen.

Der erste Theil dieses Antrags involvirt offenbar keine Veränderung prinzipieller Verfassungsfragen. Ob das Direktorium aus 9 oder 13 Gliedern besteht, ist gleichgültig. Forderung bleibt, daß es aus so viel Gliedern sich zusammensetze, daß es seine Geschäfte abzuwickeln im Stande ist. Die Begründung für die Aufstellung einer größern Anzahl von Direktorialgliedern sagt, daß dieselbe nöthig sei, der vielseitigeren Betrachtung und Behandlung der vorliegenden Geschäfte halber und daß nur in einem recht vielgliederigen Direktorium die Bürgschaft liege, daß persönliche Rücksichten und Anbequemung viel eher niedergehalten werden. Es ist gut, daß dieses Armuthszeugniß nicht in jener Committee, auch nicht in unserm Distrikte, sondern im Direktorium selbst seinen Ursprung hat und vielleicht selbst in persönlichen Rücksichten und Anbequemungen seine Grundlage fand. Die Erfahrung zeigt aber doch in klarer Weise, daß kleinere Körperschaften in Thatkraft, Weisheit, Schaffungsfähigkeit, in Umsicht und Gerechtigkeit den größern nicht nachstehen. Die Weisheit und Wahrheit ist kein Monopol der Quantität, sonst müßten ja auch die Anträge kleinerer Distrikte denen größerer Distrikte gegenüber von vornherein mit Mißtrauen betrachtet werden und die Vielseitigkeit hindert eben so oft die rechte Einheit, als sie dieselbe fördert. — Die Personalfrage im Direktorium ist aber keine Verfassungsfrage und sie mag entschieden werden durch die zwingende Nothwendigkeit.

Anders liegt die Sache bei dem Antrag: Die Inspektoren der Lehranstalten sollen keine stimmberechtigten Glieder des Direktoriums mehr sein. Hier wird die Einheitlichkeit und Schönheit unseres kirchlichen Organismus auf Kosten irriger Voraussetzung zu stören gesucht.

Nach § 31 in seiner jetzigen Fassung stehen die Anstalten durch die Inspektoren in organischer Verbindung mit dem Direktorium und durch dieses mit der General- und Gesammt-Synode. „An der Spitze der speziellen

Leitung und Verwaltung der Anstalten steht je ein Direktorialglied und durch dieses als einem Mittel- und Bindeglied zwischen Anstalt und Direktorium übt dieses letztere unmittelbar die Autorität der General-Synode auf die Anstalt aus und behält die volle Controlle in Händen. Die Inspektoren sind nicht Angestellte, sondern Glieder des Direktoriums, und wenn auch vom Direktorium erwählt, so doch nicht in seinem, sondern im Namen der General-Synode. Es ist zu beklagen, daß der siebente Distrikt so ohne Weiteres jene irrige Ansicht in Folge Beeinflussung seines Comites zur Antragstellung zu der seinigen gemacht hat. Was die Begründung obigen Antrages anbetrifft, stimmt dieselbe nicht mit dem Geiste des grundlegenden § 39. Nach jener Begründung soll dem Inspektor nicht eine Parteistellung im Direktorium den Professoren und Angestellten gegenüber möglich gemacht werden. Warum denn nicht? Das Lehrerpersonal und das Direktorium sind im Grunde doch Parteien, selbst wenn sie das nämliche Ziel verfolgen. Sollen nun die Inspektoren einmal aus dem Dirktorium hinausgeschoben, mit dem Lehrerpersonal eine Parteistellung gegenüber dem Direktorium einnehmen? Und dazu werden nicht nur die Verhältnisse, sondern die allgemeinen Gesetze der Gemeinschaft die Inspektoren treiben, und wir erhalten Anstalten, welche außerhalb eines organischen Verbandes mit der Synode stehend, zu irgend einer Zeit dem Direktorium gegenüber stehen und ihm mindestens seine Arbeit und Mühe verdoppeln können. Die letztjährigen Vorgänge zwischen Zöglingen und Lehrerpersonal sollten noch so frisch in unserm Gedächtnisse haften, daß wir eher einer Vermehrung der synodalen Autorität in den Anstalten, als einer Verminderung das Wort zu reden geneigt sein sollten. Eine Verminderung derselben wird nothwendigerweise eintreten, sobald den Inspektoren die Gliedschaft im Direktorium abgesprochen ist und das Direktorium nicht mehr in Zweien seiner Glieder die Verwaltung der Anstalten in Händen hat. Auch das größtmögliche Maß der Verantwortlichkeit, auf welches jene Begründung hinweist, ruht nicht auf dem Inspektor, der nur als Angestellter des Direktoriums sich zu betrachten hat, sondern auf dem Inspektor, der zugleich Direktorialglied und also für die Maßnahmen des Direktoriums mit verantwortlich ist. Was unsere Verfassung aber einer Gemeinde gewährt, eine freie Repräsentation bei den Distrikten und bei der General-Synode, das gewährt sie, wie recht und billig, auch den Anstalten: „Eine Vertretung derselben im Direktorium und durch dieses auf der General-Synode," durch den § 31, welcher in seiner Fassung nicht sollte abgeändert werden, denn er zeugt von einem tiefern Verständniß republikanischer Ordnung, als die Anträge und deren Begründungen, die zu seiner Abänderung gestellt werden.

Der Mangel an genauen statutarischen Bestimmungen und auf Grund dessen ein unsicherer Zustand macht sich auch auf anderer Seite geltend. Vor Allem ist das Gebiet des Kirchenrechts ein noch ziemlich unbebautes Feld in unserer Organisation. Ein Kirchenrecht sollte aber einer Synode von so ausgeprägtem Charakter, wie unsere Synode es ist, sollte der Kirche, welcher die

Zukunft gehört, nicht fehlen. Unsere Synode sollte sich nicht begnügen mit einem schwebenden und haltlosen Zustand der Dinge, noch mit dem Kirchenrecht anderer kirchlicher Körperschaften, sie muß auch hier selbständig werden. Grundlagen für ein Kirchenrecht bieten unsere Statuten wohl, auf ihnen muß aufgebaut werden. So bestimmt z. B. Kap. 7, § 75—80 die drei Instanzen, welche bei Klagesachen angeordnet sind und den Modus, welcher beim Disciplinarverfahren eingehalten werden soll. Jene Bestimmungen aber bieten in keiner Weise einen Maßstab zu einer einheitlichen und festen Behandlung der einzelnen Fälle. So wie es möglich ist, daß in einem der Distrikte ein Pastor oder eine Gemeinde gliedlich aufgenommen wird, welcher in einem andern Distrikte abgewiesen werden würde, oder wie es sich treffen kann, daß in dem einen Distrikt ein Glied ausgeschlossen wird, welches unter gleichen Verhältnissen in einem andern Distrikte ruhig im Besitze seiner Mitgliedschaft bleiben würde, so kann auch in verschiedenen Distrikten, ja in ein und demselben Distrikte zu verschiedener Zeit ein und derselbe Klagefall verschiedene Beurtheilung finden. Weist doch das Protokoll eines östlichen Distrikts sogar in ein und demselben Klagefall ein dem Gutachten der vom Distriktspräses ernannten untersuchenden Comite nicht entsprechendes Urtheil desselben Präses nach. Wo aber einmal ein Disciplinarverfahren zu Recht besteht und durch mehr als einen Fall seine Nothwendigkeit dargethan ist, erweist sich das Fehlen von einheitlichen gerechten Bestimmungen in Betreff der Handhabung der Ordnung als ein fühlbarer Mangel, ja als ein Unrecht, insofern dieser Mangel Raum läßt für die Willkür, welche überall eine Negation des republikanischen Prinzips ist.

§ 80 der Synodalstatuten verfügt, daß die General-Synode die letzte und höchste Instanz in Apellationssachen sei, aber daß sie diese Stellung auch in Betreff der Entscheidung rein theologischer Fragen einnehme, ist dort nicht festgestellt. Nicht mit Unrecht ruft es bei Manchem gerechtes Bedenken hervor, daß die General-Synode, deren Mitglieder zum Theil selbst unter kirchlicher Wartung und Pflege stehen und denen ein richtiges Urtheil aus Mangel an theologischer Bildung abgeht, als letzte Instanz in Beurtheilung theologischer Fragen kompetent sein soll. Die Eigenschaft als Abgeordneter zur General-Synode gibt dem Laien doch keinen tiefern Einblick in die kirchliche Wissenschaft und macht aus einem Delegaten keinen richtigern Beurtheiler, als er es ohne diese Eigenschaft ist. Aehnliches hat der civilisirte Staat in Betreff des staatlichen Rechtes schon längst erkannt und demgemäß gehandelt. Wie über der Legislatur, über der höchsten Regierung eines Landes, ein festes unbeugsames Recht besteht, zu dessen Auslegung ein unabhängiges Richteramt eingesetzt ist, dessen Beurtheilung in letzter Instanz alle Rechtsfragen, die von der Obrigkeit erlassenen Gesetze, ja selbst die Constitutionalität des Ergebnisses einer Volksabstimmung unterliegen, so steht auch über unserer Synode eine unbeugsame Ordnung, eine ewige Wahrheit, eine für alle Zeiten und alle Fälle gültige und unantastbare Schrift, aber die Behörde, welche sowohl in allen einzelnen Gliedern, als auch in ihrer Gesammtheit im Stand ist, nach

dieser Schrift einzelne theologische Fragen gerecht zu entscheiden, ist noch nicht geschaffen. Die General-Synode wird von der Verfassung dazu nicht gemacht, und wo sie in dieser Eigenschaft als oberste Richterin in theologischen Fragen durch Abstimmung geurtheilt hat, hat sie einfach die von der Verfassung ihr eingeräumten Rechte überschritten, freilich auf Grund mangelnder statutarischer Bestimmungen, welche sie aber hätte schaffen können und sollen. Naturgemäß wäre der ministerielle Theil der General-Synode zu diesem Amte befähigt. Seine Entscheidung wäre endgültig, nicht einer Abstimmung durch die General-Synode unterworfen, und anfechtbar blos durch klare und zwingende Aussprüche der hl. Schrift. Wohl aber müßten die aus der Entscheidung sich ergebenden Folgen, etwa Anträge auf Suspendirung oder Absetzung von Geistlichen und theologischen Lehrern auf Grund von Irrlehren einer Abstimmung der General-Synode unterliegen.

Nichts gereicht einem kirchlichen Körper zu größerer Schädigung als ein bloßes Experimentiren da, wo ein prinzipiell richtiges Vorgehen geboten ist. Das zeigt sich auch deutlich am Organisiren kirchlicher Institutionen, welche vom Wesen der Kirche gefordert, bisher aber dem Synodalorganismus noch nicht oder doch nur in mangelhafter Weise beigefügt worden sind; ich meine hier die Wittwen- und Waisen-Versorgung und die Heidenmission.

Was die ersten betrifft, so war das Vorgehen in derselben bisher ein einseitiges, mit den biblischen Bestimmungen und dem Grundprinzip unserer Verfassung nicht harmonirendes, und darum konnte das Geleistete auch nicht genügen, noch weniger allgemein befriedigen. So steht die Wittwenversorgung wieder auf der Tagesordnung der General-Synode.

Es ist gewiß eine Frage von eminenter Wichtigkeit, die Frage: Wie hat sich die Synode den Pfarrwittwen gegenüber zu verhalten? Was sagt die Schrift dazu? Zum Ersten, wer das Evangelium verkündigt, der soll vom Evangelium sich nähren. Diese Bestimmung schließt nun gewiß nicht nur den Pastor, sondern auch seine Familie in sich. Sollte nun aber eine Pfarrwittwe keinen Anspruch mehr haben auf das, was die Schrift der Pfarrfrau zusichert? Ein Irrthum kann nicht leicht vorkommen, wenn man auf des Apostels Wort merkt: So ein Gläubiger oder Gläubige Wittwen hat, der versorge dieselben. Dieser Ausspruch gilt einzelnen Personen, einzelnen Gemeinden und einzelnen Kirchenkörpern. So nun aber die Gemeinden ihre Wittwen versorgen, so fallen der Versorgung durch die Synode eben nur die Wittwen der Synodalglieder anheim, die Wittwen der Pastoren, welche im Dienste der Synode ihre Kräfte und ihr Leben verwerthet haben. Wäre die Wittwenversorgung eine Privatsache der Pastoren, so hätte die Synode nie mit dieser Sache sich zu befassen verpflichtet gefühlt, und sie hätte auch kein Recht gehabt, in die Privatangelegenheit einzelner Glieder der Synode sich einzumischen. Daß sie es aber doch gethan und schon einmal gewisse Bestimmungen getroffen hat, beweist, daß sie selbst die Wittwenversorgung als synodale Angelegenheit auffaßt. Der Weg, welcher aber von der General-Synode eingeschlagen wurde, war verfassungswidrig, indem Ausnahmegesetze für einzelne

Glieder der Synode geschaffen wurden, was eben von keinem Standpunkt aus nicht zulässig ist. Das war der Grund, warum die General-Synode eine offene Auflehnung gegen ihre Anordnung sich gefallen lassen mußte. Eine synodale Angelegenheit ist eine Angelegenheit aller Glieder in gleichem Maße und nur dann, wenn die Gesammt-Synode in allen ihren einzelnen Gliedern, Pastoren und Gemeinden, in der Wittwenunterstützungssache sich haftbar erklärt, nur dann ist die Grundlage gefunden, auf welcher die Wittwenversorgung auf evangelische und darum auch verfassungsmäßige Weise geregelt werden kann.

Es mag ja recht schön klingen, wenn die Pastoren erklären, für die Pfarrwittwen und Waisen selbst sorgen zu wollen, aber Recht ist's doch nicht, wenn man die Gemeinden von dieser Sache ausschließt. Das republikanische Prinzip verbietet sowohl eine Beeinträchtigung einzelner Glieder in ihren Rechten, als auch in ihren Pflichten und darum muß den Stimmen aus den Gemeinden Gehör geschenkt werden, welche ihren Antheil an der Wittwenversorgung fordern, und wo Stimmen im Proteste sich dagegen erheben sollten, sind sie hinzuweisen auf das Recht.

Es ist gewiß eine beherzigenswerthe Thatsache, welche gerade in der Wittwensache klar hervortritt, daß nur solche Anordnungen innerhalb der Synodalorganisation Bestand haben und allgemein befriedigen, welche in die Grundlagen unserer Verfassung sich einfügen oder aus denselben herauswachsen. Dies ist auch der Fall mit der Mission.

§ 3 der Synodalstatuten erkennt die Missionssache als Aufgabe der Synode an, und es scheint die Zeit gekommen zu sein, wo es nicht mehr nur bei der Anerkennung der Aufgabe gelassen, sondern wo die Synode diese Aufgabe auch zu erfüllen trachten wird. Wir beschäftigen uns zum Schlusse noch mit dieser Angelegenheit, doch nur insoweit, als das Verfassungsprinzip unserer Synode dabei in Betracht kommt.

Unsere Synode als ein selbständiges Glied der Gesammtkirche will nicht mehr blos eine geistige Colonie der evang. Kirche Deutschlands sein und ist es auch nicht mehr. Sie ist sowohl in der evang. Kirche, als auch in der Gesammtkirche das, was man im Politischen „souverain" nennt. Sie ist ein Glied der Kirche. Das republikanische Prinzip der Kirche aber fordert unbedingt für jedes Glied gleichen Antheil an den Pflichten der Kirche, wie es auch jedem Gliede gleiche Rechte zusichert. Hat die Gesammtkirche den Missionsbefehl erhalten, so darf keine Einzelkirche, welche als solche sich erklärt, sich diesem Befehl entziehen, denn vom Gehorsam gegen das Wort hängt die Wahrheit der Kirche in gleichem Maße ab, als von der Verwaltung des Worts und Sakraments. (Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder u. s. f.)

Die evang. Synode von N. A. ist demnach hinsichtlich ihrer Stellung zur Schrift und zur Gesammtkirche, hinsichtlich ihrer freien und selbständigen Entwicklung und der Mittel und Kräfte, welche in ihr sich finden, ja selbst hinsichtlich der Anerkennung des republikanischen Prinzips als der Grund-

lage wahrer kirchlicher Verfassung und Organisation angewiesen auf das Eingehen in die volle Arbeit im Reiche Gottes. —

Das erkennt die Synode auch an, aber hinsichtlich der Frage, auf welche Art und Weise Mission getrieben werden soll, gehen die Ansichten auseinander. Zwei Wege, Mission zu treiben, bieten sich dar: Erstens, Unterstützung schon bestehender evang. Missionsgesellschaften; zweitens, Organisation einer eigenen Synodal-Heidenmission. Man behauptet nun, daß der erste Weg schon längst eingeschlagen worden sei und daß die Synode schon lange Privat-Missionsgesellschaften unterstützt habe. Dies ist aber Illusion, insofern die Synode bis auf den heutigen Tag kein Organ hat für die Heidenmission. Dadurch daß die Gaben einzelner evangelischer Christen und Gemeinden in der Synode durch den Kassenverwalter unserer Synodalblätter an den Ort der Bestimmung kamen und im Friedensboten quittirt wurden, sind synodale Einrichtungen einfach als Agenturen europäischer Missionsgesellschaften gebraucht worden, selbst mit Ausschluß der Konkurrenz des einheimischen, in der Synode selbst existirenden Missionsvereins, welchem zur Zeit die Anerkennung von Seiten der General-Synode noch fehlt, und dem deßhalb die Spalten des Friedensboten versagt werden müssen. Diesen Zustand zu erhalten und die Synode noch länger als Colonie deutscher Missionsgesellschaften zu bewahren, das ist der Zweck und das Ziel der Redaktion des Missionsfreundes, und es ist deßhalb nur ein konsequentes Verhalten, wenn von jener Seite selbst eine Visitation eines Theiles unserer Synodalglieder durch einen Missionsinspektor aus Europa nachgesucht wird. Eine Ungenauigkeit im Ausdruck mag hier aber ein Mißverständniß hervorgerufen haben.

Da es nun einem kirchlichen Körper von der Größe und Wichtigkeit unserer Synode schlecht ansteht, immerfort in einem Abhängigkeitsverhältniß zu europäischen Privat-Missionsgesellschaften zu stehen und so zu sagen Stellvertreter in der Missionsarbeit sich zu kaufen, wie einst die Militärpflichtigen Ersatzmänner kauften, weil sie ihre werthe Person dem Dienst des Vaterlandes nicht hingeben wollten, so vertritt ein großer Theil unserer Synode die wohlberechtigte Ansicht: die evang. Synode von N. A. kann und soll selbständig Heidenmission treiben.

Auch hier gibt es wieder einen doppelten Weg, voranzugehen. Es kann die Synode das Missionswerk in allen Beziehungen organisch sich einverleiben, oder sie kann die Mittel und Personen dem schon bestehenden Missionsverein in ihrer Mitte liefern, die Arbeit aber demselben überlassen, mit Vorbehalt völliger Controlle von Seiten der Synode. Es weist aber unser Verfassungsprinzip die Synode doch dahin, daß sie das Missionswerk ganz und voll in allen seinen Beziehungen als synodales Werk in Angriff nehme und daß dasselbe dem Organismus der Synode auf verfassungsmäßigem Wege dauernd eingefügt und nicht blos angehängt werde.

Ich schließe nun mit den Worten: Die evang. Synode von N. A. ist ein wesentliches Glied der einen, heiligen, allgemeinen christlichen Kirche, nicht blos hinsichtlich ihres biblischen Bekenntnisses, sondern auch hinsichtlich ihrer

durchaus evangelischen Verfassung, welche rein zu erhalten durch Ausscheiden wilder Sprößlinge und durch Ausbauen auf Grund ihres Verfassungsprinzips eben so sehr in ihrem Interesse liegen muß, wie das Reinhalten evangelischer Lehre und evangelischen Glaubenslebens, wenn auch die kirchliche Verfassung gewiß kein Heilsmoment ist. Da aber unsere Verfassung gerade aus unserer kirchlichen Lehre herausgewachsen ist und somit selbst einen Theil unseres Bekenntnisses bildet, so wäre es wünschenswerth, daß unsere Synodalstatuten besser bekannt, mehr studirt und zu diesem Behufe unserem Katechismus beigedruckt würden.

Kirchliche Rundschau.

Mit der Versammlung des VII. Distrikts hat die Reihe der diesjährigen Distriktssynoden geschlossen. Dem gedruckten Protokoll hier vorzugreifen kann nicht unsre Absicht sein, denn, selbst wenn wir eine solche Absicht hätten, so wäre ihre Ausführung aus Raummangel unmöglich. Wir werden uns also darauf beschränken (dem Wunsche zweier Distrikte entsprechend), denjenigen Abschnitt des Berichtes unseres ehrw. Synodalpräses, der sich auf die Theol. Zeitschrift bezieht, hier wiederzugeben.

„In Betreff der Theologischen Zeitschrift ist, — wenigstens, was die Zahl der Leser anlangt, — eine Wendung zum Bessern eingetreten. Das Nähere theilt der hernach folgende Bericht des Verlagsverwalters mit. Nach dem Abgang des Herrn Prof. Wurst aus dem Predigerseminar hatte der seitherige Redakteur der Th. Z., Herr Prof. Kunzmann, bedeutend mehr Arbeit zu übernehmen. Aus diesem Grunde hielt er sich für verpflichtet sein Amt als Redakteur der Th. Z. niederzulegen. Möge es dem nunmehrigen Redakteur P. Becker gelingen, die Th. Z. im Segen weiter zu führen.

Durch unsere Th. Z. wollen wir nicht hauptsächlich anderen Leuten den Standpunkt klar machen; wir haben zur Zeit genug mit uns selbst zu thun. Jüngere Brüder im Amte sind gewiß den älteren, erfahrenen Pastoren dankbar, wenn sie ihre errungenen Schätze in der Th. Z. preisgeben. Aber auch der ältere Mann darf nie und nimmer den Verkehr mit Solchen aufgeben, die mehr sind und mehr wissen als er selbst. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen." Und diejenigen jüngern oder älteren Pastoren, die ihre Kräfte nicht anstrengen im Umgang mit Gottes Wort, denen der reiche Schatz der Erkenntniß, den Gott in den Schooß seiner Kirche gelegt hat, ein verschlossenes Buch bleibt, bringen sich und ihre Gemeinden an den Bettelstab. Wie gut ist es da, wenn ein solcher Abgeordneter der Synode in Gestalt einer Theologischen Zeitschrift monatlich einmal in jeder unserer Pfarrwohnungen vorspricht mit der ernsten Frage: „Verstehest du auch, was du liesest?" Die Th. Z. hätte natürlich ihre Stimme nach Bedürfniß zu wandeln und müßte im Namen Jesu allerlei Fragen stellen, z. B.: Simon, hast du mich lieb? Weidest du auch meine Schafe? So lange bin ich bei euch und du kennest mich nicht? Was und wie predigst du denn? Bist du nicht blos Prediger, bist du auch Hirte deiner Gemeinde? Besuchst du auch die Gesunden und die Kranken? Derjenige Pastor, der in diesem Lande der Vielgeschäftigkeit nicht verflachen, versanden und ein dummes Salz werden will, muß sich zu Gott halten, das Gebetskämmerlein und sein Arbeitszimmer recht benützen. Da gilt es ein geistliches und geistiges Eigenthum zu erwerben, um auf der Kanzel, am Altar, in der Schule, im Confirmandenunterricht, an Krankenbetten, Särgen und Gräbern guten Samen streuen, geistliches Leben wecken und stärken zu können. Wer diese seine hohe Aufgabe kennt, der kommt dann gewiß gern mit seinen Brüdern durch eine Th. Z. zusammen, um zu hören, zu lernen, zu nehmen und zu geben. Nur sollte dann allerdings die Th. Z. in's Wort Gottes und in's wirkliche pastorale Leben hineingetaucht sein. Eine Th. Z., wie sie unsere Synode bedarf, sollte unsere Pastoren

vor allen Dingen in die heilige Schrift hineintreiben; sie sollte uns zeigen, wie man die Schätze der Schrift hebt, wie man selbständig aus der Schrift eine Predigt schöpft, wie eine Bibelstunde zu halten ist. Nur eine selbständig aus der Tiefe der Schrift geschöpfte Predigt kann recht von Herzen kommen und wieder zu Herzen gehen. Wo die Selbständigkeit mangelt, fehlt der Mann. Den Confirmandenunterricht, die Kinderlehre und Sonntagsschule sollte unsere Th. Z. zu Gegenständen ihrer Erörterung machen. Wir sind Theologen zunächst für unsere Gemeinden, und die Th. Z. soll im Dienste unserer Pastoren und ihrer schreiendsten Bedürfnisse stehen. Ein schreiendes Bedürfniß für einen Pastor ist, daß er nach und nach allein stehen und gehen lernt und daß er nach und nach in den Stand gesetzt wird, die Werkzeuge und Hülfsmittel, die zu seinem heiligen Beruf gehören, mit Anstand und Geschick zu handhaben. Solche Werkzeuge sind auch die Sprachen, in welchen die heilige Schrift geschrieben ist. Die Th. Z. sollte ein Sporn sein, den Pastor — den noch jugendlichen, wie den schon älteren Mann — auch nach dieser Richtung hin zur lohnenden Arbeit anzutreiben. Wie sollen wir die biblische Geschichte in der Schule und im Confirmandenunterricht handhaben? Wie verwerthet man den reichen Inhalt der Kirchengeschichte in der Predigt? In welcher Weise hat der Pastor zu seiner eigenen Förderung die Dogmatik, insbesondere die Lehre von der Person und dem Werke Christi, zu treiben? Warum ist dem Pastor das fortwährende Studium der christlichen Sittenlehre unentbehrlich? Solche und ähnliche Fragen würden gewiß von allen unsern Pastoren mit Interesse und Gewinn für's Herz und Amt gelesen. Kurz, es ist so viel Stoff in die Formen des pastoralen Lebens zu gießen, daß schwer einzusehen ist, wie 400 Pastoren ohne eine eigene Gießerei fertig werden können. Wenn die deutsche evangelische Synode von Nordamerika behalten will, was sie hat, wenn sie nicht ihrer Krone beraubt werden will, wenn ihre Pastoren unter sich im brüderlichen, lebendigen und lebenerweckenden Verkehr bleiben wollen, wenn die besonders geschulten und begnadigten unter ihnen ihr Pfund nicht zu vergraben wünschen, so darf sie ihre Theologische Zeitschrift nicht eingehen lassen. Aber beugen und demüthigen sollten wir uns vor dem Herrn, unsere Versäumnisse erkennen, bekennen und bereuen, uns von denselben lossagen und verlangen nach der Gnade Gottes. Dann kommt auch für unsere Th. Z. ein Ostermorgen, sie wird mit Gewinn gelesen werden, sie wird sich alsdann auch bezahlen in unsern Pfarrhäusern und Lehrerwohnungen und gewiß auch bei unserm Verlagsverwalter."

So weit der Bericht des ehrw. Synodalpräses. Die Beschlüsse, daß derselbe veröffentlicht werden solle, schließen doch wohl den Gedanken ein, daß die darin enthaltenen Winke nicht blos den Redakteur angehen, sonst könnte man ihm ja ganz einfach sagen: Da siehe du zu. Der größte Theil unserer Theologischen Zeitschrift ist und soll ja das Werk der für sie arbeitenden Synodalglieder sein. Die Redaktion wird recht gerne viele tüchtige Arbeiten über praktisch-theologische Gegenstände veröffentlichen, wenn ihr dieselben zu Gebote gestellt werden und der Raum der Theologischen Zeitschrift dazu ausreicht. Das muß nämlich mit Dank gegen die Mitarbeiter der Th. Z. anerkannt werden, daß schon seit geraumer Zeit der Redakteur nicht mehr sagen konnte: Es ist noch Raum, sondern im Gegentheil gerne mehr Raum gehabt hätte. Das ist allerdings eine manchmal unbequeme, aber gleichwohl nicht unerfreuliche Lage. Wenn aber die Th. Z. nicht blos mit der lautern Milch trefflicher, in ächt evangelischem Geiste gehaltener Arbeiten, sondern auch mit der festen Speise vieler und pünktlich eingezahlter Abonnementsgelder versorgt wird, so wird das Schmerzenskind nicht blos keinen Mangel leiden, sondern mit Gottes Segen wachsen und gedeihen.

Der Kampf zwischen der Curie und dem deutschen Reiche — denn diesem gelten ja doch die Angriffe Roms im letzten Grunde — ist durch das Junigesetz dieses Jahres so wenig zu Ende gekommen, als er durch die Maigesetze erst begonnen hatte. Die Curie und das Centrum im Reichstage besetzen das gewonnene Gebiet, aber nicht um sich damit zu begnügen, sondern um von da aus noch mehr zu erkämpfen. Mit so großer Majorität auch das Junigesetz angenommen wurde, so hat es doch keineswegs an Stim-

men gefehlt, die sich entschieden dagegen aussprachen. So erklärte der Kirchenrechtslehrer Dr. Dove: „Ich bin als Protestant und als preußischer Staatsbürger nicht im Stande die Vorlage anzunehmen. Man sucht das Centrum zu gewinnen zur Lösung der wirthschaftlichen Aufgaben und gibt dafür alles Andere preis; wer aber alles auf die wirthschaftlichen Interessen stützen will, tanzt schließlich auch nur vor dem goldenen Kalbe." Der Bonner Universitätsprokurator Dr. Leseler äußerte: „Ich will es nicht verhehlen, daß mein Herz mit Bekümmerniß und Bitterkeit erfüllt ist, ähnlich wie in dem unglücklichen Herbst 1850 (Olmütz). Ich war versucht einen Antrag zu stellen auf einen Schlußparagraphen zu diesem Entwurf: „Dieses Gesetz tritt am 10. November 1883 in Kraft." Ich stellte den Antrag nicht, aber als guter Protestant lege ich Verwahrung ein gegen dieses nach meiner Ueberzeugung höchst traurige Gesetz."

Hingegen pries die Provincialcorrespondenz die Vorlage als eine „politisch-großartige und dabei wahrhaft liberal gedachte," die nicht der Curie entgegen komme, sondern der geistlichen Noth der katholischen Bevölkerung sich erbarmen und den Staat vollständig im Besitz der Machtmittel lasse, der für die Erhaltung seiner Autorität unentbehrlich sei. Eigenthümlich ist es nun, daß die preußische Regierung in diesem Falle katholischer ist, oder sein will als der Papst selbst. Die geistliche Noth der Katholiken in Preußen hätte doch am allerersten den heiligen Vater rühren sollen, und um sie zu beseitigen wäre nur die Gewährung der schon im Jahre 1880 in dem Briefe des Papstes an den Bischof Melchers von Köln in Aussicht gestellten Anzeige nöthig gewesen. Aber Leo XIII. hat bis heute noch nicht gestattet, was er damals „in Voraussicht der Vortheile, welche daraus für das Heil der Seelen und für die öffentliche Ordnung hervorgehen werden," zu gewähren versprochen hat. Es scheint also, daß die Vortheile für das Heil der Seelen und für die öffentliche Ordnung den Vortheilen für den Machtzuwachs der Curie weichen mußten. Dieser ist ihr denn auch geworden. Voll Freude darüber schreibt der „Moniteur de Rome," der die Vorlage als „eine Bresche in das wankende Gebäude der Maigesetze und als ein Bruch der Traditionen des Kulturkampfes" begrüßt: „Es ist (in Folge dieser Vorlage) eine Verstörtheit und Verwirrung, deren Ausdehnung unberechenbar, deren Consequenz aber eine glückliche ist."

Die später folgende Jacobinische Note, deren Wortlaut bis jetzt noch nicht veröffentlicht wurde, mußte allerdings der preußischen Regierung jede Illusion darüber benehmen, daß die Curie sich mit dem in der Vorlage Gebotenen begnügen werde. Die Entrüstung über diese Note, welche sich in der Norddeutschen Allg. Ztg. aussprach, ist von der ultramontanen Germania mit Hohn aufgenommen und ebenso höhnend dafür auf die schließlichen Erfolge der römischen Diplomatie hingewiesen worden.

Und warum sollte man zu dem bereits Erlangten nicht noch mehr verlangen. Verheißt doch die Allg. Ev. Luth. Kztg. ganz zuversichtlich: „Der Staat wird nach und nach aus eigener Initiative und ohne formelle Verständigung mit der Curie alle Zugeständnisse machen, ohne welche ein äußerlich friedliches Zusammenleben zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt nicht denkbar ist." Da aber bei einem derartigen Verfahren die Abmessung der nöthigen Zugeständnisse nothwendig in der Hand der Curie liegen muß, indem nur das thatsächlich friedliche Verhalten ihrer Organe den Beweis liefern könnte, daß sie genug Macht hat, um mit der weltlichen Gewalt friedlich leben zu können und zu wollen, so verheißt dieses evangelische Blatt dem Ultramontanismus eine so glänzende Zukunft, wie er sie wohl selbst kaum zu erwarten gewagt hat.

Während die A. E. L. Kztg. im Tone höchster Befriedigung mit dem bis jetzt seitens der Curie Erreichten derselben solche Aussichten eröffnet, so weist eine politische Zeitung im Tone düsterer Verbitterung auf die nämliche Möglichkeit hin, indem sie sagt: „Der Papst hat nett und klar heraus seine Forderung gestellt: er will die Freiheit des geistlichen Berufs, mit andern Worten Wiederzulassung aller priesterlichen Orden zu Missionszwecken und die selbständige, ausschließliche Leitung der Vorbildung des Clerus; das ist Convicte, Seminare, ausschließlich geistlich-bischöfliches Examen. Wenn der Staat das bewilligt, dann kann er zwar nicht den Culturfrieden, aber die eingeschränkte Gestattung

der Anzeige bekommen........ Wir bekommen schlechterdings keine Berechtigung mehr zu der Hoffnung, aufzufinden, daß der preußische Staat nicht auch jene beiden letzten kirchenpolitischen Gesetze aufheben werde. Das kann er „autonom" thun, ohne sich nochmals vorher der Genehmigung der Curie zu versichern. Wenn er es nun „aus eigener Machtvollkommenheit" thut, der Papst wird dann wohl nicht mehr protestiren; Rom hängt nicht an einer Phrase; es wird sich eine solche Bestätigung der „staatlichen Machtvollkommenheit" mit Freuden gefallen lassen; gerade wie es, um dem preußischen Staat bei Abschaffung der noch übrigen Maigesetze keine unnöthigen Schwierigkeiten zu bereiten, jetzt den ganzen letzten Zwischenfall (die Jacobinische Note) zum Mißverständniß machen läßt."

Windhorst hat auch schon bereits bei der Berathung des Schulversäumnißgesetzes die Fortsetzung des Kampfes angekündigt, indem er Beschränkung des Staatsschulmonopols zu Gunsten einer natürlich römisch-katholischen Unterrichtsfreiheit fordert. Auch die „Germania" appellirt jetzt schon an die Sympathien der Hochconservativen und Linksliberalen für ihre „Gewissensfreiheit" gegenüber dem Staatsschulzwang.

Der neueste Schritt des Bischofs von Breslau scheint zu beweisen, daß die unbeschränkte Verfügung über sämmtliches Kirchenvermögen auch mit zu denjenigen Zugeständnissen gerechnet werden solle, „ohne welche ein äußerlich friedliches Zusammenleben zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt nicht denkbar ist." Derselbe hat nämlich, man kann kaum anders sagen als mit Verhöhnung der Gesetze, den Kirchenvorständen seiner Diöcese befohlen, die Pfarrvakanzgefälle nicht selbständig zu verwenden, sondern ihm zur Verfügung zu stellen und hat die Zuwiderhandelnden außerdem noch mit kirchlichen Censuren bedroht. Man wird also auch das Gesetz, welches den Kirchenvorständen und Gemeindevertretungen die Verwaltung des Localkirchenvermögens zuschreibt, sowie das, welches die Erzwingung von Uebertretungen der Staatsgesetze durch Verhängung und Androhung von kirchlichen Censuren verbietet, aufheben müssen, da dieselben eben auch in diesem und ähnlichen Fällen ein äußerlich friedliches Zusammenwirken der geistlichen und weltlichen Gewalt undenkbar machen.

Aus dem Gang der Geschichte des „Kulturkampfes" läßt sich unschwer erkennen, daß die Haltung Leos XIII. gelegentlich eine schwankende gewesen ist. Interessante, wenn auch nicht actenmäßige, Aufschlüsse darüber gibt „ein gelegentlicher Berichterstatter aus Rom" in der Kölner Zeitung. Hiernach hätte der gegenwärtige Papst, ein selbständig angelegter Charakter, bei seiner Wahl sich verpflichten müssen, nur im Einklang mit dem seinerseits von den Jesuiten beherrschten Cardinalscollegium zu regieren. Zwei Versuche, sich von dieser Vormundschaft zu emancipiren, seien in der preußischen Kirchenangelegenheit gemacht worden. Der erste, von dem Cardinalstaatssekretär Franchi getragen, habe damit geendigt, daß dieser — nach einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Cardinal Ledochowsky — „in Folge des Genusses eines gewissen Sorbets" plötzlich gestorben sei. „Eine Obduktion fand nicht statt, die Wissenschaft scheint die selten vorkommende Krankheit nicht klassificirt zu haben; die nach dem Tode hervortretenden Symptome, schwarze Nägel, Flecken auf dem ganzen Körper, ungewöhnliche rasche Schwellung und Auflösung, stimmten mit denjenigen überein, welche an der Leiche Clemens XIV., der den Jesuitenorden aufhob, wahrgenommen wurden." Den zweiten Versuch selbständig zu handeln, habe der Papst im Jahre 1880 in dem Breve an Melchers gemacht, in dem er versprach die Anzeige dulden zu wollen. Bekanntlich ward derselbe bald widerrufen und seitdem habe der Papst sich seinem Cardinalskollegium gefügt, während die Jesuiten, „die 1870 ihre besten Streitkräfte nach Fiesola geflüchtet," im Begriff seien, ihren Generalstab wieder nach Rom überzusiedeln und die wichtigsten dortigen Beichtstühle zu übernehmen." Soweit die Kölner Zeitung. Daß übrigens der Papst sich in seinem Breve an Melchers nicht in Uebereinstimmung mit einem gewissen katholischen Bewußtsein befunden habe, hat denkwürdiger Weise auch die „Germania" bezeugt.

Der Ultramontanismus ist überhaupt gegenwärtig sehr selbstbewußt und kampfes-

freudig. Auch in Baden hofft er bei den nächsten Wahlen stark genug zu werden und die dortigen Altkatholiken seine Macht fühlen lassen zu können. Daß diese aber wissen, wessen sie sich zu versehen haben, beweist ihr Wahlaufruf, sowie die Verbreitung eines Flugblattes, in welchem folgende zehn Punkte kurz behandelt werden: 1. Die große Frage (der Religion und des Seligwerdens). 2. Die neuen Glaubenssätze. 3. Die Unsicherheit der römisch-katholischen Kirche in Glaubenssachen. 4. Unfehlbar maßgebend ist allein Christi Wort. 5. Die römisch-katholische Kirche hindert die Menschen Christi Wort kennen zu lernen. 6. Die römisch-katholische Kirche hat eine unsichere Sittenlehre. 7. Werden in der römisch-katholischen Kirche die Sakramente gültig gespendet? 8. Der Hauptglaubenssatz der römischen Kirche beruht auf Legenden und Erfindungen. 9. Unvereinbarkeit des Glaubens an die päpstliche Unfehlbarkeit mit aufrichtiger Vaterlandsliebe. 10. Pflichten der Katholiken in der Gegenwart.

Jeder, der es wissen will, weiß, welcher Art der Friede ist, den Rom aufrichtig schließen und halten würde; zum Ueberfluß dokumentirt es sich aber auch von Zeit zu Zeit recht handgreiflich für die, welche es nicht wissen wollen. So bei dem Anlaß des Baues einer evangelischen Kirche in Meran. Dagegen protestirt eine von 38 Abgeordneten des Innsbrucker Landstags unterzeichnete Erklärung, welche der Landeshauptmann Rapp, einer der Unterzeichner, selbst vorlas. „Der erste Bau einer protestantischen Kirche im Lande," heißt es in dem Schriftstück, „darf von der conservativen Landesvertretung nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Wir vertheidigen den Charakter unseres ungetheilt katholischen Landes, wir kämpfen neuerdings für das vornehmste unserer Rechte. Dabei wird uns der Vorwurf der Intoleranz niemals (?) gemacht werden können. Wir verlangen nicht den Protestanten unser Land zu verschließen, wir verwehren ihnen nicht, „ihren Gottesdienst zu halten" (nur nicht in einer Kirche!), „wohl aber protestiren wir wiederholt gegen die gesetzlich unzulässige und den Verhältnissen nach unnothwendige Bildung altkatholischer Gemeinden, wie solche in Innsbruck und Meran entstanden sind. Wir verwahren uns insbesondere gegen den Bau einer protestantischen Pfarrkirche als solcher zu Meran und erblicken in diesem Beginnen die schmerzlich empfundene Verletzung unseres heiligsten Landesrechtes."

Dieser in Uebereinstimmung mit der conservativen Landesmajorität auch vom Erzbischof von Salzburg und den Bischöfen von Trient und Brixen mitunterschriebene Protest wird nun den Bau der Meraner Kirche nicht stören. Aber es ist ein charakteristisches Zeichen, wie man sich in katholischen Ländern zu der Windhorstschen „Schwesterkirche" stellt. Eine Diskussion über die Erklärung wollte der Landeshauptmann nicht zulassen. Kaum daß noch der Ritter von Wildauer zu einer Gegenerklärung für sich und seine Parteigenossen, und der Altbürgermeister Dr. Hellriegl aus Meran zu der Mittheilung das Wort erhielt, daß in Meran auf Seiten der Katholiken durchaus keine Mißstimmung bestehe, und Magistrat wie Gemeinderath bei den Verhandlungen über das Bauprojekt den Protestanten ganz wohlwollend entgegengekommen seien. Weiter zu sprechen verstattete Herr Rapp dem Dr. Hellriegel nicht. Was wir aber weiter über dieses Vorgehen der Tyroler Klerikalen zu denken haben, wissen wir, und notiren das Faktum zu künftigem Gedächtniß.

Nicht minder lehrreich ist aber auch in dieser Hinsicht die am 25. Juli in Barcelona geschehene Bücherverbrennung. Es wurden dort im Hofe des Zollhauses 1300 Exemplare eines Lesebuches, das Abschnitte aus den Evangelien enthielt, den Flammen übergeben. Die Vernichtung war vom Finanzministerium angeordnet worden aus Gründen, die sich am besten aus folgenden Worten der betr. Verordnung vom 10. Juni 1883 entnehmen lassen: „In Erwägung, daß, wenngleich nach den Zollvorschriften der abandonnirte Artikel öffentlich versteigert werden müßte, damit Zollgebühren einkommen, doch bei der Besonderheit dieser Waare der Verkauf nicht gestattet werden kann, ohne den Verstoß gegen den Geist und Buchstaben des Artikels 11 der Constitution, in welchem gesagt wird, daß die Staatsreligion die katholische ist; in Erwägung, daß die religiöse Toleranz, die Niemanden beunruhigt, weß Glaubens er auch sein möge, etwas ganz anderes ist, als

daß der Staat selbst den Erwerb von Werken erleichtere, in denen die wesentlichen Prinzipien der protestantischen Secten enthalten sind; und in Erwägung, daß man in Rechnung ziehen muß, daß das, was diejenigen, die solche Publikationen importiren, im Auge haben, mehr die Propaganda als der Handelsgewinn ist u. s. w.

Der Austritt von Schlümbachs aus der Methodistenkirche hat so viel Aufsehen erregt, daß sogar größere politische Zeitungen darüber referirten. Der Apologete hat denn auch sofort Front gegen Schlümbach gemacht und es scheint der Schlümbachstreit nicht beendet, sondern nur in ein neues Stadium getreten zu sein. Näheres Eingehen auf die Sache selbst müssen wir in dieser Nummer wegen Raummangels unterlassen.

Literarisches.

Die Lehre der Missouri-Synode von der Prädestination. Aus ihren eigenen Publikationen dargestellt von Dr. Gottfried Fritschel, Professor am theol. Seminar der Jowa-Synode zu Menoota. Zu beziehen durch den Verfasser, sowie durch E. Steiger, New York, und Probst, Diehl und Co., Allentown, Pa. Preis 20 Cents.

Der Gnadenwahlstreit hat mit dem Kulturkampf das gemein, daß er nicht zu Ende gehen will. Mit der vorliegenden Broschüre ist nun auch ein Vertreter der Jowa-Synode auf dem Kampfplatz erschienen. Dadurch, daß in dem Schriftchen die betreffenden Stellen der missourischen Publikationen wörtlich angeführt und durch besondern Druck ausgezeichnet sind, hat der Leser den Vortheil, daß ihm die Möglichkeit gegeben ist, sich selbständig über den Stand und die Behandlung der Streitfrage von Seiten beider Parteien orientiren zu können und so ein eigenes Urtheil zu gewinnen.

Der Geburtstag der Reformation und ein Tag aus Dr. Martin Luthers Leben. Mit Genehmigung der Verlagshandlung für Amerika abgedruckt. Reading, Pa. Verlag der Pilgerbuchhandlung. (Preis 40 Cents.)

Unter diesem Titel hat die Pilgerbuchhandlung ein elegant ausgestattetes Bändchen herausgegeben, dessen recht anziehender Inhalt der äußeren Ausstattung nicht nur nichts nachgibt, sondern dieselbe noch bedeutend übertrifft.

Luther als Bibelleser, das von unserer Synode herausgegebene Büchlein, braucht wohl nicht in unserer Theol. Zeitschrift noch besonders angezeigt zu werden, da dies schon im Friedensboten geschehen ist. Aber in Erinnerung darf es doch hier noch einmal gebracht werden, damit Keiner durch das bescheidene Aeußere des Büchleins abgehalten werde, von dem gediegenen meist aus Luthers eigenen Worten bestehenden Inhalt desselben Kenntniß zu nehmen.

Nachträgliche Bemerkung. — Das auf der St. Louiser Pastoralconferenz gehaltene und auch in dieser Zeitschrift veröffentlichte Referat: Die Stellung der modernen Theologie zur Gottheit Jesu Christi folgt im Ganzen der Abhandlung des Prof. Dr. Schulze in Rostock: Die Gottheit Jesu Christi in der modernen Theologie, in der Evang. Kirchenzeitung. Ich bedauere, daß ich dies nicht beim Referat selbst gleich bemerkt habe.

P. A. Thiele.

Bitte. — Da die Theol. Zeitschrift schon wieder umziehen muß, so wird ergebenst ersucht, etwa von Mitte Oktober an alle Zuschriften an die Redaktion zu adressiren:

Rev. W. BECKER, NORMANDY, St. Louis Co., Mo.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XI. November 1883. Nro. 11.

Zum 10. November.

Der Geburtstag Luthers würde in diesem Jahre, auch ohne daß die Theologische Zeitschrift noch besonders daran erinnerte, von keinem unserer Pastoren vergessen werden. Auch ist es nicht der Zweck der folgenden Zeilen etwas Neues über Luthers Leben und Wirken zu bringen und so die literarische Hochfluth von Lutherschriften noch um eine Kleinigkeit höher anschwellen zu lassen.

Wir dürften uns aber wohl die Frage vorlegen: Warum und in welchem Sinne feiern wir auch Luthers Geburtstag? Denn der Einwand ist nicht blos gegen unsere Synode, sondern auch gegen jede Union erhoben worden, daß, wer sich nicht lutherisch nenne, auch kein Recht habe, eine Lutherfeier zu begehen. Wir können nun zunächst darauf hinweisen, daß bei den großen Lutherfesten in Erfurt und Wittenberg Tausende aus vollem aufrichtigen Herzen mitfeierten, obwohl sie sich nur evangelisch nannten und als evangelische Christen wußten und die wahre evangelische Kirche nicht blos da zu finden glaubten, wo man Luthers Namen trägt, sondern überall, wo, wie die Augsburgische Confession sagt, „das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente laut des Evangelii gereicht werden."

Die klarste und reinste Quelle des Evangeliums ist aber die heilige Schrift. So lange wir Zugang zu dieser Quelle haben, brauchen wir uns keine eigenen Brunnen zu machen und werden es auch nicht thun, wenn wir nicht blos dem Buchstaben, sondern auch dem Geiste nach an die frischen Wasser des göttlichen Wortes geführt worden sind und unsere Seele daran erquickt haben.

Aber nicht immer war es so, daß man sagen konnte: „Wen dürstet, der komme und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst." Es gab auch Zeiten, wo es theuer geworden war; der Zugang zur Quelle war durch die Steine päpstlicher Gewalt verschüttet und verschlossen, ihre klaren Wasser waren durch Menschengebote getrübt, ihr lebendig fließender Strom war von seinem rechten Lauf abgedämmt, um unter dem Gerölle und Geschiebe der Traditionen Roms zu versickern.

Da verdanken wir es denn der Reformation, deren Hauptrepräsentant Luther ist, daß auch unsere evangelische Synode frei und offen erklären darf und kann, daß wir in der heiligen Schrift die alleinige und untrügliche Richtschnur unseres Glaubens und Lebens erkennen, daß nicht mehr der

pontifex maximus in Rom, oder die Mehrheit eines von ihm berufenen und beherrschten Concils als die untrüglichen Inhaber der Wahrheit angesehen werden müssen, sondern daß wir, ein Jeder, frei und unbehelligt forschen können, ob sich's also hält, wie von Diesem oder Jenem geredet wird.

Wenn wir aber heute noch sehen, wie eine ganze Anzahl von Bischöfen unter dem Regimente des Papstes nicht einmal so viel Freiheit haben, daß sie, weder Jeder für sich, noch alle zusammen beschließen dürfen, ob und was sie auf ein, von Rom aus selbst als geringfügig dargestelltes, Anerbieten eines Staates antworten sollen, sondern erst darum in Rom anfragen müssen, so werden wir leicht sehen, was heutzutage von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, von der einst Luther redete, zu verstehen sei. Von solcher Knechtung unseres Gewissens sind wir los; der geringste evangelische Christ hat in dieser Hinsicht mehr Freiheit als der mächtigste Bischof innerhalb der römischen Kirche. Diese Freiheit hat uns aber Gottes Gnade in der Reformation gegeben, darum können wir am Geburtstage des mächtigsten der Reformatoren jubelnd ausrufen: „Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich." Weil wir aber Grund haben, fröhlich zu sein, darum haben wir auch ein Recht zu feiern, um unsere Freude und unsern Dank auszusprechen. Wie aber jeder Dank für Gottes Gnadenerweisungen die Bitte in sich schließt, daß Gott auch ferner seine Gnade wallen lassen möge, so dürfen auch wir mit den Worten des Psalms bitten: „Herr, wende unser Gefängniß, wie du die Wasser wiederbringst im Mittagslande." Die Wasser aber werden wiedergebracht im trockenen Lande, wenn Gott Wolken über die Erde führt, wenn der Regen auf die Fluren und Auen fällt und sie grünend und fruchtbar macht. Wie aber der Regen nicht nur einmal, sondern öfter wiederkommen und immer wieder mit dem Sonnenschein wechseln muß, wenn er wirklich segenbringend und erdbefruchtend wirken soll, so muß auch das Wort Gottes immer wieder von Neuem in der Kraft des Geistes erschallen, aus dem es hervorgegangen ist, wenn die Kirche nicht zur Einöde und Wüste werden soll. Wohl lassen sich kleine Gärten und niedrige Thäler durch Menschenfleiß und Menschenkunst bewässern und grünend erhalten, aber der Regen, der auch die Berge feuchtet, muß immer wieder von oben herkommen. Darum warten und bitten wir auch immer wieder von neuem und vertrauen fest darauf, daß, so wie Gott seine Verheißung erfüllt: „Wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so will ich gedenken an meinen Bund," indem er die Wolken nicht zur Vernichtung, sondern zur Befruchtung der Erde herbeiführt: er auch in dem Reiche seiner Gnade bei Heraufführung der Wolken sich als den erweisen wird, der da gedenkt an seinen Bund, der seine Bundestreue durch die Wirkung seines lebendigen und Leben schaffenden Wortes bewähren wird, so daß es nicht wieder leer zurückkommt, sondern thue, das ihm gefällt und ausrichte, dazu er es gesandt hat. Da mögen denn die Wolken auch manchmal drohend aussehen, da mag der Sturm, der unter ihnen einher fährt, auch die Spreu menschlicher Werke hinwegfegen und den Staub des Strebens nach irdischer Machtstellung der Kirche vor sich hertreiben, es kommt doch zuletzt der befruchtende Regen, der die Saat grünen, wachsen und Frucht bringen läßt.

Wir können zwar mit aller Anstrengung und Arbeit den Regen nicht selbst herbeiführen; es heißt auch hier, wie Jac. 5, 7: „So seid nun geduldig, lieben Brüder, bis auf die Zukunft des Herrn. Siehe, ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde, und ist geduldig darüber, bis er empfange den Morgenregen und den Abendregen."

Aber wie von oben der Regen kommt, so fließt vor uns die lebendige Quelle des Schriftwortes, stehen da die Teiche der Bekenntnisse und strömen dahin die Bäche der Schriftforschung und Auslegung. Auf diese Dinge brauchen wir nicht erst zu warten, hier können wir jederzeit kommen und nehmen so viel wir bedürfen. Nur kommt es darauf an, wie wir das, was uns gegeben ist, benützen, denn es kann ja in mancher Art gebraucht, aber auch auf vielerlei Weise mißbraucht werden.

Da muß es denn zum rechten Gebrauch vor allen Dingen rein sein. Wollen wir das Wort rein haben, so müssen wir es aus seiner reinsten und lautersten Quelle aus der Schrift selbst entnehmen und es so nahe als möglich an der Quelle schöpfen. Je weiter es durch die Röhren der Uebersetzungen geflossen, je länger es in den Seen und Teichen der kirchlichen Ueberlieferungen gestanden, je mehr es mit den Auslegungen gelehrter und ungelehrter Erklärer vermischt ist, desto weniger werden wir von seiner Reinheit sicher sein können. Gerade Luther war es nun, der sich nicht damit begnügte, das von der Kirche Festgehaltene nur so hinzunehmen, sondern auf den Wortlaut und Buchstaben des Urtextes der Schrift zurückging, um ihren Sinn möglichst rein zu gewinnen und getreu wiedergeben zu können. Was aber damals nicht erst angefangen, sondern nur wieder aufgenommen wurde, ist fortgesetzt worden und zwar in seinen verschiedenen Verzweigungen. So steht, um nur auf die äußerlichste Seite der Sache hinzuweisen, der richtige authentische Urtext des Neuen Testaments auf der Grundlage geschichtlicher Forschung unzweifelhaft fest. Daß aber dieses Ergebniß eine viel festere Grundlage für unsere evangelische Theologie darbietet, als der aus der Macht eines Concils hervorgegangene Beschluß die Vulgata für authentisch zu halten, je gebildet hätte, muß wohl einem Jeden klar sein.

Freilich haben wir damit nur den Buchstaben. Das Schriftwort ist aber nur darum Wort, weil es die Einheit von Geist und Buchstaben bildet. Wollen wir es uns aber recht aneignen, so müssen wir es eben in dieser seiner Einheit von Geist und Buchstaben erfassen. Sobald wir nur eine Seite davon festhalten wollen, bleibt uns entweder nur das leere Gefäß des Buchstabens in den Händen, oder der geistige Inhalt zerfließt uns zur unbestimmten Idee und zur unfaßbaren Ahnung. Wohl ist das Amt des Neuen Testaments nicht das Amt des Buchstabens, sondern des Geistes, aber darum hört es nicht auf das Amt des Wortes zu sein, sondern nur indem und weil es das Amt des Geistes ist, ist es auch das Amt des lebendigen Wortes. Wie einst der Herr nicht gekommen war, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen, so ist auch das Amt des Buchstabens im Neuen Testament nicht aufgelöst, sondern erfüllt und in dieser seiner Erfüllung in und zu einem

höheren Amte aufgeheben. Würden wir uns nur damit begnügen, das Wort der Schrift äußerlich nach dem Buchstaben festzuhalten und darauf verzichten in den Geist desselben einzudringen, so würden wir unser evangelisches Predigtamt, das durch die Reformation und vor allem durch und in der Person Luthers gleichsam wieder von neuem geschaffen wurde, wiederum zum Amt des Buchstabens herabdrücken. Es wäre dann auch nur ein Amt, das tödtete und Verdammniß predigte, aber dennoch wäre es nicht ohne Klarheit. Denn gerade am Buchstaben der Schrift scheitern zuletzt sowohl die Verdrehungen selbstangemaßter Unfehlbarkeit, als auch die Phantasiegebilde selbstgemachter Weisheit; eben durch den Buchstaben wird sowohl das, was gläubiger Unverstand zum Schriftwort hinzusetzt, als auch das, was verständiger Unglaube davon hinwegnimmt, gerichtet.

Hat nun schon der Buchstabe des göttlichen Wortes eine solche Klarheit, welche Klarheit und Herrlichkeit wird sich uns aber dann erst erschließen, wenn der Geist desselben unserm Geiste sich offenbart! Dann können wir auch mit Paulus sprechen: „Nun aber spiegelt sich in uns Allen des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht; und wir werden verkläret in dasselbige Bild, von einer Klarheit zu der andern als vom Herrn, der der Geist ist." Wie aber über der ganzen unabsehbaren Weite des Buchstabens nur ein Geist schwebt und in all der Mannigfaltigkeit der Worte nur ein Geist waltet, so sind auch durch diesen Geist alle wahrhaft Gläubigen eins. Denn das Amt des Geistes, das evangelische Predigtamt, ist auch das Amt, das die Versöhnung predigt, nicht nur die Versöhnung der Welt mit Gott, sondern auch die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens.

Diese Einigkeit ist zwar noch lange nicht hergestellt, das Friedensband umschlingt noch lange nicht alle Christen und noch viel weniger alle Menschen. Aber dennoch wird geschehen, was der Herr sagt: „Es wird eine Heerde und ein Hirte werden" und wird zu Stande kommen, was der Apostel voraussieht: „Daß wir alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes." Das sind auch Worte der Schrift, von denen Luther ebensowohl, wie von den andern, singt: „Das Wort sie sollen lassen stahn." Sie haben's stehen lassen und werden es stehen lassen müssen. Aber nicht darauf blos kommt es an, ob wir das Wort auch stehen lassen, denn das müßten wir, auch wenn wir ihm gleichgültig, oder gar feindlich gegenüberständen, sondern darauf, ob wir bei ihm, mit ihm und in ihm stehen. Ja: „Des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit." Bleiben wir an seinem Wort durch den Glauben, so bleibt er für uns in seinem Wort durch seinen Geist und ist, um mit Luthers Worten zu reden, „bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben." Darum schauen wir nicht blos rückwärts auf die Zeit hin, da Gott sein Wort wieder von neuem hat ausgehen lassen in die Welt, um ihm dafür zu danken, sondern wir sehen auch im Vertrauen auf Gott und sein Wort vorwärts bis hin auf die Vollendung des Werkes, das er angefangen, ja bis in die Ewigkeit hinein und sprechen wie Luther: „Das Reich muß uns doch bleiben."

Empfiehlt sich in christlichen Häusern oder Anstalten die Bestimmung besonderer Räumlichkeiten zu Gebetsübungen einzelner Hausgenossen?

Eine pädagogische Frage.

Referat von P. R. Krause auf der Conferenz des zweiten Distrikts 1883.

Nichts wird uns an der vollkommenen Fülle aller Güter fehlen, wenn wir nur in Jesu Namen das von Gott erbitten, was uns nöthig ist.
Calvin.

Wer nicht betet, soll wissen, daß er kein Christ ist, und nicht in Gottes Reich gehört. Luther.

Fast eigenthümlich, ja beinahe überflüssig scheint es, daß eine solche Frage gestellt wird. Ebensowohl könnte man fragen, ob in einer Festung Pulverkammern und Kugelräume gebaut werden müssen, oder ob es nöthig sei, daß unter dem Kessel einer im Dienst stehenden Lokomotive immerwährend Feuer unterhalten werde. Wenn man um des Leibes willen Turnsäle, Schwimmanstalten und Rauchzimmer eingerichtet hat, warum sollte man für die Seele nicht Räume reserviren, in denen sie die heiligen Rauchwolken des Gebetes gen Himmel steigen läßt und im heiligen, geistlichen Ringen sich stähle und geschickt mache für die Kämpfe in der Welt! Christen erscheint das Letztere ja selbstverständlich.

Allein suchen wir das Empfehlenswerthe der in der Frage charakterisirten Räumlichkeiten zu begründen, indem wir zunächst das **Einzelgebet hinsichtlich seiner christlich-pädagogischen Wichtigkeit und der damit verbundenen Nothwendigkeit besonderer Räumlichkeiten** näherer Betrachtung unterziehen.

Eine ungemein zarte und höchst delicate Sache ist es, die erwogen werden soll. Einen heiligen Boden betreten wir. Deßhalb wollen wir uns, ehe wir dies Gebiet beschreiten, an das Wort der Schrift erinnern lassen: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, da du auf stehest, ist ein heilig Land." Auch läßt sich der zu besprechende Gegenstand so wenig durch bestimmte Vorschriften erledigen, daß sich schwerlich mehr als einige praktische Rathschläge geben lassen. Denn mehr als alle anderen Seiten des religiösen Lebens emancipirt sich das gesunde Gebetsleben von katholischer Maschinenmäßigkeit und methodistischer Schablonenmäßigkeit. Im ganzen mosaischen Gesetz finden wir keine Verfügung über das Gebet. Und doch ist das Gebet so sehr die Seele unserer wahren, geoffenbarten Religion, daß sowohl das alte wie auch das neue Testament Gebet und Gottesdienst identificiren. Als Salomo den Tempel einweihte, redet er von demselben fast ausschließlich als einem Hause des Gebetes und einer Stätte für Beter. „Mein Haus," läßt unser Gott durch Jesaias (56, 7) sagen, „ist ein Bethaus für alle Völker." Unser Heiland wiederholt dieses Wort, als er den Tempel, den man zu einem Hause geistloser, verknöcherter und selbstsüchtiger Religionsübungen erniedrigt hatte, mit Geißel und Wort reinigte. (Matth. 21, 13.) — Freilich gab es eine Zeit, da man mit dem Namen „Bethaus" den Begriff der Geringschätzung

und Sektirerei verband. Die Kirchen der Brüdergemeinde, in welchen in den Zeiten des Rationalismus fast allein das Feuer innigen Gebetes und wahren Glaubens behütet und genährt wurde, hießen unter Friedrich dem Großen von Preußen Bethäuser. Diese Identificirung des lebendigen Glaubens mit Betern, welche hinsichtlich der Brüdergemeinde in verächtlich-tolerirender Weise geschah (ihre Kirchen durften keine Glocken haben und waren nicht steuerfrei), macht unser Herr zu Sychar in auszeichnendem Sinne: „Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Ihr wisset nicht, was ihr anbetet; wir wissen aber, was wir anbeten: denn das Heil kommt von den Juden." Noch bis auf diesen Tag macht die Welt dieselbe Identificirung. Die wahrhaft bekehrten und ein Gebetsleben führenden Christen nennt sie Betbrüder und Betschwestern.

In der That so ist es. Das Gebet ist nicht nur das Kennzeichen des Glaubenslebens, sondern auch die Grundlage desselben und zumal im Einzelgebet.

Göthe sagt: „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt." Aber im Christenthum ist es gerade umgekehrt. In der Stille, nicht im Lärm der Welt bildet Gott den religiösen Charakter. Freilich in der Welt hat er sich zu bewähren. In der Welt kann er zerstört werden. Nur die Stille, die Einsamkeit ist es, in der er wieder aufgebaut wird. Darum reden wir von der Erbauung in der Predigt, im Gottesdienst, im Gebet, zu dem eine von der Zerstreuung der Welt freie, innere Sammlung das Fundament bildet. Wir unterschreiben nicht, was selbst Geistliche gesagt haben: „Zur Sonntagsheiligung ist die äußere Stille nicht nöthig." Nein, die betende Stille baut den religiösen Charakter. Ein kurzer Blick in die Geschichte des Reiches Gottes reicht aus zum Erweis dieser Behauptung.

Was hat Moses gethan, ehe er berufen wurde zu seinem schweren Amte? Er hat nicht nur die Schafe seines Schwiegervaters in der arabischen Wüste gehütet, sondern unter den Sonnenstrahlen heißen Gebetes reifte er dort auch zu jener Festigkeit heran, in der er später einer starken Eiche vergleichbar feststand in allen Stürmen teuflischer Mächte, die er in seinem eigenen Volke zu bekämpfen hatte. Bei weitem den größten Theil seines Lebens verharrte unser Heiland in der Stille Nazareths, ehe sein Wort an den Ufern des Jordan erklang. Wo ginge auch nicht bei allen denen eine solche betende Stille vorher, die in das geistliche Amt treten wollen. Solche, die wirklich vom Geiste Gottes berufen wurden, und nicht etwa nach traditionellem Brauch und aus ganz äußerlichen Motiven diesem allerheiligsten Berufe sich widmeten, ach, wie lange haben sie in der Stille gerungen, wie viele Jahre haben sie den Gedanken betend mit sich herumgetragen. Wo es nicht so war, darf man wohl in den meisten Fällen an der Aechtheit des Berufes, an der göttlichen Urheberschaft desselben zweifeln. Spurgeon sagt*): „Tritt nicht in's Predigtamt, wenn du es vermeiden kannst."

*) Spurgeon, Lectures to my students; London, 1875, p. 23.

Allein für Alle ist das Gebet in der Stille, ist das Einzelgebet der erste Schritt in ein selbständiges Glaubensleben hinein. Denn dieses besteht doch in der Unterordnung des eigenen Willens unter den Gottes. Dann muß es aber zu einem persönlichen Aussprechen zwischen dem göttlichen „du" und dem menschlichen „ich" kommen. Das findet nicht nur einmal statt, wie im Beginn der Laufbahn des Moses am feurigen Busch oder wie bei der Berufung des Jeremias, sondern immer, so daß das Unterreden mit Gott und das Unterordnen unter seinen Willen unsere zweite Natur wird. Die Frage des Paulus auf dem Wege nach Damaskus: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?" tönte durch Pauli ganzes Leben von Damaskus bis Rom fort. Pauli und unsere geistliche Anziehungskraft hängt von unserer Annäherung an Gott ab. Die sogenannte magnetische Influenz in der materiellen Welt veranschaulicht uns jenen Proceß in der geistlichen Welt. Wie die magnetische Stärke eines Eisenkörpers einerseits von der Stärke des influenzirenden (Einfluß ausübenden) Magneten abhängt, andererseits aber auch besonders von der möglichst engen Annäherung des Eisenkörpers an den Magneten, so wird auch unsere geistliche Anziehungskraft von unserer Annäherung und häufigen Vereinigung mit Gott abhängen, welche letztere neben Wort und Sakrament auch durch das Einzelgebet zu Stande kommt. So sehr bildet dieses selbständige, persönliche Einzelgebet die Grundlage aller Arten des Gottesdienstes, daß man sagen darf: es ist nicht nur die primitivste Art des Gottesdienstes, sondern auch die höchste Stufe desselben. Man hat vier Arten des Gottesdienstes unterschieden. Erstens das Gebet im Kämmerlein, dann den Hausgottesdienst, drittens die Privatversammlung, endlich den öffentlichen Gottesdienst. Die rechte Grundlage auch der drei letzten Arten des Gottesdienstes und ihr schließlicher Segen wird doch zweifellos immer im Einzelgebet bestehen. Alle sonstigen Früchte des Gottesdienstes: Hebung der äußeren Sittlichkeit, gute Werke für alle christlichen Institute, was helfen sie, wird nicht die einzelne Seele gerettet, kommt nicht das Individuum zum Leben in Gott. Es ist selbstverständlich, daß diese Worte nicht etwa sagen wollen, es solle ein einseitiges Uebergewicht auf den Einzelgottesdienst zum Schaden des öffentlichen Gottesdienstes gelegt werden. Nein, dann würden wir in den entgegengesetzten Fehler des Chrysostomus verfallen, welcher sagt: „Wenn du auch zu Hause beten kannst, so ist es doch unmöglich, daß es so gut geschieht, wie in der Kirche, wo der Ruf in Gemeinschaft emporgesandt wird, — du kannst allein nicht so gut beten, wie mit den Brüdern. Es ist da etwas mehr: Einstimmung und Einhelligkeit, Bund der Liebe und das Mitbeten der Priester." Besser trifft das Verhältniß von Einzel- und Gesammtgebet des Senfkornordens, den Zinzendorf als Schüler stiftete. Die Mitglieder dieses Ordens wurden ermahnt, daß „ein Jeder vor allen Dingen für sich allein fleißig seine Kniee vor Gott beuge, damit das gemeinschaftliche Gebet desto gesegneter sei." *) So ist in der That das rechte Verhältniß. Ohne

*) cf. Plath, Sieben Zeugen des Herrn aus allerlei Volk, p. 102, Anmkg. XI.

das Gebet des Pastors im Kämmerlein, ohne die Gebete der einzelnen Gemeindeglieder in ihren Gebetszellen kann die Gesammtthätigkeit der Gemeinde leeres Formenwesen bleiben. Die statistischen Tabellen der Beiträge für wohlthätige Zwecke sind nicht immer entscheidend. An's Geben kann eine Gemeinde leichter gewöhnt werden, als an ein lebendiges, inneres Glaubensleben. Ruhm und Wetteifer sind oft stärkere Triebfedern (auch auf christlichem Gebiete) als das Ringen für die eigene Seele. Erst am lebendigen Einzelgebet erweist sich das ächte Christenthum.

Aus dem Grunde haben auch alle Kinder Gottes, besonders aber die großen Glaubenshelden und am meisten Christus, unser Herr, ein Verlangen nach stillen Stätten für das Einzelgebet offenbart.

Selbst ein Göthe — um auch einen Mann aus dem Lager der Nichtbeter zu nennen — hat den zu Ewigkeitsgedanken anregenden Einfluß der Einsamkeit in seiner nach Licht dürstenden Seele empfunden. Er sagt im Faust:

„Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin."

Das ist aber das Kennzeichen und die Krankheit unserer Zeit, daß der Einzelne vor lauter Vereinen und Gesellschaften nicht zur Ruhe, nicht zu sich selber kommt. Er ist wie ein Weizenkorn, das, weil es hin und her geworfen wird, nicht zum Keimen, nicht zum Leben kommen kann. Sehr treffend charakterisirt das Verlangen nach Ruhe in allem Lärm wildwirbelnder Gegenwart jener Ausspruch, den Emil Frommel in seinem Aufsatz über Geselligkeit citirt*): „Gott sei Dank, daß wir uns wieder haben, und wieder wir selbst sein können! sagte nach einer Gesellschaft eine junge Frau ihrem Manne um den Hals fallend." — Wahrlich, Kinder Gottes sehnen sich immer wieder nach der Stille. Da gedeihen sie besser. Abraham wird in die Fremde geschickt. Losgerissen von dem starken Einflusse heimathlicher Gebräuche und verwandtschaftlicher Verbindungen, sah er sich allein mit Gott. Und Abraham erkannte den Werth dieses Segens. Als der Disput zwischen ihm und Lot ausbrach, zog Abraham die erbauliche Stille des Haines Mamre dem zwar von Fruchtbarkeit triefenden, aber vom Pesthauch der Gottlosigkeit vergifteten Umgebungen Sodoms vor. Isaak, der fromme Sohn des frommen Vaters, wandelte in der Abendstille hinaus in die zur Andacht stimmende Einsamkeit des Feldes, und Hieronymus (An. in Genes.) sagt, daß Isaak in Gebet und Meditation ein Typus Dessen gewesen sei, Der in Abendzeit auf den Berg allein ging, damit er betete. Elia, den gewaltigen Propheten, sehen wir mehrmals in freiwillige und unfreiwillige Einsamkeit hineingestellt. David,

*) Neue Christoterpe. 1883. p. 170.

der große Beter und Psalmist, wurde oft in die Wüste geführt. Viele erwählten den Söller als oftgesuchte Stätte des Einzelgebetes. Vornehmlich aber war der Tempel ein Ort für Einzelbeter. Die das Innere des Tempels umgebenden Obersäle waren Plätze, in die man sich zu Gebet und frommer Unterredung zurückziehen konnte. Diese letztere Gelegenheit, nämlich die Kirche, so oft als man will und wann man will zu besuchen, um dort sein Herz vor Gott auszuschütten, hat allein noch die katholische Kirche bis auf diesen Tag ihren Gliedern erhalten — wenigstens in den meisten Kirchen und besitzt in diesem Stück uns gegenüber einen Vorzug. Freilich werden wir uns vor jenem weltverachtenden Sinne zu bewahren haben und jener Einseitigkeit und krankhaften Ausartung des Gebetslebens, wie es uns die Anachoreten, die Styliten, die Mönche, die ungesunden Mystiker und endlich die Quietisten und Freimethodisten darbieten. Ihre Einsamkeit und ihr Gebetsleben war größtentheils egoistisch-einseitig, unpraktisch und christlich-taktlos. Ihre Frömmigkeit hat der Kirche im Großen und Ganzen wenig gute Dienste geleistet. Zwischen Weltverachtung und Weltverleugnung ist ein sehr großer, tiefgehender Unterschied. Jene haben sich und der Welt nicht genützt. Durch ihr Eremitenleben geriethen sie in Irrthümer, die mehr oder weniger deutlich gnostische, neuplatonische, ja selbst buddhistische Ideen von der Verdienstlichkeit der Ertödtung aller natürlichen Bedürfnisse des menschlichen Leibes wiederspiegelten, und im Grunde das Verdienst unsers Herrn Jesu schmälerten und als unzureichend darstellten. „Ich bitte", heißt es im hohenpriesterlichen Gebet unsres Herrn, „ich bitte nicht, daß du sie von der Welt nehmest, sondern daß du sie bewahrest vor dem Uebel." Joh. 17, 15. Jünger Christi sollen in der Welt der Welt entfliehen. Wie wird das aber anders möglich sein als durch Eintauchen der Seele in die Stille des Gebetes, in dem wir angethan werden mit neuen Glaubenskräften, welche die Welt überwinden und auch in der Welt etwas ausrichten. — Paulus war, wie die Männer des A. T., auch ein Mann der Einsamkeit. Aber seine Einsamkeit war keine müssige. So entsprang auch aus der Einsamkeit des Elias, Mose und David eine Fülle von Thätigkeit, ein Strom von Licht und Leben, von dessen Wellen wir noch heute trinken. Weil sie die Welt in ihren eigenen Herzen überwanden, deßhalb hatte die Welt außer ihnen keine bleibende Macht mehr über sie.

So viel geht also klar aus der Schrift hervor, daß alle Gläubigen einen Drang und ein Bedürfniß nach einsamen Orten für ungestörten Herzenserguß gehabt haben, weil ja auch die sinnlichen Aeußerungen des Gebetes sehr oft solche Räumlichkeiten erfordern.

Vielleicht wirft hier der eine oder der andere ein: „Ein Christ soll allezeit beten." Freilich, das gebietet die Schrift an mehreren Stellen. Es fällt auch möglicherweise vielen das anschauliche Bild Luthers ein, in dem er das Gebet mit dem Puls vergleicht. Jedoch alle werden zweifellos mit mir die Ueberzeugung theilen, daß ein Christ sich nichtsdestoweniger des Einzelgebetes fleißig als eines unabweisbaren Mittels bedienen muß, um sich in jene immerwährende Gebetsstimmung hineinzuleben. Ja, damit unser geistliches Leben

innerlich nicht ganz ersterbe und verlösche, werden wir wohl thun, bestimmte und so viel als möglich fest einzuhaltende Zeiten für die gewissenhafte Pflege des Privatgebetes festzusetzen. Es gibt viele vom Geiste ächter Frömmigkeit beseelte Brüder, die also thun, und denen man keineswegs den Vorwurf einer äußerlichen, gesetzlichen Religionspflege machen kann. Das Feuer des Schmiedes, obschon es immer brennt, bedarf doch von Zeit zu Zeit der anfachenden Kraft des Blasebalgs. Das fruchtbarste Land bedarf hochnöthig des befeuchtenden Regens und zu bestimmten Zeiten des auflockernden Pfluges.

Wenn nun allerdings auch das rechte Einzelgebet ein Gebet des Herzens sein wird und sein muß, so werden doch bei allen innigen Betern die leiblichen Organe in Mitthätigkeit gesetzt werden. Die Art der Action des Körpers wird durch den Charakter des Betenden, durch seine oft anders gefärbte Gebetsstimmung und durch den Inhalt des Gebets bedeutend modificirt. Der Sanguiniker wird sein Gebet zweifellos mehr mit seinen körperlichen Bewegungen begleiten als der Phlegmatiker. Der Melancholiker wird vielleicht sich tiefer beugen beim Beten wegen seiner mehr nach innen gerichteten Seelennatur als der Choleriker, dessen Gesten leidenschaftlicher und bewegter sein werden. Wer Deutsche, Amerikaner, Franzosen und Neger, wer Katholiken, Presbyterianer, Freimethodisten und Darbisten u. s. w. beten sah, wird nicht nur Temperaments-, sondern auch nationale und denominationelle Unterschiede des Gebets herausfinden. Wie viele Verschiedenheiten sich da auch immer zeigen mögen — Verschiedenheiten, die im Einzelgebet ja noch ungezwungener heraustreten und auch für dieses eine individuelle Berechtigung haben — so wird doch bei allen ein Niederknieen, wenn nicht ein Hinsinken des ganzen Körpers stattfinden. Ja, es wird sich solches äußere Zeichen der inneren Beugung der Seele vor Gott, dem Erhabenen, billig von den wahren Anbetern Gottes fordern oder wenigstens erwarten lassen. Lehren wir nicht unsere Kinder die Hände falten und still vor sich niedersehen beim Gebet? Ist nicht das Umhergaffen und eine nachlässige, unehrerbietige Körperhaltung beim Beten ein Zeichen innerer Zerfahrenheit und Seelenzuchtlosigkeit und Mangels an Sammlung und Andacht? — Deßhalb sagt auch Tertullian in seiner Abhandlung über das Gebet: „Wie es schon höchst unehrerbietig ist vor den Augen dessen zu sitzen, den du sehr hoch achtest und ehrest, wie viel mehr wäre ein solches Verfahren dem lebendigen Gotte gegenüber höchst pietätlos, durch welches wir unserm Gott, dem die Engel nur stehend nahen, zu erkennen geben, daß das Gebet uns ermüde.“*)

Hannah, die fromme Mutter Samuels, die eine sehr ruhige Natur gewesen zu sein scheint, betete stehend; und weil ihr Gebet innig war, setzten sich ihre Lippen trotz des gegenwärtigen Priesters in Bewegung, der die andächtige Frau für trunken hielt. Solcher Verdacht würde, wenn sie allein gebetet hätte, nicht auf sie gefallen sein. Daniel lag mit seinem Gebet vor Gott. Unser Heiland fiel nieder auf sein Angesicht, als er im Garten Gethsemane betete.

*) cf. Hiob 1, 6. Jes. 6, 2. Offbg. 4, 10. Phil. 2, 10.

Doch sei der Vorwurf oder Einwurf hier gleich abgewendet, als wäre das Gebet eine Predigt, da man die Gesten sorgfältig nach den Vorschriften der Kunst einübt. Die Gebetsgesten oder besser die Gebetsattitude entsteht in Folge eines inneren Dranges in natürlicher Weise. Sie spiegelt den mit Leib und Geist dem Gebete dahingegebenen Menschen ab. Wie in der Gruppe des Laocoon alle Gesichtszüge den Schmerz wiederspiegeln, wie Gott aus den entstellten Geberden des Kain uns den innern Seelenzustand des Brudermörders desto deutlicher lesen läßt, so muß auch die Andacht der Seele ihren plastischen Ausdruck in der ganzen Körperhaltung finden. Diese psychisch-somatische Harmonie wird sich in ganz natürlicher und verhältnißmäßiger Weise bei den lauteren Christen finden; sie wird in unnatürlicher, manierirter Weise von den Heuchlern nachgeahmt werden. In der Schrift finden wir diese Harmonie sowohl in figürlicher*), als auch in eigentlicher†) Weise bis zur psychisch-kosmischen erweitert. Wie die Natur mittrauerte, als Jesus Seele und Leib für die verlorene Welt opferte, wie die ganze Kreatur mit uns sich ängstet und sich sehnt nach der Erlösung, so betet der auch zur Herrlichkeit und Verklärung berufene Körper mit sammt der ihm innewohnenden Seele. (Schluß folgt.)

Die Lutherfeier zu Wittenberg.

(Aus der A. E. L. Kztg.)

Bereits mit Beginn dieses Jahres war in einer gemeinsamen Sitzung des Consistoriums der Provinz Sachsen und des Vorstandes der sächsischen Provinzialsynode die Einsetzung eines Ausschusses beschlossen worden, welchem die Aufgabe zugewiesen worden war, eine Lutherfeier in Wittenberg in's Auge zu fassen und in geeigneter Weise vorzubereiten. Da eine größere Feier am 10. November wegen der Jahreszeit und der an diesem Tage allerorten stattfindenden Lokalfeiern nicht für rathsam erachtet wurde, man aber gerade einer Lutherfeier in Wittenberg einen möglichst „ökumenischen" Charakter geben wollte, so einigte man sich bald dahin, den September für die projektirte Feier in Aussicht zu nehmen, und der bereits durch ein wittenberger Lokalcomite verstärkte Ausschuß (die beiden Gen.-Sup. Dr. Möller und Dr. Schultze, der Präses der Provinzialsynode, Reg.-Präs. v. Wedell in Magdeburg und der erste Beisitzer, Sup. Rogge in Buckau) trat nun mit dem Gedanken an die Oeffentlichkeit, im Monat September in der alten Lutherstadt eine mehrtägige Feier zu begehen. Demgemäß wurde an eine namhafte Zahl „kirchlich gesinnter" Männer der verschiedensten Parteirichtung in allen Berufskreisen eine Aufforderung gesendet, einen an die „Evangelischen Glaubensgenossen" gerichteten, aus Magdeburg im April datirten Aufruf mit zu unterzeichnen, in welchem es u. A. hieß: „Soll das Lobopfer den Reichthum der Gnade

*) Ps. 148, 1—10; Jes. 55, 12.

†) Jes. 11, 6—8; Röm. 8, 19—22; Luk. 23, 44 und 45; Matth. 27, 52.

würdig preisen, wie sich's gebührt; soll es für die unvergängliche Größe der reformatorischen Segnungen den Beweis des Geistes und der Kraft ablegen, so muß es sich zu einer ökumenisch evangelischen Feier gestalten, die aus allen deutschen Bruderstämmen, und darüber hinaus, die dankbaren Söhne um sich sammelt, und in welcher ebenso das Glaubens- und Bekenntnißerbe der Reformation wie die von ihr ausgegangenen, in der evangelischen Kirche fortwaltenden Lebens- und Liebeskräfte zum vollen feiernden Ausdruck kommen: dem Herrn zu Lob, den Widersachern zu Trutz." Unterzeichnet waren die Vertreter der mannichfachsten kirchlichen Richtungen. Vermißt wurden die Namen namhafter Lutheraner aus lutherischen Landeskirchen, die bei dem auffallenden Fehlen eines jeden Hinweises auf Luther als Kirchenmann und auf die lutherische Kirche es vorzogen, diesem Aufrufe fern zu bleiben. Ferner fehlten Namen wie Kammer-Ger.-R. Schröder (Berlin), Werner, Websky ꝛc. Der Erstgenannte trat jedoch bald mit einem Briefe an einen „Freund in Wittenberg" in die Oeffentlichkeit, in welchem er glaubte darlegen zu müssen, daß er absichtlich bei dieser Einladung übergangen sei, aber als Präsident des Deutschen Protestantenvereins es sich und seiner Partei schuldig sei, nicht als Privatmann bei einer Feier zu erscheinen, wo er nothgedrungen als officielles Parteihaupt eingeladen sein, auftreten und anerkannt sein müsse. In einem „Offenen Briefe" wies Sup. Rietschel in Wittenberg dem allzu empfindlichen Parteimann aber verschiedene Unrichtigkeiten nach und rief ihm mit entschiedenem sittlichen Ernste zu: „Sie haben nicht recht gehandelt!" Vielen Festtheilnehmern aber war mit diesen beiden Erklärungen die Situation wesentlich geklärter geworden, und haben ebendieselben viel dazu geholfen, die Lutherfeier zu einer „ökumenisch-evangelischen" zu gestalten.

Freilich trug das Fest mehr als alle anderen ein offizielles Gepräge. Es verlautete bald, der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen werde mit dem um seines warmen kirchlichen Interesses und christlichen Sinnes besonders hoch geschätzten Prinzen Albrecht der Feier beiwohnen, die „Lutherhalle" eröffnen ꝛc. Unermüdlich arbeitete deßhalb das Wittenberger Lokalcomite, dem die nicht gerade wohlhabende Stadt einen Kredit von vorläufig 15,000 Mark zur würdigen Repräsentation eröffnete, und als am 11. und 12. September, dem Tage der „Vorfeier" und offiziellen Begrüßung, die vier Eisenbahnlinien Zug um Zug Tausende von festesfrohen Gästen brachten, da prangte die alte Lutherstadt bereits im Festgewande, um den Geburtstag ihres größten Bürgers würdig zu begehen. Unter den Gästen von Distinktion, welche in hervorragendem Maße das Interesse auf sich zogen, waren auch die englischen Nachkommen des Reformators, nämlich: der englische Marine-Offizier Martin Luther und ein Dr. med. Luther, Arzt in Belforst.

Während am Nachmittag der Vorfeier Zug um Zug neue Gäste zur Stadt brachte, fand in der Schloßkirche die Generalprobe zu der am Abend abzuhaltenden liturgischen Feier statt. Da am Abend der Besuch nur gegen Vorzeigung der Festkarte gestattet war, so hatte sich hier eine große Zahl anderweitiger Zuhörer gesammelt, um in Ruhe einen erhebenden und erbauenden

musikalischen Genuß zu haben. Auch wir fanden diese Probe besser als die eigentliche Aufführung am Abend. Denn am Abend herrschte Unruhe in der halbdunkeln, überfüllten Kirche, und wie der Altar war das Orgelchor so kärglich beleuchtet, daß es wundernehmen mußte, daß die Aufführung überhaupt gut ausfiel. Da die Stadt eine bedeutende Summe bewilligt hatte und für „Festkarten" mindestens 4000 Mark eingenommen waren, so war diese Art der Beleuchtung unbegreiflich. Viele hätten darum die Stadtpfarrkirche auch für den liturgischen Gottesdienst um ihrer Gasbeleuchtung und Geräumigkeit willen lieber gesehen. Aber wie es ein Akt der Pietät gewesen war, diesen Gottesdienst gerade am Grabe Luthers (das umkränzt und mit zwei brennenden Kerzen geziert war) zu halten, so war es auch ein Akt der Pietät die Ansprache in demselben dem 89jährigen O.-Kons.-R. Dr. Schmieder zu übertragen. Da derselbe aber nicht die Kanzel betrat, sondern sich an die Altarschranken stellte, so war er nur in der nächsten Umgebung verständlich, und schon hier zeigte sich die im Laufe des Festes noch oft bemerkte Thatsache, daß Tausende lautlos blieben, sobald ein Redner sich verständlich zu machen wußte, daß aber sofort Unruhe und Unzufriedenheit kund wurden, wenn unzulängliche Redner die Geduld der Hörer mißbrauchten. Dr. Schmieders Ansprache war überaus innig und herzlich. Wenn Martin Luther leiblich hier stehen könnte, was würde er uns sagen? Er würde sagen: „Daß ihr mir ein Fest feiern wollt, danke ich euch nicht; denn Christus muß alles in allem sein. Wollt ihr mir aber danken, so rühmt euch nicht mit Trotz meiner, sondern folget mir. Ziehet den alten Menschen aus und den neuen Menschen an." Der Glaube der Väter muß unter uns wieder lebendig werden. Wer nicht das von diesem Feste mitnimmt, daß er sich Gott und seinem Heilande neu ergibt, der nimmt nichts mit; ja, dem wird es zum Gericht. Wenn auch diese Ansprache an den meisten ungehört vorüberging, so vermochte dagegen Sup. Rietschel es, durch sein volltönendes Organ, sowie durch seine trefflich ausgewählten Schriftstellen im Verein mit den Leistungen eines meisterhaft dirigirten Chors die Gemeinde in die rechte Feststimmung zu setzen, und als nach Verlesung von Ps. 46 der Chor mit Trompeten und Posaunen die Bach'sche Composition des „Und wenn die Welt voll Teufel wär" anstimmte, da ging ein Triumphgefühl durch die Festgemeinde, ein Kraft und Siegesbewußtsein, das fühlbar blieb bis zu der Minute, wo nach Frommels zündenden Worten die Volksmenge auf dem Markt mit Ja und Amen zu Luther und dem von ihm verkündeten Gotteswort sich bekannte.

Nach dem liturgischen Gottesdienst eilten große Schaaren nach dem nahe gelegenen größten Saale der Stadt, um dort feierlich begrüßt zu werden. Aber der Saal faßte kaum 500 Menschen, die eng gedrängt vergeblich nach leiblicher Erquickung ausschauten. Andere Schaaren bewegten sich in den Vorzimmern und im Garten, dort um Frommel, Reichard, Laurmann u. A. eine selbständige Versammlung mit eigenen Rednern constituirend, deren freudige Unruhe oft lebhaft mit dem im Saale kundgegebenen Willen collidirte, in Ermangelung irdischer Genüsse wenigstens die officiellen Begrüßungsreden

genießen zu können. Denn hier hatte inzwischen das Festkomite Platz genommen, und Gen.-Sup. Dr. Möller begrüßte die Versammelten im Auftrage des Komites und Bürgermeister Dr. Schild hierauf die Festgäste im Namen der alten Lutherstadt. Als Vorsitzender des Festkomites gab Dr. Möller dann einzelnen Deputationsführern das Wort, und Prof. Salmond aus Aberdeen las zuerst eine deutsche Rede vor im Namen der „jüngsten Tochter der Reformation", der Freien Kirche Schottlands, worauf Mr. Wards aus Irland das Wort erhielt, um Namens der irischen presbyterialen Kirche einen drei Viertelstunden langen, mit allzu lebhaften Gesten und Händeklatschen seitens des Redners selbst begleiteten historischen Vortrag über den Grundgedanken zu halten: Einst war Deutschland ein Schuldner Irlands (Kolumban, Kilian, Gallus), nun aber ist Irland ein Schuldner Deutschlands durch Luther. Leider ging diese Rede zuletzt in der Unruhe und dem Unwillen der Versammelten unter, die meist ermüdet durch eine weite Reise und stundenlanges Stehen wohl ein begründetes Anrecht auf Schluß der Begrüßung und Anfang der Erquickung hatten. Nachdem hierauf Dr. Möller den Deputationen gedankt, deren Worte ein Zeugniß der „Geistesgemeinschaft in allen evangelischen Denominationen gegenüber dem übertünchten Grabe der römischen Einheit" seien, und insbesondere die Freie schottische Kirche als unerreichtes Vorbild christlicher Opferwilligkeit gegrüßt hatte, sprach noch P. Just, Pastor der deutschen Kirche in Bradford, „der jüngsten evangelischen Kirche im Auslande", Namens der englischen Diasporageistlichen, welche auch viel harte Worte gegen Luther in England von Seiten der hochkirchlichen Partei zu hören bekämen, aber in treuer Arbeit „für das deutsche Vaterland und den evangelischen Glauben" feststånden. Nach einigen geschäftlichen Mittheilungen und dem Gesange des Liedes, „Ein feste Burg", schloß endlich der officielle Theil der Begrüßung. Hunderte aber blieben noch lange vereint, während andere Schaaren stadtwärts eilten, um zu den Anstrengungen des eigentlichen Festtages neue Kräfte zu sammeln.

Prächtiges Herbstwetter leuchtete vom wolkenlosen Himmel, als am 13. September früh die Glocken der Stadt das Fest einläuteten und Hunderte von Festgästen schon auf dem Markte den vom Thurm der Stadtkirche herabtönenden Chorälen lauschten. In den Straßen aber wogten zahllose Menschenmassen auf und ab; denn die eintreffenden Extrazüge aus den Richtungen Berlin, Halle, Leipzig und Köthen brachten immer neue Schaaren, sodaß die Zahl der herbeigeströmten Fremden auf etwa 10,000 nicht zu hoch angeschlagen sein wird, zu deren ausreichender leiblicher Versorgung freilich die Räume und die Vorräthe nicht genügten, und die Preise für Essen und Logis eine nicht mehr zu rechtfertigende Höhe erreichten.

Gegen 9 Uhr sammelte sich der Festzug. Voran die Nachkommen Luthers. Außer den schon genannten englischen Nachkommen Luthers waren hier noch erschienen: Pastor Luther aus Schkeitbar bei Lützen, Dr. Luther aus Luckenwalde, Luther aus Schönebeck mit zwei Söhnen, Archidiak. Luther aus Meiningen und Pastor Luther aus Schmiedehausen in der bayerischen Pfalz,

Amtssekretär Luther aus Hagenow und Kaufmann Luther aus Berlin. Der ganze imposante Zug, in welchem Männer jeden Ranges gingen, wurde auf mehr als 2000 Theilnehmer, darunter etwa 1100 Geistliche, geschätzt. Vertreten waren wenig oder gar nicht die lutherischen Geistlichen von Bayern, Hannover und Mecklenburg; besonders stark vertreten aber Kgr. Sachsen, die sämmtlichen thüringischen Staaten nebst Hessen und Baden; das größte Kontingent stellte Altpreußen aus allen seinen unter der Einheit des evangelischen Oberkirchenraths zusammengefaßten Richtungen, von vereinzelten sog. Vereinslutheranern an bis zu den ebenfalls nur vereinzelt erschienenen Mitgliedern des Protestantenvereins, wie Hoßbach, Lisco, Thomas, Ritter, Pfleiderer, Websky 2c.

Als dieser Zug gegen 10 Uhr bei der Stadtkirche anlangte, waren alle Plätze, auf denen man gut sehen und hören konnte, längst besetzt, und Hunderte mußten in den Gängen des Schiffes und der Emporen stehen, zunächst wartend, bis mit der Ankunft des Kronprinzen der Festgottesdienst seinen Anfang nehmen würde. Erst gegen 11 Uhr verkündete Glockengeläut und das brausende Hurrah der Volksmassen vor der Kirche, daß der Kronprinz in Sicht sei. Derselbe war von Berlin kommend mit dem Prinzen Albrecht zusammengetroffen, und beide fuhren nun sofort zur Kirche, an deren Portal sie von Dr. Möller mit kurzer Ansprache begrüßt wurden. Sobald die Prinzen mit ihrem Gefolge Platz genommen und ein stilles Gebet verrichtet hatten, stimmte der gemischte Chor das: „Halleluja; denn Gott der Herr regiert allmächtig" an und mit gewaltigem Ton brauste dann der Gemeindegesang: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott" (V. 1 und 2) durch die bis auf den letzten Platz gefüllte Kirche. Die von Sup. Rietschel mit tiefer Empfindung und volltönend gesprochene Liturgie mit Ps. 118 als Schriftlektion und der großen Doxologie (nach Bortnianski, nur mit Variirung des Schlußsatzes) ging dem Gemeindegesang: „Ein feste Burg" (V. 1—3) voraus, und wohl selten ist dieses Triumphlied der Reformation mit solcher Reinheit und Kraft gesungen worden wie in dieser Stunde. Man merkte auch dem Gen.-Sup. Dr. Schulze aus Magdeburg die tiefe Bewegung an, als er zum stillen Gebet auf der Kanzel niederkniete, um dann die Gemeinde um Matth. 21, 42 und 43 zu sammeln. Anknüpfend an die Inschrift der großen Glocke gab er eine Uebersicht über Luthers geistliche Entwicklung, gedachte der Zeit, wo die Schloßkirche in Wittenberg 5000 Reliquien aber keine Bibel besaß, und die nie ganz ausgestorbene Wahrheit einem „Lichtstreifen am Abendhimmel" glich, wo der edle Staupitz an dem armen Mönche Samariterdienste that, jener Zeit, wo Christus zwar noch gepredigt werden durfte, aber nicht mehr Eckstein der Kirche war. Weil er aber für Luther mehr als ein Ornament am Tempel, sondern der alleinige Eckstein war, darum ist auch Luther verworfen. Ist Christus nun uns alles in allem? Nicht nur Regel unseres Glaubens, sondern auch unseres Lebens? Ist unsere Freiheit Gebundenheit an ihn? Ist er Sammelpunkt unseres nationalen Lebens? Der Luthertag muß für uns alle ein Tag der Buße werden! Aber der Text nennt damit

auch das Recht der Reformation Luthers, der sich nicht auf des Kurfürsten Schutz, nicht auf des Erasmus Geist, nicht auf Sickingens Schwert stützte, sondern allein auf Gottes Wort. Und wenn sich auch damals schon an ihn die Protestanten des Unglaubens und der Schwarmgeisterei hefteten, so findet er in Gotteswort sein: „bis hierher und nicht weiter." Der Eckstein der Kirche ist aber auch ihr Prüfstein; denn noch ist Kampf und Streit, und wehe den Propheten, die Friede rufen, wo kein Friede ist. Aber nicht vergeblich halten die Fürsten dort in Worms Wacht vor dem Lutherdenkmal; treue Schirmherrn und edle Bekenner auf Fürstenthronen hat Gott seiner Kirche allezeit gegeben. Und Gottes Geist ist noch in ihr kräftig mit den Gaben der Predigt, der Arbeit für Innere und Aeußere Mission. Trotz aller ihrer Armuth und kleinen Kraft ist die Kirche der Reformation deßhalb ein Salz der Erde und ein Sauerteig der Welt und wird es bleiben, solange auf uns der Geist der ersten Zeugen ruht.

So etwa schloß der Festprediger. Mit einem an die Litanei sich anlehnenden Kirchengebet, Vaterunser und Segen und dem Gemeindegesang: „Beweis dein Macht, Herr Jesu Christ" (V. 2) und „Gott heiliger Geist" (V. 3) endete dann der Gottesdienst, und die große Festgemeinde suchte sich einigermaßen wieder zum Festzuge nach der Lutherhalle zu ordnen, während die Prinzen mit Gefolge nach der Schloßkirche fuhren, wo inzwischen Gen.-Sup. Nebe die Festpredigt gehalten hatte. Hier legte der Kronprinz des Deutschen Reiches mit sichtlicher Bewegung auf das Grab des zu Worms in des Reiches Acht gethanen und vom Papst gebannten Mönches im Namen seines kaiserlichen Vaters einen Lorbeerkranz von einem Umfang und einer Schönheit nieder, wie er wohl nur selten eines Mannes Grabstätte schmückte.

In der Lutherhalle des alten Augustinerklosters und jetzigen Predigerseminars hatten sich unterdeß die Spitzen der geistlichen und weltlichen Behörden zum Empfang des Kronprinzen versammelt, und begrüßte der Regierungspräsident v. Diest denselben mit warm empfundener Rede als ein „lebendiges Glied" der evangelischen Kirche, worauf der Kronprinz mit folgender Rede antwortete:

Nachdem ich eben in ernster Sammlung am Grabe unsers großen Reformators geweilt, betrete ich nunmehr die Stätte, in welcher der glaubensstarke Mann in rastloser Arbeit die Wege suchte, auf denen er freudigen Muthes vorwärts schritt zu seiner großen, weltgeschichtlichen That. Beauftragt, Seine Majestät bei dem heutigen Festgottesdienste zu vertreten, soll es in Luthers Wohnhaus mein Erstes sein, die Worte zu verlesen, welche der Kaiser und König aus Anlaß dieser Feier an mich erlassen hat:

In den Tagen vom 12. bis 14. September d. J. soll in Wittenberg eine Lutherfeier abgehalten werden, welche durch das Herannahen des vierhundertjährigen Gedächtnißtages von Luthers Geburt veranlaßt ist. Die an Mich gerichtete Bitte, persönlich dabei zu erscheinen, habe Ich nicht gewähren können. Ich empfinde aber als evangelischer Christ und als oberster Inhaber des Kirchenregiments lebhafte Theilnahme für jede derartige Feier, bei welcher das evangelische Bekenntniß ungeschwächten Ausdruck findet. Auch würdige Ich vollauf den reichen Segen, welcher für unsere theuere evangelische Kirche davon ausgehen kann, daß ihre Glieder allerorten an das große Erbe und die edlen Güter erinnert werden, welche Gott der Herr durch die Reformation uns bescheert hat.

Zumal in Wittenberg, dem nächsten Schauplatz von Luthers gewaltigem und gottgesegnetem Wirken, möchte Ich bei solchem Feste nicht unvertreten sein, um so weniger, als dasselbe über den Rahmen einer blos lokalen Feier hinausragt. Demzufolge will Ich Eurer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit und Liebden Meine Vertretung bei dem bezüglichen Festgottesdienst hierdurch übertragen. Zu Gott dem Herrn aber flehe Ich, daß die bevorstehenden Lutherfeste gereichen mögen zur Weckung und Vertiefung evangelischer Frömmigkeit, zur Wahrung guter Sitte und zur Befestigung des Friedens in unserer Kirche! Wilhelm.

Schloß Babelsberg, 25. August 1883.

An den Kronprinzen des Deutschen Reichs und von Preußen, Kaiserliche und Königliche Hoheit und Liebden.

Der Kronprinz fuhr dann fort:

In sinniger Weise sind in diesen Räumen aus den Tagen der Reformation Andenken aller Art vereinigt, deren Vermehrung und Vervollständigung ich glücklichen Fortgang wünsche. Denn unser Volk kann nicht oft und nicht lebhaft genug an die Segnungen erinnert werden, welche es dem Manne verdankt, dessen Namen diese Halle trägt. Wer gedächte nicht hier und heute dessen, was Martin Luthers Geist und Wirken auf mehr als einem Gebiete deutsch-nationalen Lebens für uns erworben hat? Möge diese seinem Gedächtniß gewidmete Feier uns eine heilige Mahnung sein, die hohen Güter, welche die Reformation uns gewonnen, mit demselben Muthe und demselben Geiste zu behaupten, mit dem sie einst errungen worden sind! Möge sie insbesondere uns in dem Entschlusse festigen, alle Zeit einzutreten für unser evangelisches Bekenntniß und mit ihm für Gewissensfreiheit und Duldung! Und mögen wir stets dessen eingedenk bleiben, daß die Kraft und das Wesen des Protestantismus nicht im Buchstaben beruht und nicht in starrer Form, sondern in dem zugleich lebendigen und demüthigen Streben nach der Erkenntniß christlicher Wahrheit! In diesem Sinne begrüße ich den heutigen und die noch folgenden Luthertage mit dem innigen Wunsche, daß sie beitragen mögen, unser protestantisches Bewußtsein zu stärken, unsere deutsche evangelische Kirche vor Zwietracht zu bewahren und ihren Frieden fest und dauernd zu begründen.

Nach Besichtigung verschiedener Einzelheiten in der somit eröffneten „Lutherhalle“ verließen die Prinzen das Fest, um sich dem Wittenberg passirenden (und mit lebhafter Theilnahme für die Festfeier den Vertretern der Stadt auf dem Bahnhofe längere Zeit Audienz gewährenden) Kaiser zur Reise nach Merseburg anzuschließen. Diesem letzteren aber wurde dorthin am zweiten Festtage von der Versammlung folgender Dank nebst Gelöbniß telegraphisch zugesendet:

„Euer Kaiserlichen und Königlichen Majestät sagen wir für die durch Se. Kaiserliche und Königliche Hoheit den Kronprinzen in Allerhöchst Ihrer Vertretung uns überbrachte huldreiche Botschaft, die uns zu dem Wittenberger Luthertag begrüßt hat, unseren ehrfurchtsvollen Dank und geloben vor Christo, dem Haupte und Herrn der Kirche, auf's neue: an dem Bekenntniß unserer theueren evangelischen Kirche im Geist und Glauben unseres großen Reformators unverrückt zu halten, und mit der Hülfe von oben den Beweis des Geistes und der Kraft weder in der Kirche noch im Vaterlande schuldig zu bleiben. Das Präsidium des Wittenberger Luthertages.“

Inzwischen hatte sich die Pfarrkirche wieder zur Abhaltung der ersten „Festverhandlung“ bis auf den letzten Platz gefüllt, und dumpf brausend erscholl das Geräusch so vieler gedämpfter Stimmen durch den hohen Raum, bis endlich gegen 3 Uhr Gen.-Sup. Dr. Möller im schwarzen Rock die Kanzel bestieg, um die Festverhandlung nach dem nochmaligen Gesange „Komm,

heiliger Geist, Herre Gott" (V. 1) mit einer einleitenden Ansprache zu eröffnen, welche er an „Hauptstück" 3, V. 21 fg. des Römerbriefes anknüpfte und in der er für Redner und Hörer um Gewißheit des Glaubens und „gesegnetes Hervorgehen aus dem Feste" betete. Auf Vorschlag des Redners wurde das Präsidium für die Leitung der Festverhandlungen an beiden Festtagen gebildet aus den bisherigen Mitgliedern des Festcomites und folgenden Männern: O.-Verwaltungs-Ger.-R. v. Meyern aus Berlin, Konf.-R. Prof. Dr. Fricke aus Leipzig und Kammerherr v. Schramm aus Braunschweig. Nach dem Gesange von „Nun freut euch, lieben Christen gemein" (V. 1) bestieg Gen.-Sup. Dr. Kögel die Kanzel, um den von der großen Versammlung mit lautloser Stille angehörten ersten Vortrag: „Luthers christliche Persönlichkeit, wie sie im rechtfertigenden Glauben wurzelt," zu halten, den wir hier nur dürftig zu skizziren versuchen können: Man hat uns höhnisch gefragt, ob Luther unser Nationalheiliger geworden sei? Er ist für uns nicht gekreuzigt, und wir sind auf ihn nicht getauft. Aber er hatte keine Jugendsünden zu bereuen wie der heil. Augustin, und er war auch kein Verfolger und Lästerer gewesen wie der heil. Paulus vor seiner Bekehrung; er hat es mit seiner Möncherei Ernst genommen und auch in seinen Jugendjahren in äußerer Rechtschaffenheit gelebt. Die römischen Schmähschriften brauchen uns nicht zu beunruhigen; wir müßten etwas vermissen, wenn ein solcher Mann nicht noch im Grabe die Schmach Christi zu tragen hätte. Wir dürfen es den Gegnern auch nicht zu sehr übel nehmen, so lange sie sein Wort nicht verstehen. Aber vorsichtiger sollten sie mit den Schmähungen des Mannes sein, der auch ihrer Kirche mehr genutzt hat, als sie denken, der mehr als ein Nationalheiliger, der eine ökumenische Gestalt ist. Man hat ferner gefragt, ob Luther denn der 13. Apostel geworden sei? Diese Stelle ist längst vergeben an St. Paulus. Aber dieses 13. Apostels treuer Begleiter ist Luther, und „wer Luther widerlegen will, muß erst St. Paulum widerlegt haben." Die große Mitgift des Apostels ist in Augustin, Anselm und Luther verschiedenartig dargestellt und unter das Volk gebracht, und größer als Bonifacius ist Luther: jener hat missionirt, dieser reformirt; jener getauft, dieser konfirmirt; jener pflanzte das Kreuz in das deutsche Land, dieser in das deutsche Herz, vor allem aber in sein eigenes. Er hat Volksthum, Berufstreue, Familienleben neugeboren, sein Glaube machte auch ihn „lustig und trotzig gegen Gott und Jedermann," und sein Familienleben und seine Tischreden zeigen, wie bei allem gewaltigen Ernste „die flatternden Silberwölklein des Humors" ihm nicht fehlten. Seine Vorfahren führten Armbrust und Rose im Wappen; er vertauschte die Armbrust mit dem Kreuz. Aber das Kreuz war ihm musis amica, besonders verwandt mit der musica sacra. Er war herb und derb, ehrlich und beherzt, herzlich und leutselig im Volksverkehr und Beichtstuhl, und neben der fides heroica fehlte ihm auch die patientia nicht. Nur sein großgearteter Charakter macht das mißgedeutete „wer nichts hat, hat nichts zu verlieren" verständlich. Er nimmt für die Bibelübersetzung keinen Pfennig und bettelt mit Energie für arme Studenten

und Pfarrer. Er ist arbeitsam und ein Freund auch des Ruhens, der dem Melanchthon mit Gewalt die Feder aus der Hand nimmt. Er ist demüthig und vollbewußt seiner Stellung als Reformator; abhängig vom Kreuz und selbständig unter dem Kreuz. Er ist unbestechlich: kein Kardinalshut reizt ihn, kein Gold lockt ihn, kein Reichstag blendet ihn, keine Revolution schreckt ihn; er sucht aber auch nicht Andere zu bestechen; denn seine Arbeit geht aus von der „Krisis des Gewissens" und nicht von der Kritik des Verstandes. Darum ruft These 1 zur Buße und These 95 wendet sich gegen den Pessimismus. Gewaltig war die Kraft seines Glaubenslebens im Gebet, aus dem der Redner ergreifende Beispiele mittheilte. „Ein Vaterunser als Vorspann und Brücke": damit kam Luther immer vorwärts. „Die Welt ist seiner nicht werth, aber bedürftig gewesen." Mit ernstem Wort wendete sich der Redner nun an das Gewissen der Zuhörer: Wenn Luther solch ein Beter war, warum beten wir nicht genug? insbesondere wir Vorkämpfer, Pastoren und Professoren? Luther war doch als Reformator auch Professor, und heute thut gerade bei den Professoren mehr Schriftzeugniß noth, mehr „suchende Seelsorge an der suchendeu Jugend," mehr Aufheben heiliger Hände „ohne Zweifel." Oblivio und securitas sind zwei von den Hauptfeinden der evangelischen Sache: darum „wach auf, du Geist der ersten Zeugen!" Einst sang Luther von jenen Märtyrern: „die Asche will nicht lassen ab;" das gilt auch von Luthers Asche, und auch das „Elisagebein" hier in der Schloßkirche kann sich uns von neuem lebenbringend erweisen. Vielleicht erfährt es Mancher in diesen Tagen! „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit. Amen" — so schloß der Redner, und vielhundertfaches Amen war die Antwort der Festgemeinde.

Hierauf erhielt Konf.-R. Dibelius aus Dresden zu einem im officiellen Programm nicht notirten Vortrag über „die Entwickelung der vorreformatorischen Persönlichkeit Luthers" das Wort. Eitel Falschmünzerei, Lug und Trug ist es, dem Reformator Worte anzurechnen, die er sprach, als er eben das Kloster verlassen hatte. Damals war er zwar schon ein Prophet, aber nur einer von den „kleinen Propheten," gebunden an die kirchliche Autorität. Aber er wurde der „großen Propheten" einer, als er zu Worms stand vor den satten Priestern und dem hungernden Volke. Schon vor 1509 war er ein rechter Priester gewesen (was der Redner an einem Brief Luthers als Visitator in Dresden über einen entlaufenen Mönch illustrirte); aber Versenkung in den rechten Hohenpriester hat auch ihn später zu einem Hohenpriester von Gottes Gnaden gemacht. So ist er endlich auch ein König non in facto sed in fieri, der bei aller Demuth doch sprechen konnte: „Solch einen Bischof wie mich hat unser Herr Gott in tausend Jahren nicht geschaffen," und von dessen Tod man sagen muß: „es ging ein König heim." Das Wort Gottes hat ihn selig hindurchgebracht, und durch Versenkung in dies Wort sollen auch wir vorwärts schreiten und nicht stehen bleiben.

Dann sang die Festversammlung: „O werthes Licht, gib uns deinen Schein," worauf Konf.-R. Prof. Dr. Köstlin aus Halle „Luther als Refor-

mator" behandelte. Er wies nach, daß Luther nicht „ein" Reformator sei, wie z. B. Papst Innocenz, Savonarola, Huß u. a., sondern „der" Reformator, der das Licht uns brachte, das ihm von Gott geschenkt war; und der feste Grund, auf dem er später stand, habe sich ihm nicht entwickelt während des Abreißens und Zerstörens, sondern die Rechtfertigung aus dem Glauben sei ihm schon vorher gewiß gewesen, aus welcher dann auch seine Liebe geflossen sei. Denn niemals habe er Katholikenblut vergossen; wenn er die Katholiken freilich vertreiben hieß, so sei dies ein Schatten auf seinem Leben, erklärbar aus seinem früheren gesetzlichen Leben in der römischen Kirche. Mit parä-netischer Mahnung schloß der Vortrag, der vielfach schon durch die Unruhe der Versammlung beeinträchtigt wurde, die zum Theil vom langen Stehen ermüdet den nun folgenden, zuerst mit allzu leiser Stimme begonnenen Vortrag des Kurators der Universität Halle, Geh. Reg.-R. Dr. Schrader, nur unaufmerksam anhörte. Da auch viele die Kirche schon verließen und noch zwei Redner gehört sein wollten, so bemächtigte sich der Versammlung zuletzt steigender Unzufriedenheit, und hierunter hatte die Aufnahme des Schrader'schen Vortrages um so mehr zu leiden, da auch dieser Vortrag nicht auf dem officiellen Programm stand, sondern vom Festcomite ohne Rücksicht auf die beschränkte Zeit und die leiblichen Bedürfnisse der Hörer nachträglich eingeschoben warden war. Dr. Schrader hat trotz alledem versucht, in feiner und geistvoller Weise Luthers Verdienste um die Schule und den öffentlichen Unterricht zu entwickeln. Die Verdienste des edlen Melanchthon und des praktischen Bugenhagen sollen nicht verkannt werden, aber die Wurzel und schaffende Kraft blieb Luther, der an Stelle des Latein das Deutsche setzte, als der erste für Mädchenschulen eintrat, und dessen größtes Lob es ist, daß wir alle seine damaligen Forderungen jetzt als ganz selbstverständlich betrachten. Als der Redner endlich mit einer Mahnung zur Reinigung des Willens und Vertiefung unserer jetzigen Bildungsmittel geendet hatte, verlangte anhaltendes Rufen die verheißene Festmotette, und nach kurzer Differenz zwischen der Stimme des Präsidenten und dem vielstimmigen Chor auf der Orgel, der schon seit drei Stunden der Absolvirung seines Themas sehnsüchtig harrte, siegte der letztere, und die bereits übermüdete Versammlung erquickte sich kurze Zeit an den herrlichen Tönen. Als endlich das ergreifend schöne vierte Stück (Motette über Dan. 12, 2—4 und Hebr. 13, 7) verhallt war, zog selbst Gen.-Sup. Dr. Baur es vor, seinen programmmäßigen Vortrag von der Tagesordnung abzusetzen, und die neugestärkte Versammlung war eben nur noch willig, den Vortrag des O.-Präs. v. Kleist-Retzow anzuhören, der sich „mit freudigem Aufthun seines Mundes" an seine „theuren Glaubensgenossen" wendete, um „aus der Mitte der Gemeinde" über „Luthers Stellung zu den göttlichen Ordnungen in Staat und Kirche" zu reden und Luther als „deutschen Mann" zu schildern, der alle seine Gaben und Energie in den Dienst dieses Volkes stellte, das er aber um den Preis der Wahrheit willen nicht einig wissen mochte, da auch die vom Herrn im hohenpriesterlichen Gebet erflehte „Einheit" der Gläubigen das „Heilige sie in deiner Wahrheit" zur Bedingung habe. Daß

der Redner diese Gelegenheit benutzte, das Programm des christlichen Staates nach altpreußisch-konservativer Auffassung zu entwickeln und das Preisgeben dieser seiner Prinzipien als Aufgeben der Grundsätze der Reformation zu bezeichnen, kam den Zuhörern wohl nicht unerwartet, und die frische, schneidige Art des überzeugungstreuen Greises blieb ersichtlich nicht ohne Eindruck auch auf die große Zahl seiner politischen und kirchenpolitischen Gegner in der noch immer zahlreichen Versammlung. Aber es war doch des Guten endlich fast zu viel geworden, und sichtlich erleichtert ergossen sich die Schaaren der Festversammlung aus der dunsterfüllten heißen Kirche hinaus in die draußen herrschende prächtige Herbstluft, um dann sich zunächst in den verschiedenen Lokalen zu überaus dürftigen, auch vom Standpunkt sehr bescheidener Ansprüche betrachtet, völlig unzureichenden s. g. „Festdiners" zu vereinigen und hiernach die späteren Abendstunden im engeren oder weiteren Kreise unter Studien- oder Verbindungsgenossen zu verbringen.

Am zweiten Festtag, den 14. September, früh läuteten wieder die Glocken und erklangen die Choräle vom Thurm herab, und wieder sammelten sich große Schaaren in der Pfarrkirche nach Besichtigung der historischen Merkwürdigkeiten der Stadt. Das Präsidium führte heute O.-Verwaltungs-Ger.-R. v. Meyern, der nach Gesang von „O heiliger Geist, Herre Gott" (V. 1, wie am ersten Festtag) in seiner einleitenden Rede Zeit fand, sich über das Wesen der inneren Mission ausführlich zu ergehen und dann dem Geh. Kirchen.-R. Hansen aus Oldenburg das Wort ertheilte, welcher den Zusammenhang zwischen scheinbar so verschiedenen Dingen wie Reformation (= Kampf des Glaubens) und innere Mission (= Arbeit des Friedens) nachwies und zu zeigen suchte, wie gerade Luther für alle Noth seines Volkes (Bettel, Trunk, Unzucht) klaren Blick hatte, sodaß die Reformation im Licht der inneren Mission nur „ein anderes Profil erhalte." Dann ergriff Pastor Disselhoff aus Kaiserswerth das Wort zum Nachweis, daß auch die weibliche Diakonie eine Tochter der evangelischen Predigt von der freien Gnade und keine Nachahmung römisch-katholischer Institutionen sei. Mit tiefer Bewegung hörte die Versammlung dem Redner zu, der zur Mitarbeit mahnend mit 1 Kor. 13, 1. 2. 13 schloß, und dem ein lautes Amen die Zustimmung seiner Hörer aussprach.

Nun nahm Gen.-Sup. Dr. Baur das Wort, um seinen Vortrag über Luthers Stellung zur Familie nachzuholen. Er führte im Geist in die Lutherhalle und in's Lutherhaus, das, einst ein Mönchskloster, zum evangelischen Pfarrhaus wurde, als „die Nonne einzog." Es war eine der größten Thaten Luthers, als er heirathete, und wenn man ihn seitens Rom darum schmäht, daß er Gottes Ordnung wieder aufrichtete statt der die Priesterschaft entsittlichenden Menschensatzung des Cölibats, so vergißt man, daß auch Petrus, „auf den der Mann in Rom sich doch sonst immer beruft," verheirathet war, und daß St. Paulus schreibt: „ein Bischof sei eines Weibes Mann." Luther hat manchmal über eheliche Verhältnisse zu derb und natürlich gesprochen und sich bei der Doppelehe des Landgrafen unentschuldbar benommen; er war eben nur ein begnadeter Sünder; aber sein Familienleben ist für jeden Pfarrer

vorbildlich. Er theilte auch geistliche Interessen mit seiner Käthe und versprach ihr einmal 50 Gulden, wenn sie die Bibel durchlese. Sie war ihm unterthan, „wie die Gemeinde Christo; denn auch die Gemeinde macht ihrem Haupt oft wunderbare Einwendungen.“ Und wie schade, wäre dieser Mann mit dem reichen Herzen, das sich so gern den Kindern zuneigte, ohne Kinder hingegangen. Aber sein Verhältniß zu seinen Kindern, zur Muhme Lene, zum Gesinde, zu Freunden und Gästen zeugt von der Tiefe seines frommen deutschen Gemüthes und von einem gesegneten Familienleben, reich an Gotteswort und menschlichem Liebeswort, einer Hütte Gottes unter offenem Himmel: draußen Kampf, drinnen Friede, draußen Schwertstreich, drinnen Psalmengesang. Der Redner brachte dann Grüße vom Hamburger Rauhen Hause, das gleichzeitig sein Jubelfest gefeiert hatte, und stellte in trefflicher Weise Wichern als „Altgesell“ neben den Meister Luther, wie beide „Familienmenschen“ waren und ihre Volksrettung mit der Kindererziehung begonnen, sich schließlich mit ernstem Appell an die Gewissen wendend, zwischen 1 Mos. 4, 9 und 1 Joh. 4, 21 zu wählen.

Dann erhielt Konf.-R. Prof. Dr. Fricke aus Leipzig das Wort, um „das Werk des Gust.-Ad.-Vereins im Geiste Luthers zu betrachten.“ Leider war der Redner selbst Nahestehenden schwer verständlich, und nicht wenige verließen die Kirche, während der Redner statistisch den Umfang des Wirkens der von ihm vertretenen Sache nachwies und die beiden mit Bravo begrüßten Sätze aussprach: „Wer an unserem Werk nicht mitarbeitet, ist kein rechter Lutheraner“ und „Wenn Luther jetzt lebte, würde er in den Gust.-Ad.-Verein eintreten.“ Mit Hinweisung auf die Macht des „protestantischen Geistes“ und der Mahnung zur Einheit schloß der Redner, welchem die Festversammlung mit dem nun einmal stehend gewordenen Amen antwortete.

Nachdem nun noch Gen.-Sup. Trautvetter aus Rudolstadt eine Uebersicht über die deutsche Diaspora im Auslande gegeben hatte, ergriff Past. Dr. Warneck das Wort zum letzten Referat: „Reformation und Heidenmission.“ Wohl liege viel Zeit zwischen Luther und Ziegenbalg, aber die lutherische Kirche hätte damals im eigenen Lande zu missioniren gehabt, weil durch Schuld der römischen Kirche hierzulande das Heidenthum hereingebrochen wäre und erst überwunden werden mußte. Daß die evangelische Mission aber trotz ihrer eingehenderen Arbeit und Verwerfung der römisch-katholischen mechanischen Methode jetzt bereits Weltmission sei, erwies er sodann an der Statistik mit schließlichem Hinweis auf die Missionspflicht aller evangelischen Christen.

Präses v. Meyern schloß nun mit Dank und Segenswunsch die Verhandlungen, worauf Dr. Möller nochmals dem Danke Ausdruck gab, von dem aller Herzen voll seien, und endlich noch einmal Dr. Wangemann „Worte zur Sammlung“ sprach, um dann in der Form eines sehr langen Gebetes die Eindrücke der beiden Tage zu rekapituliren, für Alles und Jeden zu danken, was irgend nur bedankt werden konnte, und für Jedermann und für alle einzelne mit Namen genannte Behörden um Segen zu bitten; in dies Gebet

sogar die Ermahnung verflechtend, doch ja die Worte des Kronprinzen zu beherzigen! Nach 1 Uhr schloß endlich nach dem gemeinsam gesprochenen Vaterunser und dem von Dr. Wangemann nochmals gesprochenen Segenswunsche die Festverhandlung mit dem Vers: „Die wir uns allhier beisammen finden.“

Von 2 Uhr ab versammelten sich die Festgäste zur „christlichen Volksversammlung“ auf dem Markte, wo eine mit dem Luthermedaillon geschmückte Tribüne auf den Rathhausstufen stand, einem für die Hörer ebenso ungünstigen Platze als für die Redner, welchen die Sonne blendend in das unbedeckte Antlitz schien. Bald nach 3 Uhr begann die Versammlung mit (V. 1 und 2) des Liedes: „Ein feste Burg,“ worauf zunächst Bürgermeister Dr. Schild zu einem kräftigen evangelischen Zeugniß das Wort ergriff, von den historischen Reminiscenzen der Stadt ausgehend und zu einem Hoch auf den Kaiser überleitend. Nach dem Gesang: „Heil Dir im Siegerkranz“ und „Ein feste Burg“ (V. 2 und 3) sprach Superintendent Faber aus Bitterfeld über das „Dennoch“ der Gnade und des Glaubens, das sich in der Reformation zeige, worauf ein Männerchor das Erscheinen des Hofpred. Stöcker einleitete, welcher, mit vereinzelten Hochrufen empfangen, nach dem Gesang von „Der Herr ist noch und nimmer nicht“ in kurzer nachdrücklicher und mit Beifall oft unterbrochener Rede unter Anknüpfung an ein bekanntes Lutherwort zu zeigen suchte, daß das Deutschland zur Zeit der Reformation ein wohlgenährter und schäumender Hengst gewesen sei, den allein der Mönch Luther zu reiten verstanden habe. Besonders wies er nach, daß die Reformation nicht die Revolution sei; Irland, Spanien Italien, Frankreich seien die Herde der Revolution, und dem elendesten aller Staaten, dem Kirchenstaat, in welchem die Päpste ja hätten die socialrettende Kraft des Katholicismus erweisen können, hätten doch auch nicht die Lutheraner ein Ende gemacht! Luther war aller Obrigkeit unterthan, und wir verbäten es uns, daß man ihm die Sünden aller in die Schuhe schiebe! Wir wollten jetzt anknüpfen an den Faden der socialen Reform, der mit dem Bauernkrieg abgerissen sei. Kaiser Wilhelm reite voran, sein reisiger Kanzler reite neben ihm: das gebe große Hoffnung für einen Ritt in bessere Zukunft. So schloß der Redner, der das ihm stürmisch gebrachte „Hoch“ mit einem Hoch auf Deutschland erwiederte, welches die Versammlung mit dem Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ jubelnd beantwortete. Nachdem nun noch der Chor den 91. Psalm und die Versammlung „Ach bleib mit deiner Gnade“ (V. 1 und 3) gesungen, schloß Hofpred. Frommel mit zündendem kernigem Wort als letzter das Fest. Es waren ergreifende Worte, die wir gern ausführlicher skizzirten, wenn der Raum es hier erlaubte. Drei Glockenschläge wollte er an die Herzen ertönen lassen: das Dankgebet, die Buße, die Bitte um Frieden. Dank für den Gottesmann Luther und den Segen der Reformation trotz aller römischen Verunglimpfungen, die uns nicht das Herz beschweren: Rom bleibt Rom, und diesen Mohren werden wir nicht weiß waschen. Aber einen armen „Mansfelder Bauernjungen“ hat Gott als David erweckt, diesen Goliath zu treffen, wie auch die

Apostel nicht von der Universität Athen, sondern aus dem Volk geholt seien. Von den Kardinälen und den Konsistorialräthen (?) sei noch nie (?) Leben ausgegangen in die Kirche; den Luther aber habe sich Gott selbst ausgesucht und herangezogen. Wir wollen uns darum auch ein Andenken an ihn mitnehmen. Es sind sehr verschiedene Geister, die sich jetzt in sein Erbe theilen: wie er einst in die Walhalla nur als „deutscher Stilist" Aufnahme fand, so feiern ihn heute Manche um seiner „schönen Prosa" willen. „Geht in Frieden und schreibt so schön wie er!" Andere lieben an ihm seine Harfe und Dichtergabe; Andere seine Gemüthlichkeit, die Käthe mit den netten Kindern; Andere seinen Bierkrug; Andere, sogar Pastoren auf der Kanzel und im Verkehr mit der Gemeinde, seine Grobheit; Andere endlich, „wie jener Römling in Würzburg," seine „schwarze Wäsche." Nun, die hat am Ende Jeder, aber bei ihm schlug darunter ein reines Herz, und darum wollen wir den ganzen Mann, vor allem sein Herz. Luther war ein ordentlicher Professor, der außerordentliches leistete und seine Hauptkollegia am Portal der Schloßkirche, vor dem Elsterthor und zu Worms publice gelesen hat. Dafür hat ihm dann Gott ein privatissimum auf der Wartburg gelesen. Im Jahre 1783 dachte kein Mensch an ein Lutherjubiläum: daß wir heute feiern, dafür soli Deo gloria! Aber Festtage sind Fasttage, und der heutige Tag mahnt darum zur Buße. Der Schäden sind bei uns viele, namentlich auch bei dem evangelischen Adel; aber in unserer Kirche ist es das Glück, daß alle Schäden sogleich auf die Haut fahren und damit die größte Gefahr vorüber ist, während Rom alles zudeckt und vertuscht. Bei uns muß nun vor allem der Zusammenhang zwischen Volk und Geistlichkeit größer werden, die Gemeinde muß wieder Vertrauen zum Pastor als ihrem geborenen Freunde fassen. Und darum bitten wir endlich um Frieden, aber nicht um den Preis des Gewissens. Wer nicht auch „Nein" sagen kann, dessen „Ja" hat keinen Werth. Luthers letztes Wort war ein „Ja;" jetzt sind Viele, die da sagen: „Hier stehe ich — ich kann aber auch anders." Wir aber, wenn der Papst uns alle Güter böte um den Preis des Evangeliums, sagen „Nein;" und ebenso wenn der Unglaube uns Jesum zum blosen Menschen machen will, sagen wir „Nein," und in dieses Nein stimmten die Hunderte, die den Marktplatz erfüllten, jedesmal mit jubelndem Jauchzen ein. Mit ergreifenden Worten mahnte der Redner nochmals zur „Wacht am Rhein gegen Rom" und mit Chorgesang, dem Gesange der Festgemeinde „Nun danket alle Gott" (V. 1—3) und mit Glockengeläut schloß um 6 Uhr Abends diese ökumenisch-evangelische Lutherfeier."

Berichtigung. Seite 226, Zeile 15 von unten soll das Komma nach wohl und vor nicht stehen. — S. 231, Z. 4 v. u. lies statt Kosten: Grund. — S. 232, Z. 11 v. o. statt § 39 lies § 31. — S. 235, Z. 1 v. o. statt keinem lies ihrem. — S. 239, Z. 6 v. o. statt Leseler lies Beseler.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XI. December 1883. Nro. 12.

Empfiehlt sich in christlichen Häusern oder Anstalten die Bestimmung besonderer Räumlichkeiten zu Gebetsübungen einzelner Hausgenossen?

Eine pädagogische Frage.

Referat von P. R. Krause auf der Conferenz des zweiten Distrikts 1883.

(Schluß.)

In der Einsamkeit mag der Mensch seufzen, stöhnen, ringen, klagen, weinen, ja auch schreien, wie Christus es selbst that. Für das öffentliche Gebet werden wir dies als methodistische Taktlosigkeit zurückweisen müssen. Was für einen allein sich schickt, paßt sich nicht für alle. Fast jeder in Amerika arbeitende Pastor hat schon erfahren, wie andachtstörend das Seufzen, Stöhnen und Amenrufen einer methodistischen, geschweige das Schreien, Toben, Hüpfen und Springen einer freimethodistischen Gebetsversammlung ist. Das ist kein vernünftiger Gottesdienst. Auch in der Beziehung hat Tertullian Recht, wenn er sagt: „Wir empfehlen unsere Gebete Gott mehr, wenn wir mit Bescheidenheit und Demuth bitten. Die Töne unserer Stimme sollten gemäßigt werden; denn sollten wir unseres Lärmes wegen gehört werden, wie große Windpfeifen hätten wir dann nöthig!" Auch Cyprian empfiehlt in seiner Schrift über das Gebet, daß „wir unsere Rede und Bitte in Zucht halten, indem wir der Ruhe und Bescheidenheit gebrauchen." Beide Kirchenväter, die in Afrika wirkten, würden den bei uns lebenden Afrikanern, den Negern, dieselben Ermahnungen mit verstärkten Ausdrücken zu geben haben. Darum sagt auch unser Herr: „Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein, damit du nicht scheinest; wenn du aber fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, damit du nicht scheinest." Wie das keusche, heiß und aufrichtig liebende Weib mit feinem Takte die Geberden inniger, vertrauterer Zärtlichkeit dem Auge der Oeffentlichkeit verbirgt, so wird auch ein keusches Glaubensleben sich in der Oeffentlichkeit mit nüchternem Takte verbergen. Was die Leute in den Revival-Meetings so sehr anzieht, und selbst die Weltkinder in großer Menge herbeilockt und zu einem fast stets nicht sehr lange währenden Anschluß an die Gemeinden bringt, ist der Show, der Schein, das Gepränge, der Lärm, der Skandal und Spektakel, der jene Meetings begleitet. Aber einen tiefgreifenden Einfluß üben sie nicht aus. Sie entweihen die Heiligkeit des Evangeliums ebenso sehr wie die Passionsspiele.

Die Kirche wird Theater, der Beter Schauspieler. Das Reich Gottes aber ist inwendig, es kommt nicht mit äußeren Geberden. Zu allen dergleichen den Gottesdienst verflachenden und entleerenden Aeußerlichkeiten hat Jesus ein entschiedenes „Nein" gesagt, als er die Zumuthung des Teufels, sich von der Zinne des Tempels hinabzulassen, energisch zurückwies. Nachdem unser Herr sich in Gethsemane wie ein Wurm im Staube gekrümmt und heftig mit Gott gerungen hatte, trat er fest und ohne Zagen in die Oeffentlichkeit. Den Erfolg des Gebetes sollen Viele bezeugen, das Ringen, das Beten selbst sehen nur die drei auserlesensten Jünger und selbst diese nur aus Steinwurfs Entfernung. Man kann innig beten, schreien kann man aus tiefster Seele wie Nehemia, als er vor Arthasatha stand, und doch verräth er mit keiner Miene, wie es in seiner Brust seufzt und fleht; man kann äußerlich tapfer blicken und in der Seele kann man zagen und zittern, wie einst die Seele des Mose, als hinter ihm das immer näher heranrasselnde Kriegsheer der Egypter drohte und vor ihm die Wellen des Rothen Meeres lagen. Sie unterdrückten jedoch ihre Gebetsgeberden mit Rücksicht auf die Oeffentlichkeit. Moses berücksichtigte das muthlose Volk, Nehemia die Sitte des heidnischen Hofes, an welchem er das schwierige und höchst gefährliche Amt eines Mundschenken zu verwalten hatte. Gewiß haben sich diese Männer Gewalt angethan, daß sie nicht laut aufschrieen zu Gott, sowie der Prediger es thut, der nach den Feiertagen auch laut aufseufzen möchte, wenn er die spärlich besetzten Bänke sieht, sich aber seine Seufzer für das stille Gebetskämmerlein aufspart.

Für solche ganz besonderen Nöthe und Anliegen ist es hochnothwendig Oerter zu haben, in die man sich zurückziehen kann, um mit Thränen, mit Niederbeugen und Händeaufheben seinem Gotte sich zu nahen.

Wo wäre ein lebendiger Christ, der nicht ganz besondere Anliegen hätte, da es ihn drängte, allein zu sein. Es brauchen zunächst gar nicht einmal eigene Angelegenheiten zu sein. Schon da, wo besondere Gnadenerweisungen Gottes erbeten werden, sehen wir unsere großen Vorbilder die Einsamkeit aufsuchen. So verschloß Elisa die Thür seines Prophetenstübleins zu Sunem, als er dem Sohne seiner gastfreundlichen Wirthin das entflohene junge Leben von Gott zurück erflehen wollte. Elia, sein gewaltiger Vorgänger, ging auf die Spitze des Karmel, that sein Haupt zwischen die Kniee, um den langentbehrten Regen von dem eisernen Firmament des Himmels auf das dürstende Land herabzuflehen. Eine ganze Nacht brachte unser Herr im Gebet in der Stille des Berges zu, ehe er zur Apostelwahl schritt.

Wie viel mehr werden wir schwache Epigonen des Gebetskämmerleins bedürfen für wichtige Begebnisse, Wendepunkte und sonstige kritische Tage und Lagen in unserem äußeren und in unserem inneren, geistlichen Leben: War es schon in Israel, dem alten, Brauch und Sitte, daß Braut und Bräutigam am Tage vor ihrer Vermählung sich in Fasten und Gebet ein Jeder für sich in die Stille zurückzogen, wie viel mehr wird es einem Christen geziemen, mit ernstem Gebet im einsamen Kämmerlein diesen hoch-

wichtigen und folgenschweren Schritt zu beginnen. Welche wirklich christliche Mutter sollte nicht am Tage der Taufe ihres Kindes allein das Angesicht des Schöpfers, Erlösers und Heiligers ihres Kindes suchen. Sollte sich das Weib, welches Jesu so viel verdankt, sollten sich die Mütter unserer Tage beschämen lassen durch jene Frauen, die einst ihre Kleinen zu Jesu brachten, damit er sie segne. Eine Rebekka und Hanna, eine Elisabeth und Maria sporne auch die Mütter unserer Tage an, um den Segen unseres Heilandes zu bitten. Von den drei letzten dieser Frauen hat uns die Schrift Gebete aufbewahrt, welche jede Mutter, wenn nicht auswendig lernen, so doch wenigstens oft lesen, in ihrer Seele bewegen, sie ihren Kindern vorbeten und vorlesen soll. Was wäre das für ein Prediger, der den Tag seiner Ordination und die Wiederkehr desselben ohne die heilsamen Einflüsse des stillen Gebetes im Kämmerlein und der ernsten, aufrichtigen Selbstprüfung vorübergehen lassen könnte. Wo kann da die Confirmation von ewigem Segen begleitet sein, wenn die Knaben und Mädchen während dieser wichtigen Zeit das Gebetskämmerlein leer stehen lassen.

Dazu kommt, daß wir oft ganz besondere individuelle Schwächen und Gebrechen haben, die nun entweder im öffentlichen Gebete nur in allgemeiner Weise bezeichnet und nur mit andeutungsweisen Ausdrücken erwähnt werden, oder vielleicht gar nicht, oder nur höchst selten genannt werden. Wir leiden etwa an dieser oder jener geheimen Sünde, wir haben vielleicht gegen Temperamentsfehler zu kämpfen. Da fühlen wir natürlich ein ganz besonderes Bedürfniß, öfter allein zu sein, um unser Anliegen, namentlich vor Gott im Gebete zu bringen. Es gibt Fälle, da wir nur ihm, nur ihm allein unser Herz ausschütten können. Mit Rücksicht auf diese besonderen Schwächen könnte der Einwand erhoben werden, daß, wenn Jemand in Christo ist, er eine neue Kreatur wurde, in der Alles neu geworden ist. Aber doch redet Paulus von dem Pfahl im Fleische, welcher Ausdruck dem Zusammenhange nach höchst wahrscheinlich auf ein geistliches Leiden zu beziehen ist, nämlich, auf die auch noch im Stande der Heiligung anklebende Sündhaftigkeit, die den auf den höchsten Stufen der Heiligung stehenden Männern, wie einem Paulus, noch so viel zu schaffen macht. Freilich liegt es nicht an unserm Rennen und Laufen, sondern lediglich an Gottes Erbarmen, aber eben dieses Erbarmen will erbeten sein. Im Gesammtgebet scheint den Mitbetenden die Fürsorge Gottes auf alle übrigen Mitbeter vertheilt zu sein, aber ist man allein, so nimmt man gleichsam für sein besonderes Leiden Gott ganz allein in Anspruch, obwohl ja Gott reich ist über Alle, die Ihn anrufen.

Wie ganz besonders aber ist das Gebet für's Studium der Schrift nöthig. Nichts mehr als dieses benöthigt ernsten und unausgesetzten Einzelgebetes, sonst ist man in Gefahr, daß auch die schärfste durch die Sünde aber trotz Leibnitzs Widerspruch auch schadhaft gewordene Logik uns zu einem Schriftverständniß verführt, das die einfachsten Wahrheiten über Sünde und Erlösung nicht mehr erkennt. Freilich ersetzt das Gebet

nicht das Studium. Aber auch der haarspaltendste Scharfsinn kann das Gebet nicht unnöthig machen. So lange das Gebet ein Gnadenmittel bleibt, durch welches uns in übernatürlicher Weise nicht nur Heiligungskräfte, sondern auch Erkenntnißkräfte mitgetheilt werden, wird der Exeget, zumal der Prediger beten müssen. Lehrirrthümer, die in den Kreisen der theologisch gebildeten Christen bleiben, richten nicht so viel Schaden an, als wenn sie in populärer Sprache von der Kanzel herab verkündigt werden. Derjenige, welcher nun die Schrift ohne Gebet studirt, kommt mir vor wie ein Astronom, der mit den besten Fernröhren menschlichen Verstandes und mit allen sonst das Studium der heiligen Schrift förderlichen Hülfswissenschaften die Himmelssterne der Wahrheit aus sternenweiter Ferne betrachtet. Er ist wie ein Arzt, der mit dem Secirmesser die Seele im Leibe sucht. Der betende Bibelforscher dagegen hebt sich auf den Schwingen des Gebets bis in's Herz der Wahrheit. Sein forschend-betender und betend-forschender Geist vereinigt sich mit dem Geist, aus dem alle Lebenswasser der Schrift quellen, mit Gott dem heiligen Geiste.

Unser Glaubensleben müßte aber in der That ein armseliges sein und in einem bloßen Nothbeterleben bestehen, und nur von den Winden des Utilitätsprinzips und des praktischen Bedürfnisses in Bewegung gesetzt werden, wenn es nicht Höhen erklimmte, auf denen schon ein König Salomo wandelte in den Zeiten des Alten Bundes, da unser Gott sich doch noch nicht in dem Maße und in der Weise als ein Gott der Liebe offenbarte, als es nun in unsern Tagen in Christo geschehen ist: Ich meine unser Privatgebet erstreckt sich nicht allein auf Ringen und Seufzen, auf Selbstprüfen und Bitten, sondern innerhalb seiner Sphäre liegt auch die Pflege jenes geistlichen Liebeslebens mit Gott, wie es uns im Hohenliede und im hohenpriesterlichen Gebete in aller seiner keuschen Gluth und heiligen Zärtlichkeit offenbart ist. Denn Beten ist doch im höchsten Sinne nicht blos das nothwendige, lebenerhaltende Athmen und Pulsiren, sondern es ist Lieben, es ist Umarmen Gottes und Umarmtwerden von Gottes allgegenwärtiger Liebe. Es ist Ruhen des Kindes an Gottes Vaterherz, es ist ein Trinken vom Wasser des Lebens, es ist, kurz gesagt, völlige Stillung, höchster, heiligster Genuß unserer nach Gott dürstenden Seele.

„Nur wer allein zum Herrn gefleht, allein, als wenn in weiter Welt
Nicht eine Seele zu ihm fleht, in Lieb und Andacht ihm gesellt,
Der hat die seligste der Stunden, hat wahrhaft Gott und sich gefunden.
Allein mit Gott ist nie allein, ist herrliches Zusammengehen,
Der tiefste innigste Verein mit seinem Liebsten ungesehen;
Allein mit Gott heißt lieben, leben, das Höchste nehmen, Höchste geben.*)

Aber ach, unsere Zeit ist in christlicher Liebesthätigkeit so nüchtern praktisch geworden, daß man leicht in den Ruf eines Schwärmers kommen kann, wenn man gern auf diesem Theile des christlichen Glaubenslebens verweilt. Mit Marthas Unruhe streift man an das Gebiet katholischer Werkseligkeit. Möge deßhalb noch dem theoretischen Theile dieser Arbeit schließlich das Wort

*) Prochnow. Das Leben unseres Herrn. Berlin, 1878. p. 377.

Baurs hinzugefügt werden aus seinem Leben des „Baron Kottwitz.“*) Es heißt in demselben: „Welch ein Unterschied zwischen Einst und Jetzt! Damals war die Gemeinschaft, in welcher sich die Christen zusammenfanden, zunächst Gemeinschaft des Glaubens, dann erst Gemeinschaft der Arbeit. Heut ist's meist der Fortbestand der begonnenen Liebeswerke, welche die Gläubigen zusammenführt. — Der Aufbau ihres eigenen inneren Lebens steht im Hintergrund. Was uns heute noth thut, das ist jene zarte Pflege der einzelnen Seele, das Merken auf die Stunde, in welcher endlich der Geist Gottes sie anhaucht, die Fürbitte für sie, wenn sie selbst zu beten angefangen, das Eingehen auf ihr eigenstes Bedürfniß, das Heranbringen der Kohle zur Kohle, das gemeinsame Eintauchen in den tiefen Grund der Gottesstille, aus der allein der Seele das Auffahren mit Adlerflügeln des Glaubens vergönnt wird. Heute ein leichtes Hinnehmen des reichlich gepredigten Wortes, damals ein tiefes Aufnehmen zur Erneuerung des Gemüths; heute äußerliche Förderung des Liebeswerkes, weil es nun einmal zum Christenthum gehört, damals, wo es überhaupt getrieben war, innerste persönliche Theilnahme, heute eine bedenkliche Fähigkeit vieler bekennender Christen, sich der Welt in allerlei Wegen gleich zu stellen, damals kein Bekenntniß ohne pietistisches Salz.“ — Ist aber das Alles nicht so geworden, weil in so vielen Christenhäusern das Gebetskämmerlein leer steht? — Durch das Citat aus Baur sind wir in den zweiten, den praktischen Theil unserer Arbeit gekommen. Die pädagogischen Gründe für die Nothwendigkeit des Einzelgebets und besonderer Räumlichkeiten für dasselbe sind sattsam erwiesen worden. Das Einzelgebet legt den Grund zum Leben in Gott — pädagogisch betrachtet — es führt uns und begleitet uns auch bis auf die höchsten Stufen des Lebens in Gott. Gehen wir nun dazu über, die Theorie in die Praxis zu übersetzen.

Nicht ohne einleitende Klage kann es geschehen, so wenig auch ein Christ ein Klagelied Jeremias darstellen soll; die Liebe hofft Alles. Dennoch muß constatirt werden, daß unsere christliche Zeit in einer Hinsicht magerer und matter ist als das vorchristliche heidnisch-classische Alterthum. Wie ist doch im Alterthum Alles mit religiösem Leben erfüllt. Wir mögen hinblicken, wohin wir wollen. Ja, das christliche Heidenthum ist schlimmer als das heidnische. Wie mannigfaltig, reich und mit welchem Ernst pulsirte einst das religiöse Leben in den heidnischen Kulturvölkern. Eine kurze Parallele möge genügen, das darzulegen.

Auf der Paßhöhe des großen St. Bernhard forderte ein Jupitertempel den Reisenden auf, ein Dankgebet für die glücklich zurückgelegte Reise zu verrichten. Heute bereitet man einem Geistlichen Schwierigkeit, Erlaubniß zum Sonntags-Gottesdienst auf einem deutschen Oceandampfer zu erhalten. Bei den Alten stand das Bild des Neptun auf jedem Schiffe. Heute spöttelt der größte Theil der Passagiere bei ausbrechendem Sturm, oder schaut in stummer

*) Neue Christoterpe. 1883. p. 257.

oder lauter Verzweiflung dem drohenden Tode in's Angesicht. Zu Jonas Zeiten weckt man den Propheten auf, daß er seinen Gott a u ch anrufe. Die alte Zeit personifizirt die Naturgewalten noch zu Göttern, heute sieht man in ihnen nur dunkle Naturmächte, die willenlos ihr launisches Spiel treiben. In keinem Pferdestall fehlte die Göttin Epona. Jede Arbeit auf dem Felde beginnt mit Gebet. Heute treiben selbst christliche Farmer ihre Pferde mit einem Fluch durch die Furchen. Vor der Ernte wird der Ceres ein Schwein geopfert. Keinen Wald fängt man an abzuholzen, ohne Anrufung der Götter. Jeder Abschnitt im menschlichen Leben, Geburt und Tod, Verlobung und Ehe war mit Gottesdienst durchwoben. Wie reich ist das Kindesleben mit Gebeten umgeben. Zur Göttin Lucina wurde betend emporgeblickt, damit die Geburt des Kindes überwacht werde. Candeliferas Lichter brennen, wenn das Kind geboren ist. Zur Rumina fleht man, damit das Säugen des Kindes gesegnet sei. Nundinas Gegenwart ist bei der Namengebung des Kindes erwünscht. Abeona muß das Gehen des Kindes überwachen. Man hat einen Gott Forculus, der die Thüren, Limentius, der die Schwellen behütet. Orbana, die Göttin erbarmt sich über die Waisenkinder. Ja selbst die Küchen, sagt Tertullian, haben ihre Götter. Jedes häusliche Fest mußte mit Gottesdienst gefeiert werden. Wie tief auch immer der moralische Standpunkt der sogenannten homerischen Gesänge ist, wenn wir ihn mit den lichten Himmelshöhen neutestamentlicher Sittlichkeit vergleichen, das muß man aber anerkennen, daß die Alten — freilich in ihrem Sinne — beten konnten. Wen hätte es nicht wohlthuend berührt, wenn er liest, wie Penelopeia hinaufgeht in's Obergemach und betet, daß sie den langentbehrten Odysseus wiedersehen möge. Wer achtet nicht den verschlagenen, oft unlauteren Odysseus, der in der Abendstunde den Hain der Athene aufsucht und betet, wer achtet diesen ererfindungsreichen Sohn des Laertes nicht höher als Kant, der trotz seines Scharfsinns doch so sehr alles Tiefsinns ermangelte, daß er aussprechen konnte, ein v e r n ü n f t i g e r M e n s ch m ü s s e s i ch d o ch v o r s i ch s e l b s t s ch ä m e n, z u b e t e n. Wie groß ist die Zahl auch der unphilosophischen Christen, die durch den alten Heiden beschämt werden.

Heute, wo die Sonne des Evangeliums mehr als 400 Millionen Christen in die Seele leuchtet, wie viele christliche Familien findet man, an deren häuslichem Herde die Opferflamme echten Herzensgebetes genährt wird?

Ach, das ist ein gewaltig hoher, idealer Standpunkt, welchen die Frage unseres Referates einnimmt. Was werden die m e i s t e n unserer Gemeindeglieder auf die Frage unseres Referates sagen? Den meisten geht das innere geistliche Verständniß für dieselbe ab. Allein die Frage ist doch einmal gestellt, und involvirt auch ein schreiendes Bedürfniß, sie greift tief in das innerste Triebrad alles praktischen Christenthums hinein; deßhalb müssen wir auch versuchen, ihr eine einigermaßen praktische Lösung zu geben.

Das setzen wir stillschweigend voraus, daß in den Pastorenhäusern und in den Häusern der Gemeindeältesten das Gebetskämmerlein, wenn auch nicht im buchstäblichen Sinne, so doch unfraglich im figürlichen Sinne vorhanden

ist. Beide, Pastor und Gemeindeältesten, wären sonst nicht die rechten Männer an der Stelle, die sie einnehmen. In Privathäusern wird ja nicht eine besondere Kammer für's Einzelgebet bestimmt zu werden brauchen. Wäre eine solche vorhanden, so würde es durchaus segensreich sein. — Ich habe einmal eine recht erbauliche Geschichte von dem Gebetsstüblein eines frommen Müllers gelesen, welches er täglich in der Morgenfrühe besuchte. Der Sohn ließ es leer stehen, und bald stand auch die Mühle still. Mit dem Aufhören des Gebets war auch der Segen von der Mühle gewichen. — Doch auch ohne bestimmtes Gebetskämmerlein wird sich ja in unserem America felix (in dem auch der Aermere, Gott sei Dank, geräumiger wohnen kann) immer im Hause ein leeres Zimmer oder stilles Kämmerlein finden lassen, in das man sich einschließen und mit seinem Heilande allein reden kann. In den Pastorenhäusern und in den Wohnungen der Gemeindeältesten ist selbstverständlich auch Morgen- und Abendandacht und Gebet bei allen Mahlzeiten. Was wird also unsere Aufgabe sein, damit wir auch unsern übrigen Mitbrüdern und Gemeindegliedern zu der im Referate präsumirten hohen Stufe geistlichen Lebens verhelfen? Denn das bedarf doch keines näheren Erweises, daß die meisten Gemeindeglieder noch manche Stufe zu ersteigen haben, bis sie auf den normalen Standpunkt eines im wahrhaft geistlichen Leben stehenden Christen kommen. — Zunächst und am meisten wird unser eigenes Beispiel eine starke objective Wirkung ausüben. Wir werden in unseren Predigten und bei unseren Hausbesuchen fleißig auf die Nothwendigkeit eines selbständigen, persönlichen Gebetslebens hinweisen. Traurige Erfahrungen (wie eine solche z. B., daß ein Gemeindeglied, mit dem wir über die Nothwendigkeit des Gebetes in der vorsichtigsten Weise gesprochen haben, aus innerer Abneigung gegen ernste Frömmigkeit aus der Kirche bleibt) dürfen uns nicht abschrecken. Denn nicht darauf kommt es an, nur möglichst große Gemeinden zu sammeln, sondern darauf, die Seelen zu innerer Entscheidung für oder wider ein Leben in Gott zu veranlassen. Namentlich werden wir alle traurigen und freudigen Gemeinde-, County- und Landesereignisse mit dem nöthigen seelsorgerischen Tacte in das freie Altar- oder Kanzelgebet am Sonntage einweben müssen. Wir werden bei unsern Besuchen auch uns selbst der Fürbitte empfehlen. Dadurch werden viele dahingeführt werden, daß sie noch nicht einmal für sich, geschweige denn für andere beten. Von den Pastoren der reformirten Presbyterianer wird verlangt, daß sie bei Hausbesuchen jedem Familienmitglied, das schon ein selbständiges Gebetsleben zu führen im Stande ist, die Frage vorlegen: „Betest du auch jeden Tag am Abend und Morgen allein für dich?" — Lasset uns unermüdlich darauf hinweisen, daß Hausandachten zur christlichen Hausordnung unumgänglich nothwendig sind. Ja, Haushaltungen, in denen weder Morgen- noch Abendandacht und auch — und in wie vielen christlichen Familien! — kein Tischgebet ist, sinken in Beziehung auf das Gebet tief, tief unter den Standpunkt heidnischer Haushaltungen hinab, in denen kein Trunk ohne Gebet zu den Göttern genommen wurde. Ein ernstfrommer deutscher

Seelsorger schreibt über das Gebetskämmerlein der Confirmanden Folgendes: „Jeder Christ muß sein Kämmerlein haben; und ich habe schon meine Confirmanden immer dazu angehalten, sich in irgend welcher, wenn auch ganz elementarer Weise ein solches zu verschaffen, sei es in der Scheune, im Stall oder im Bodenraum.“ — Die Einrichtung besonderer Gebetsgottesdienste würde ebenfalls die Pflege persönlichen Gebetslebens fördern oder doch wenigstens Anregung dazu geben.

Was nun endlich die christlichen Anstalten betrifft, so muß natürlich die Antwort ganz anders ausfallen. Sie ist ein volles, nachdrückliches „Ja“ und abermals „Ja“. Eine christliche Anstalt muß Gebetskämmerlein haben. Bei den Worten „christliche Anstalt“ liegt der Gedanke an das neue Predigerseminar nahe. Das Ev. Gemeindeblatt für St. Louis und Umgegend enthält in Nummer 6, 1883, eine kurze Skizze des neuen Prediger-Seminars, welche folgenden Passus enthält: „Der Raum unter dem Dach bietet reichlich Platz zur Aufbewahrung von Koffern der Zöglinge und mancherlei Räume lassen sich hier noch einrichten, auch wohl solche, von denen Matth. 6, 5 geschrieben steht, rechte Rüstkammern für Prophetensöhne, die hernachmals herabzuziehen haben in den großen Streit.“ Warum das unbestimmte „auch wohl solche“, warum nicht „und in dem Plane hat man auch Rücksicht genommen auf die Freilassung von Räumen, welche zu Gebetsübungen für Einzelne bestimmt sind.“ Alte, graue und gereifte Häupter unserer Synode haben darüber geklagt, daß unter den Seminaristen das stille Kämmerleingebet nicht genug gepflegt werde. Der Grund für diesen krankhaften Zustand liegt wohl in dem Raummangel. Einer unserer Seminaristen schreibt in einem Briefe: „Es ist ein recht heilsamer Gedanke, daß Sie mich auffordern, die Brüder zum Schließen von Gebetsbünden zu veranlassen. Räume für das Einzelgebet sind hier nicht. Wäre das der Fall, so würde auch mehr gebetet werden. Es ist bisweilen recht schwer, ein Plätzchen zu finden, wo man allein sein kann.“

Spurgeon sagt *): „Natürlich zeichnet sich der Prediger vor allen Anderen dadurch aus, daß er ein Mann des Gebetes ist. Er betet als der Christ, als solcher; thäte er's nicht, er wäre ein elender Heuchler. Er betet mehr als ein bloßer Christ, sonst eignete er sich nicht für das Amt, das er bekleidet.“ Wie viel mehr gilt das von Spurgeon Gesagte nun aber unbestreitbar vom Predigerzögling. Bedarf schon der Recrut und anfangende Turner vielmehr der leiblichen Exercitien als der eingeübte Soldat und perfecte Turner, dann hat auch der Predigerzögling erst recht die geistlichen Uebungen nöthig. Den jungen unerfahrenen Streiter täuscht der Seelenfeind bekanntlich leichter, als den ergrauten Kämpen Christi. Im Privathause findet sich schon leicht ein einsames Plätzchen, nicht aber in einer Anstalt, wo sehr Viele zusammenleben. Wie unangenehm ist es, aus der Andacht aufgescheucht zu werden, wie schmerzlich für den, welcher uns beim Gebet stört. Deßhalb seien die Gebetskämmerlein im Seminar nicht vergessen.

---

*) Spurgeon, Lectures to my students; London, 1875, p. 44.

Jene drei Schwestern im German Hospital zu New-York, die aus dem Kaiserin-Augusta-Hospital in Berlin entsandt wurden, um den Segen des deutsch-evangelischen Diakonissen-Dienstes nach dem amerikanischen Continent zu verpflanzen, klagten einem sie besuchenden Pastor unserer Synode, daß man ihnen verboten habe, mit den Kranken zu beten. Die sonst so vortreffliche eingerichtete Anstalt steht unter einer philanthropischen Leitung, der jegliches positive Christenthum eine verabscheuungswürdige Muckerei ist. Der sie besuchende Prediger antwortete jenen Schwestern auf ihre Klage, sie sollten nur geduldig ausharren, und durch ihren Dienst zeigen, daß sie im Geiste des Herzensgebetes leben. Da erwiederten jene leuchtenden Auges: Das ist unser Trost und unsere Kraft, daß man uns wenigstens unser Gebetskämmerlein nicht rauben kann, in dem wir uns immer neue Kraft für unsere oft so niedergebeugten Seelen erflehen.

Die Antwort auf die ganze Frage des Referats ist: „Ja, Gebetskämmerlein für christliche Häuser und christliche Anstalten." In den christlichen Häusern wollen Gemeindeältesten und Prediger mit unseres Heilands Kraft darauf hinarbeiten, daß es zum fleißigen Gebrauch des Gebetskämmerleins komme; in den christlichen Anstalten (wenigstens in denen unserer Synode) fordern wir sie als eine unbedingte Nothwendigkeit, weil sonst der Begriff einer christlichen Anstalt überhaupt fortfällt. Mehr als der Lehrsaal unseres Predigerseminars, mehr als der Operationssaal unseres Samariterhospitals, mehr als alle Vorzüge unserer Waisenheimath, mehr werth als alles dies ist das Betstübchen, das ταμεῖον wo Prediger im heißen Gebet durch Gottes Geist geboren werden, wo für die unsterblichen Seelen unsrer Kranken, wo für die ewigen Geister unserer Waisen gebetet wird. Das Gebetskämmerlein ist mit eine der nothwendigsten Säulen unserer Synode. Denn je mehr Gebet, Fürbitte, Preis und Dank gepflegt wird, desto mehr werden wir zusammenwachsen, sowohl untereinander, als auch mit Dem, welcher unser Haupt und das Haupt unserer Synode ist, mit Jesu Christo, der im Gebete, im heißen, einsamen Gebete in Gethsemane Welt, Teufel und Sünde besiegte, und dessen Eigenthum wir nur sein können, wenn wir auf Erden schon gelernt haben im Gebete in ihm zu leben. Ihm sei Preis und Anbetung in Ewigkeit. Amen!

Das im Staatsarchiv zu Zürich wieder aufgefundene Original der Marburger Artikel

mit erläuternden Vorbemerkungen von Joh Martin Usteri, Pfarrer in Hinweil.

Als ich anläßlich meiner Studien über Zwinglis Tauflehre u. a. mit den Marburger Artikeln mich beschäftigte, befand ich mich durch die Güte des Tit. Staatsarchivariats in der angenehmen Lage, das Original mit den eigenhändigen Unterschriften der Reformatoren vergleichen zu können. Nach Osianders Bericht sind in Marburg drei Exemplare unterzeichnet worden, die sämmtlich

lange Zeit für verloren gegangen galten, bis Heppe im Regierungsarchiv zu Kassel ein erstes auffand und es 1847 im Faksimile veröffentlichte. Ein zweites, dessen Echtheit schon um des Aufbewahrungsortes willen keinem Zweifel unterlag, war nunmehr zu meiner Einsicht gelangt, und ich glaubte, eine Veröffentlichung desselben sei darum um so mehr von Interesse, als erst seit Auffindung dieses Doppels der authentische Text der Marburger Artikel in seinem ganzen Umfang festgestellt werden kann. Den Herren Staatsarchivaren, Dr. Strickler und Dr. Schweizer, die mir in zuvorkommender Weise die Veröffentlichung ermöglicht haben, spreche ich hier meinen verbindlichsten Dank aus.

Das in Rede stehende Aktenstück besteht aus drei Foliobogen und einem einzelnen Blatt, das vermittelst eines Rückens mit den drei Bogen verbunden, resp. zusammengeheftet ist. Es ist, was Papier und Schrift anbelangt, wohl erhalten, aber ganz schmucklos und nicht frei von Schreibfehlern. Einen ersten Bogen bilden die Seiten 1, 2, 7 und 8, einen zweiten Bogen die Seiten 3, 4, 5 und 6, einen dritten Bogen nur eine beschriebene (S. 10) und drei leere Seiten, das abschließende einzelne Blatt endlich enthält die letzte Seite des fortlaufenden Textes (S. 9) und Seite 11 mit den Unterschriften. Daraus geht klar hervor, daß Bogen 3 mit den drei leeren Seiten nicht zum ursprünglichen Konzept gehörte, denn er unterbricht ja störend die Reihenfolge der Seiten und stünde richtiger hinter den Unterschriften am Schluß des Ganzen, wie er ja wirklich separat ausgefertigt und dem Aktenstücke beigegeben worden ist. Der Grund, warum er zwischen die zwei Bogen und das abschließende letzte Blatt hineingeheftet wurde, läßt sich indessen leicht errathen. Sein Inhalt soll dadurch dem Dokument einverleibt und als dessen authentischer Bestandtheil auch äußerlich gekennzeichnet werden. Würden die Unterschriften voranstehen, so könnte es ja leicht den Anschein gewinnen, wie wenn die Vereinbarung nicht auf das Nachkommende sich ausgedehnt hätte, wie wenn in diesem ein willkürlicher Zusatz vorläge.

Es muß nun auffallen, daß der auf S. 10 stehende Nachtrag, der gewiß auch dem in Kassel aufgefundenen Original beigegeben, aber eben nicht beigeheftet war, verloren gegangen ist. Da dort wie im Züricher Dokument die Unterschriften auf der Rückseite des letzten Blattes sich unmittelbar an den Schluß des fortlaufenden Textes anreihen, konnte Heppe natürlich nicht auf die Vermuthung kommen, daß seinem Exemplar ein integrirender Bestandtheil fehle. Er mußte im Gegentheil die schon in den ältesten Drucken sich findenden Zusätze als unecht verwerfen, wobei freilich räthselhaft blieb, wie sie sich dort einschleichen konnten. Nicht nur die Einfügung derselben, sondern namentlich auch die unverkennbare Identität der Handschrift und die Uebereinstimmung in Dialekt und Orthographie verbürgen den offiziellen Charakter, der zudem allein die Thatsache zu erklären vermag, daß fragliche Zusätze meines Wissens in allen Druckausgaben von Anfang an sich vorfinden. Ob vor oder nach Abfassung dieses Nachtrags unterschrieben wurde, läßt sich nicht mehr entscheiden; aber sicher ist, daß der Nachtrag allgemeine Zustimmung fand und zum authentischen Text zu rechnen ist. Ebenso wenig läßt sich entscheiden, von

welcher Seite diese Zusätze beantragt wurden. Sie gehen wohl auf Lutherische Initiative zurück, fanden aber natürlich leicht auch die Zustimmung der Reformirten.

Die Eintragung in den Text oder an gehöriger Stelle am Rand wurde dann wohl nachträglich durch irgend eine in Schweizerdeutsch schreibende Hand vorgenommen; ob für die Veranstaltung des Druckes, ist ungewiß, weil zwar das Original-Dokument der Züricher Druckausgabe zu Grund gelegen zu haben scheint, diese aber doch nicht als ein wörtlicher Abdruck desselben sich darstellt, indem sie die Unterschriften in anderer Reihenfolge aufführt und den Text in schweizerischer Mundart reproduzirt.

Die Uebereinstimmung der beiden Dokumente ist, was den Wortlaut anbetrifft, eine beinahe totale, und die wenigen unbedeutenden Abweichungen erklären sich am leichtesten, wenn man annimmt, die Artikel seien mehreren Schreibern in die Feder diktirt worden. Auch das dritte offizielle Exemplar würde wohl solch kleine Differenzen aufweisen.

Der Wortlaut der Urkunde ist folgender:

Disser hernach geschriben Artickelln haben sich die hierundengeschriben, zu Marpurg verglichen tertia octobris 1529.

Erstlich. Das wir bederseits Eintrechtiglich glauben und hallten, das allein ein einiger rechter Natürlicher Gott sey, Schopffer aller Creaturen, und derselbig Gott einig im wesen, unnd Natur unnd Dreyfaltig inn den Personen, Nemlich vatter, Söne, unnd heyliger Geist ꝛc. Allermassen wie im Concilio Niceno beschlossen, unnd im Symbolo Niceno gesungen und gelesen wurdett. bey gannzer Christlicher kirchen inn der wellte.

Zum andern, glauben wir, das nicht der vatter, noch heyliger Geist, Sonder der Sone Gottes Vatters, rechter Naturlicher Gott sey mensch worden, durch wirkung deß heyligen Geystes, on Zuthon mennlichs Samens geporen von der Reynen Junkfrawen Maria, leyplich vollkommennlich, mit leyb unnd Seele, wie ein annder mennsch, on alle Sönnden.

Zum dritten, das derselbige Gottes und Maria Sone, onzertrennte person Jhesus Christus sey, für uns gecreuzigt, gestorben, und begraben, ufferstanden von thoten, ufgefahren, gen Hymmell, sizennd zur Rechten Gottes, Herr uber alle Creaturen, zukunnfftig zurichten, die lebendigen und thoten ꝛc.

Zum vierten. Glauben wir, das die Erbsunnde sey unns von Adam angeporen, unnd uffgeerbet, unnd sey ein sollich Sonnde, das sie *) alle mennschen verdammet, unnd wo Jhesus Christus unns nicht zu hillff kommen were, mit seinem thode und leben so hetten wir ewig daran sterben, unnd zu Gottes Reich, unnd Seligkeit nicht kommen müssen.

Zum funnfften, Glauben wir, das wir, von sollicher Sonnde unnd allen annderen Sonnden, sampt dem Ewigen thode, erlöst werden, So wir glauben an sollichen gottes Sone Jhesum Christum, für unns gestorben, ꝛc., unnd außer sollichem Glauben, durch keinerley werck, stand oder Orden ꝛc. loß werden mogen von einiger Sönnde ꝛc.

*) „sie" nachher mit anderer Tinte hineingesetzt.

Zum Sechsten, das sollicher Gaube,*) sy ein Glaube Gottes, den wir mit keinen vorgeenden wercken oder verdiennst erwerben, noch aus Eygener Crafft machen konnen, Sonnder der Heyllig Geyst gibbt und schafft, wo er will, denselbigen inn unnsere Herzen, wenn wir das Euangelion oder wort Christi hören,

Zum Sibennden, Das sollicher Glaube sey, unnser gerechtikeit für Gott, alls umb welchs willen, unns Gott, gerecht, fromme, und heylig rechnet, unnd hellt, on alle werck und verdiennst, unnd dadurch von Sonnden, thod, Helle, hillfft, Zu gnaden nimpt, und selig macht umb, seins Sons willen, inn wilchen wir allso gleuben, und dadurch seines Sons gerechtigkeit, lebenns unnd aller guter geniessen und theylhafftig werden, darum alle closterleben unnd gelibde als zur gerechtigkeit nutzlich gantz verdampt sint **)

Von dem eusserlichen Wortt.

Zum Achten, das der heyllig Geyst, ordennlich zu reden, nymands, sollichen glauben, oder seine Gabe gibt, on vorgend Predigt, oder muntlich wort, oder Euangelion Christi, sonndern durch und mit sollichem muntlichen Wort, oder Euangelion Christi S †) wirkt er und schafft er den glauben, wo uund in wilchen er will Rom. 10.

Von der Thauffe,

Zum neundten, das die heylige thauffe, sey ein Sacrament, das zu sollichem Glauben, von Gott inngesezt, unnd weil Gots gepott, Ite baptisate, unnd Gots vorheissung drynnen ist Qui crediderit. so ists nicht allein ein leddig Zeichen, oder losung unnder den Christen sonder ein Zeichen unnd Werk Gottes, darinn unser Glaube gefordert, durch welchen wir zum leben widder geporen werden.

Von guten wercken,

Zum zehenden, das sollicher Glauben durch wirkung deß heyligen Geystess, hernach so wir gerecht und heyllig dadurch gerechennt unnd worden sind, gute wercke durch unns übett, Nemlich die liebe gegen den nechsten, Bitten zu Gott, und leyden allerley veruolgung, ꝛc.

Von der beicht,

Zum Eylfften, daß die beicht, oder Rathsuchung bey seinem Pfarrer oder nechsten, wol ungezwungen und frey sein soll, aber doch fast nützlich den betrübten, angefochten, oder mit sonnden beladen, oder inn irthumb gefallen, gewissen, allermeist. umb der Absolution oder trostung willen deß Euangelii, welchs die rechte absolution ist.

Von der Oberkeit.

Zum Zwolfften das alle Oberkeit unnd weltliche Gesezte, Gericht oder Ordnung, wo sy sind, ein rechter guter stanndt sinndt, unnd nicht verpotten, wie etliche Bäpstische unnd widertheuffer leren unnd hallten ‡), sonnder

*) Schreibfehler für „Gabe". **) Zusatz von anderer Hand.

†) Im Original wie folgt: „oder Euangelion Christi S".

‡) Korrektur von der gleichen Hand: „verpotten — hallten". Vorher hieß es: so farlich an im selbs wie der bapst unnd die seinen gehallten.

das ein Christ so darinn beruffen, oder geporn wol kan, durch den glauben Christi selig werdenn ꝛc. gleich wie vatter unnd mutter standt, Herr unnd frawen standt, ꝛc.

Zum dreyzehennden, das man heist Tradition mentschlich Ordnung. Inn Geistlichen oder kirchen gescheften, wo sy nicht widder offentlich Gottes Wort streben mag man freyhalten oder lassen, darnoch die leuthe sinndt, mit denen wir umbgeen, jnn allwege onnöttig ergernus zu verhütten, unnd durch die liebe den schwachen, und gemeinem fridde zu Diennst ꝛc.

Daß ouch die lere so pfaffen Ee verbüt tufels leer sey. *)

Zum vierzehennden, das die kinnderthauffe recht sey, unnd sy dadurch zu Gottesgenaden unnd in die Christennheit genommen werden.

Vom Sacrament des leibs und bluts Christi.

Zum fünnffzehenden Gleuben und hallten wir alle, vonn dem Nachtmale unnsers lieben herrn Jhesu Christi, das man bede gestallt nach Innsetzung Christi prauchen soll, das ouch die Messe nicht ein werck ist, do mit einer dem andren tod oder lebendig gnad erlangt †) Das auch das Sacrament deß Altars, sey ein Sacrament deß waren leibs unnd pluts Jhesu Christi und die geistliche Niessung desselbigen leibs und pluts, einem Iden Christen fürnemlich vonn nöthen, deßgleichen der prauch deß Sacraments, wie das wort, von Gott dem allmechtigen gegeben, uund geordennt sey, damit die schwachen Gewissen, zu gleuben, zubewegen, durch den heyligenn Geist. Unnd wiewol aber wir unns, ob der war leyb unnd plut Christi, leiplich im prot unnd wein sey, diser Zeit nit vergleicht haben, so soll doch ein theyl gegen den anndern Christliche lieb, so fern Ideß gewissen ymmer leiden kan, erzeigen, unnd bede theyl, Gott den Allmechtigen vleyssig bitten, das er unns durch seinen Geist den rechten verstanndt bestetigen well. Amen.

Nachträge von der Hand des Schreibers:

Vor dem Tittell (von dem Eusserlichen worte) soll steen,

Darumb alle Closterleben oder Gelübde alls zur Gerechttigkeit nuzlich, gannz verdampt sein,

Im funfzehenden Artikel (ibi das man bede gestallt nach der Insetzung Christi prauchen solle) soll steen,

Das auch die Messe nicht ein werk ist, damit einer dem anndern thod oder lebendig gnad erlange,

Nach dem dreyzehenden Artikel in fine soll steen.

Das auch die lere so pfaffen ehe verbeut theufels lere sei.

Joannes Oecolampadius ss.
Huldrychus Zwinglius.
Martinus Bucerus.
Caspar Hedio.

Martinus Luther.
Justus Jonas.
Philippus Melanchthon.
Andreas Osiander.
Stefhanus agricola.
Joannes Brentius.

---

*) Zusatz von anderer Hand.

†) Randbemerkung von anderer Hand: „das ouch die Messe — erlangt".

Verleugnen wir das Evangelium?

Es bedurfte keiner besondern prophetischen Begabung, um schon seit längerer Zeit voraussehen zu können, daß in manchen Festartikeln zur Lutherfeier auch Abschlachtungen verschiedener Kirchengemeinschaften vorkommen würden in majorem gloriam irgend Jemandes. So haben es sich denn auch „die unirten Kirchengemeinschaften, die Evangelischen", gefallen lassen müssen, in Lehre und Wehre in einer Weise gezeichnet zu werden, daß man billig fragen muß: Worauf gründet sich denn diese Darstellung und was ist der Zweck derselben? Denn das konnte ja ein Jeder von vornherein wissen, daß durch dieselbe kein Evangelischer überzeugt werden würde, daß er das Evangelium verleugne, ebensowenig, als ein gesinnungstüchtiger Lutheraner dadurch erst überzeugt zu werden braucht, daß die Unirten die reine Lehre der Concordienformel nicht haben.

Ebenso kann man auch als sicher annehmen, daß diesem Artikel von Lehre und Wehre weder der Bekenntnißparagraph unserer Synode, noch unser Katechismus, noch auch die Erklärung desselben von Prof. Irion zu Grunde gelegt worden ist und wir könnten am Ende zu dem Schlusse kommen, daß unsere evang. Synode hier gar nicht mit inbegriffen sein kann. Aber das könnte leicht als eine Ausflucht betrachtet werden, deßhalb müssen wir die Sache etwas näher ansehen. Da die Besseren wie die Schlechteren unter den Evangelischen in gleicher Weise verdammt werden, so ist es zunächst unnöthig, nachzufragen, zu welcher Klasse wir gerechnet werden, denn was von Allen gesagt ist, soll auch von uns gelten, daß wir nämlich Jesusliebe predigen, ohne den Leuten zu sagen, „wer denn dieser Jesus ist". Zunächst möchten wir nur bemerken, daß wir dem Namen Jesu kein Pronomen Demonstrativum vorzusetzen brauchen, wie Lehre und Wehre es thut. Er ist ja der Name, der über alle Namen ist, und der ist keinem evangelischen Christen unbekannt. Wer Jesus ist, sagen wir — wie aus unserm Katechismus hervorgeht — so genau, als es im zweiten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses und in der Erklärung Luthers zu demselben gesagt worden ist. Die Missourisynode würde also in diesem Stück wohl auch mit uns unter die Verdammniß ihres eigenen Urtheils fallen müssen.

Was aber Christenthum ist, sagen wir den Leuten damit, daß unser Katechismus auf die Frage: Wie gelangst du zu dem ewigen Heil deiner Seele? die Antwort gibt: „Durch den Glauben an Jesum Christum." Dieser Glaube an Jesum Christum ist eben Christenthum. Die folgende Behauptung: „Alle Dogmen gewinnen für diese Leute erst dadurch ihren Werth, daß sie ethischen Zwecken dienstbar gemacht werden," sowie die Beschuldigung, daß die Unirten mit Luthers Namen Betrug spielen, wollen wir einstweilen auf sich beruhen lassen und bis dahin weiter lesen, wo Lehre und Wehre den von ihr Bekämpften das Richtige entgegensetzt. Daß nun von Christus, wie Lehre und Wehre sagt, alles Heil in Zeit und Ewigkeit abhängt, das bezeugen wir

auch; Jeder, der uns kennt, weiß es. Daß ferner ohne den objectiven Inhalt des Christenthums alles subjective Christenthum, alles christliche Denken, Wollen, Fühlen, das ganze Christenleben ein pures Nichts ist, das ist eine so triviale Wahrheit, daß man ein Narr sein muß, um sie leugnen zu können, und unsern gesunden Verstand haben wir Evangelische auch. Wenn nun aber weiter von Lehre und Wehre gesagt wird: „Und die Erkenntniß Christi, des einigen Heilands, ist die einzige Quelle der Erneuerung, der sittlichen Wiedergeburt", so ist es doch klar, daß diese Erkenntniß nicht blos ein Wissen des Gedächtnisses, nicht blos ein intellectuelles, sondern wesentlich ein ethisches Verhalten ist, sonst würde ja das Auswendiglernen einer rechtgläubigen Dogmatik einen Menschen zum wahren Christen machen. Auch die aus dieser Quelle fließende Erneuerung, die sittliche Wiedergeburt, ist ebenso sicher etwas ethisches, als die durch diese Erkenntniß (Christi) bewirkte Reinigung von aller Untugend und Unreinigkeit der Welt nichts materielles ist.

Wir rechnen es Lehre und Wehre gewiß nicht zum Vorwurf an, wenn auch nach ihren Ausführungen die Dogmen ethischen Zwecken dienstbar gemacht werden. (Oder sollten sie wirklich ihren Werth schon ex scriptura scripta haben?) So lange die Missourisynode der heiligen Schrift noch die höchste Autorität in Glaubenssachen zuerkennt, wird man auch dort trotz aller Selbstabschließung immer noch dieselbe geistige Luft mit „diesen Leuten" athmen müssen, denen man vorwirft, daß sie das Evangelium Luthers verleugnen. Das Evangelium Luthers ist aber sicherlich kein anderes, als das der heiligen Schrift; sonst wäre es schon von Paulus Gal. 1, 8 und 9 im Voraus verworfen. Mit welchem Rechte kann man nun „diesen Leuten", welche sich unbedingt zur heiligen Schrift als der alleinigen Richtschnur des Glaubens und Lebens bekennen, Verleugnung des Evangeliums vorwerfen?

Wir haben diese Zeilen durchaus nicht aus Lust an einer theologischen Balgerei geschrieben. Die Mauer, die allerdings ohne unser Zuthun zwischen uns und unsern Nachbarn errichtet ist, läßt sich durch derartige literarische Streiterei nicht abtragen. Wir wollen auch Niemandem vorschreiben, wie er sich innerhalb seines eigenen Gebietes zu verhalten und wie er sein Haus an einem allgemeinen Feste zu zieren habe. Missouri hat zum Lutherfeste sein Haus mit seiner Flagge geschmückt, wir unseres mit der unsrigen. Kann nun unser Nachbar vielleicht sein Haus etwas prächtiger dekoriren als wir, so werden wir ihm das gewiß nicht verdenken. Wenn er nun aber meint, es gehöre mit zu einer rechten Festfeier, hoch oben auf der Scheidemauer zu sitzen und die Fahne des Nachbars mit Schmutz zu bewerfen, so können wir das allerdings nicht verhüten. Vielleicht sieht es auch Mancher als eine wenigstens subjectiv berechtigte Eigenthümlichkeit des Lutherthums an. Mag sein. Wir aber rechnen es mindestens nicht zu den Dingen, von denen Paulus Phil. 4, 8 und 9 redet.

Kirchliche Rundschau.

Im Bericht über die diesjährige General-Synode ist der Friedensbote sowie der Kalender der Theol. Zeitschrift vorausgekommen. Wollten wir nun noch versuchen, dem gedruckten Protokoll durch Mittheilung irgend welcher Einzelheiten den Rang abzulaufen, so könnte sich dieses Bemühen wohl am Ende als vergeblich herausstellen, überflüssig aber wäre es in jedem Fall. Nur das wollen wir bemerken, daß auch die General-Synode sich angelegentlich mit Weiterbauen beschäftigt hat und wir demgemäß nicht nur einen Neubau unseres Predigerseminars, sondern auch zwei Anbauten an unsere Synodalverfassung zu verzeichnen haben, nämlich: eine synodale Wittwenkasse und eine synodale Heidenmission. Vollendet ist noch keine dieser drei Bauten, aber gearbeitet wird immer noch rüstig an allen. Gott gebe seinen Segen, daß die nicht umsonst arbeiten, die daran bauen.

Nächst den großen Lutherfesten in Erfurt und Wittenberg, über welches die letzte Nummer ausführlich berichtete, haben wohl unter den in Deutschland in letzter Zeit gefeierten Festen die Wupperthaler und die Basler Festwoche das meiste Interesse — wenigstens für eine große Anzahl der Leser der Theol. Zeitschrift, — weßhalb es auch nicht unterlassen werden soll, etwas näher darauf einzugehen.

Die Wupperthaler Festwoche fand dieses Jahr vom 12. bis 19. August unter sehr zahlreicher Betheiligung von Nah und Fern statt. Holland war dieses Mal außer durch mehrere jüngere Geistliche durch Professor Valeton aus Utrecht und durch Domine Westhoff aus Amsterdam vertreten. Aus Basel war Professor von Orelli, aus Stuttgart Stadtpfarrer Reiff und Professor Weitbrecht, aus London Dr. med. Laseron, Vorsteher eines Hospitals und Diakonissenhauses, aus Bremen Pastor Funke, aus Breslau Pastor Lic. de le Roi, aus Bernburg Superintendent Schröter und aus Berlin Stadtmissions-Inspektor Schlegel und Pastor Basche, Agent des Comites zur Fürsorge für die Sonntagsschulen in Deutschland, gegenwärtig.

Den Reigen der Festversammlungen eröffnete wie immer die Generalversammlung und das Jahresfest des rheinisch-westfälischen Jünglingsbundes, der unter der tüchtigen Leitung seines Präses, des Pastor K. Krummacher von Elberfeld, jetzt etwa 200 Vereine mit 10,000 Mitgliedern zählt. Auf der Generalversammlung sprach Pastor Burckhardt von Barmen einige Wünsche über die Evangelisationsthätigkeit innerhalb der Jünglingsvereine aus. Das Referat erstattete Kaufmann Dan. Hermann aus Elberfeld. Am Sonntag Vormittag hielt Stadtpfarrer Reiff, Präses des süddeutschen Jünglingsbundes, in der übervollen zweiten reformirten Kirche in Elberfeld die zum dankbaren Ergreifen der Gnade mahnende Bundesfestpredigt. — In der Nachversammlung hob Pastor Krummacher in seinem Bericht hervor, daß der Agent Wegener, der 13 Jahre dem Bunde erfolgreich gedient, zur Pflege der Jünglingsvereine nach Berlin gehe, daß Stadtmissionar Helbing aus Karlsruhe als Bundesagent eingetreten sei, und daß Herr von Schlümbach auch unter den Jünglingen in Segen gewirkt habe. —

Montag, den 13. August, fand das Jahresfest der Bergischen Bibelgesellschaft statt. Die Bergische Bibelgesellschaft besteht 70 Jahre; sie ist nächst der Halleschen die älteste Bibelgesellschaft und nimmt unter den 25 Bibelgesellschaften in Bezug auf Wirksamkeit den vierten Platz ein. — Montag Vormittag fand die Conferenz und Generalversammlung der evangelischen Gesellschaft unter recht befriedigender Betheiligung statt. Von den 14 Zweigvereinen hatten 13 ihre Deputirten entsandt. Auf dem Dienstag, den 14. August, gefeierten Jahresfeste berichtete Pastor Erdmann, der Inspektor der Gesellschaft, von manchen Kämpfen, aber auch von vielen erfreulichen Erfahrungen. Die evangelische Gesellschaft wirkt in den Städten und auf dem Lande unter den der Kirche Entfremdeten, sucht die Erweckten zu fördern und

zur Arbeit füe das Reich Gottes anzuleiten und pflegt das christliche Vereins- und Gemeinschaftsleben in möglichstem Anschluß an das geistliche Amt. Sie beschäftigt jetzt 23 Boten und zählt im Ganzen 28 Arbeiter. Die Einnahmen betrugen im vergangenen Jahre 30,819 Mark, die Ausgaben 29,539 Mark. Eine Dame hat in der letzten Zeit für die Zwecke der Kleinkinderschule und der evangelischen Gesellschaft ein schönes Vereinshaus auf ihre Kosten bauen lassen. Präses der Gesellschaft ist jetzt Pastor Ohly in Elberfeld. Pastor Bonnet von Hohensolms im Kreise Wetzlar predigte anregend und gehaltvoll über Matth. 18, 11: „Die Arbeit unsrer Gesellschaft ist ein Rettungssignal."

Das Jahresfest des rheinisch-westphälischen Vereins für Israel fand Dienstag Vormittag in Barmen statt. Pastor Stolle aus Köln, der rheinische Agent des Vereins, berichtete über die Thätigkeit des verflossenen Jahres. Pastor Lic. de le Roi aus Breslau hielt die ergreifende Festpredigt. —

Die Krone der Festwoche war auch dieses Mal das Jahresfest der rheinischen Missionsgesellschaft. Die Betheiligung war besonders groß. Pastor Funke aus Bremen predigte in seiner geistvollen und populären Art über Psalm 150, 6. Von Superintendent Dr. Hassencamp wurden unter Assistenz der beiden theologischen Mitglieder des Moderamens der Elberfelder Kreissynode 7 Missionszöglinge ordinirt, von denen 4 in Amerika und 3 in der Heidenmission thätig sein werden. Leider hat die rheinische Mission ein sehr lähmendes Deficit von 200,000 Mark. Ermuthigend aber ist, daß Gott ihre Arbeit in der Heidenwelt fortwährend segnet. — In der Nachversammlung gab D. Fabri einen interessanten Ueberblick über die Entwickelung der Mission und insbesondere über den Stand der rheinischen Mission in der Heimath. — Dr. Schreiber erstattete darauf einen Bericht über die Arbeitsfelder. Der Selbständigkeit der Gemeinden am Kap stehen noch Hindernisse im Wege. In Groß-Namaqualand stört der Branntweingenuß und die Raublust die Entwickelung des geistlichen Lebens. Im Damralande hält der Krieg der Herero und der Namaqua die Missionsarbeit sehr auf. Auf Borneo sind 88 Personen im vergangenen Jahre getauft. Darunter die Erstlinge des Olokajanstammes. Auf Sumatra hofft man bald selbständige Gemeinden gründen zu können. In Nias hat die kleine Arbeit große Fortschritte gemacht. In China arbeitet die Mission seit dem traurigen letzten Conflict nur mit zwei Missionaren unter den Puntis. —

Auf der kirchlichen Conferenz in der Unterbarmer Kirche hielt Professor von Orelli einen licht- und lebensvollen Vortrag über moderne Evangelisationsmethoden, in welchem er besonders auch bei der sogenannten Heilsarmee verweilte. Er tadelt weniger ihre missionirende Predigt als ihre Methode und Organisation. Er erkennt den Heroismus der Leiter der Heilsarmee an, aber rügt es, daß die Reglements nur äußerliche Anweisungen und keine Winke für das innere Leben enthalten, daß in der Wirksamkeit der Unterschied von Mann und Weib verwischt, und daß wegen der Veräußerlichung ihrer Gottesdienste und wegen ihrer lärmenden Processionen der Name Christi hier und dort gelästert werde. In der Schweiz habe die Heilsarmee die Versammlungs-Freiheit gemißbraucht. —

Donnerstag Nachmittag wurde das Jahresfest des rheinisch-westfälischen Sonntagsschulverbandes gehalten. Inspektor Erdmann, der Präses des Verbandes, erstattete den Bericht. Im Wupperthal allein sind jetzt etwa 13—14,000 Sonntagsschüler. Lehrer Ostermeyer aus Elberfeld referirte darauf anschaulich und eingehend über die Bedeutung der Sonntagsschule für die äußere und innere Mission. Das Anerbieten von Pastor Basche, auch im Gebiet des rheinisch-westfälischen Sonntagsschulverbandes zu arbeiten, wurde dankbar angenommen. —

In der am Freitag stattgehabten Pastoralconferenz referirte Stadtpfarrer Reiff unter wesentlicher Zustimmung der Theilnehmer über die grundlegende Bedeutung des Erkennens für die Religion. In der Discussion über den sehr instructiven Vortrag, der auch Schleiermachers, Hegels, Ritschls und Kaftans Stellung zum religiösen Erkennen berührte, wurde mehrfach auch auf die Mängel und Gefahren der Ritschl'schen Theologie hingeblickt, aber auch ihr Wahrheitsgehalt hervorgehoben. —

*

Freitag Nachmittag fand das Jahresfest der Wupperthaler Tractatgesellschaft statt. Festprediger war der durch seine Schriften auch im Wupperthale bekannte Professor Weitbrecht, während der langjährige Präses der Gesellschaft, Pastor Kirschstein von Barmen, den Bericht erstattete. —

Das Jahresfest der evangelischen Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika beschloß die Festwoche.

Ueber den Jahresfesten der christlichen Vereine in Basel (vom 2. bis 5. Juli) lag diesmal ein Schatten. In dem vergangenen Jahre hatten sechs Missionsgeschwister in Afrikas Erde gebettet werden müssen und als siebentes Grab war das des trefflichen Basler Missions-Inspektors Prätorius hinzugekommen, den der Herr am 7. April dort aus der Visitationsarbeit abgerufen hatte. Doch bewährte sich unter dem Kreuz des Apostels Wort: „Als die Sterbenden und siehe, wir leben.“ Kein Wort des Verzagens wurde laut, sondern, obwohl gebeugt, blieben die Leiter und Arbeiter und Freunde des Missionswerkes doch fest, auf dem betretenen Wege vorwärts zu gehen.

Schon bei dem Fest der Bibelconferenz ergriff Pfarrer Wagner aus Lausanne das Wort, um an dem Lobgesang des Paulus im Kerker zu Philippi zu zeigen, wie wir es im Leiden halten müssen. Fehle das Kreuz im Christenleben, so solle man fragen, ob wir nicht Kinder und Kranke im Glauben seien, denen noch keine Last zugemuthet werden könne. Wenger aus Heinrichsbad nannte Leid, andauerndes Leid den besten Commentar zur Schrift.

Daß die Männer des Missions-Comites sich in diese Schule der Schriftforschung begeben, lehrte der tiefernste Jahresbericht des Inspektor Schott. Das Wort vom ersterbenden Weizenkorn war sein Text; der Tod seines Collegen Prätorius ein Beleg dazu.*) In dem tiefen Eindruck, den sein Zeugentod auf die Heiden ausgeübt hat, ist schon etwas von dem Leben des keimenden Samenkorns zu spüren. Vom Fortgange der afrikanischen Mission konnte der Bericht Erfreuliches sagen. Ein ziemlicher Theil der eingegangenen Jahresberichte ist dies Mal nicht von Missionaren, sondern von Eingeborenen geschrieben. Mehr und mehr kann diesen die Arbeit anvertraut werden, wenngleich die Leitung der Mission durch Europäer im Ganzen und auch im Einzelnen noch auf lange hin nicht entbehrt werden kann. In China hat sich die Theilung der Stationen zwischen Berlin, Barmen und Basel bewährt. Die Arbeit wächst unter vielen Schwierigkeiten. Die Gemeinde in Hongkong leidet durch den Wegzug vieler Glieder; in Lilong wird über Mangel an tüchtigen Leuten zur Verwaltung der kirchlichen Aemter geklagt; doch wird das dort bestehende Lehrer- und Prediger-Seminar hoffentlich Abhülfe schaffen. An andern Stellen will der christliche Sonntag den betriebsamen Chinesen nicht in den Sinn. Das aber ist überall zu spüren, daß das Christenthum über die Grenze der Gemeinde hinaus einen veredelnden Einfluß übt. — Das ganze Missionswerk in dem großen Reiche hängt zum großen Theil an dem Frieden mit den europäischen Mächten. Ein Krieg würde den Missionaren und ihren Gemeinden große Gefahr bringen. —

In Ostindien, wo seit langer Zeit so viele Gesellschaften arbeiten, dringt das Christenthum immer allgemeiner in's Volksleben umgestaltend ein. Hier und da sind Brahmanen übergetreten; das sind wichtige Ereignisse und stoßen jetzt nicht mehr auf solche Feindschaft der Heiden, wie früher. Von manchen Stationen wird berichtet, daß der Götzendienst von den Missionaren weniger bekämpft zu werden brauche, weil er mehr und mehr in dem Denken der Heiden seinen Halt verliere. So ergibt sich der Eindruck,

*) Am 17. November 1882 war Prätorius, trefflich vorbereitet, in Afrika angekommen. Mit rüstiger Kraft hatte er sofort sein afrikanisches Tagewerk angegriffen. Sitzungen mit den Missionaren und Presbyterien, Visitationen auf den Stationen und in Schulen und Anstalten, Conferenzen und Synoden folgten Tag auf Tag, nur unterbrochen durch mühsame Reisen, bis er am 27. December in Akropong angelangt war. Hier erkrankte er. Noch einmal erholte er sich scheinbar, konnte noch die Akunpenisynode mit 45 Gliedern, die Akamsynode mit 117 Gliedern halten, dann aber ergriff ihn das Fieber, das ihn nicht wieder verließ.

daß Indien wohl vor großen Krisen steht und daß, wenn des Herrn Stunde kommt, auf die mühevolle Aussaat eine große, fröhliche Ernte folgen kann.

Lebendige Zeugen aus den Missionsländern Afrikas und Indiens fügten zu den Umrissen des Generalberichts die frische, warme Farbe. Ihre Erzählungen bekundeten, daß Afrika und Indien nicht vergeblich so viel Leben gekostet haben. Unaufhaltsam und stetig hat die Mission ihre Siege erfochten, ihre Eroberungen gemacht.

Der Präsident der Missionsgesellschaft, Dr. Riggenbach, brachte in der General-Conferenz die Frage zur Erörterung, ob das Comite nicht die schmerzlichen Todesfälle in Afrika als einen Wink Gottes ansehen solle, andere Wege einzuschlagen. Er nahm die Antwort aus Matth. 16, 21—25: Sich und Andere zu schonen, dürfe nicht der entscheidende Gesichtspunkt sein. Wer daran zuerst denke, der meine nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist. Und wenn das Sterben der Missionare von Einigen als Folge von Gebetsuntreue der Christenheit gefaßt ist, so mahnte Professor Riggenbach mit Recht zur Nüchternheit. Beten im Namen Jesu schließe auch das Gebet des Herrn in sich: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe." Beten sei immer ein Bitten und nicht ein Befehlen. — Pfarrer Wenger aber gedachte an frühere Conferenzen, auf denen ein schwerer Druck gelegen habe, wenn das eine Mal der Sipoy-Aufstand das Werk in Indien zu vernichten bedrohte, das andere Mal die Schulden der Gesellschaft zu erschreckender Höhe angewachsen waren, oder die Ungewißheit über das Schicksal der in Kumasse gefangenen Missionare die Freudigkeit lähmte. Immer aber hat der Herr nicht blos geholfen, sondern die Noth zum Mittel siegreichen Fortschreitens gemacht. Darum mahnte er auch jetzt der Stunde zu harren, da der Herr in königlicher Majestät zum Abschluß bringen wird, was sein Volk unter viel Leid in seinem Namen angefangen hat.

Am Nachmittag des letzten Festtages fand die Abordnung von 9 Missionaren durch Prof. Riggenbach statt. Da je Einer nach Australien, Nord-Amerika und Süd-Rußland gehen wird, so sind sie in alle Welttheile gesendet. Der Herr wolle ihre Friedensarbeit segnen! Die Basler Mission zählte am 1. Januar 1883 in Afrika, China und Indien zusammen 15,314 Gemeindemitglieder; Heiden sind im vergangenen Jahre 549 getauft worden. In ihren Schulen ergab sich ein Zuwachs von zusammen 400 Schülern. Angesichts der erschütternden Verluste in Afrika, wo sieben Gräber ihrer europäischen Arbeiter gegraben werden mußten, war die Missionsgesellschaft eifrig bemüht, diese Verluste nach Möglichkeit für die Zukunft zu vermindern. Man suchte mit weniger Europäern auszukommen und die Eingeborenen in's Pfarramt an den Gemeinden zu drängen. Auch setzte man kürzere Fristen der Arbeitszeit im heißen Lande fest, sorgte für bessere, zweistöckige Wohnungen, rief auch Afrikaner in das Basler Missionshaus. — Im Ganzen befinden sich auf den verschiedenen Missionsfeldern gegenwärtig 98 Missionare, 70 Frauen und 2 Jungfrauen. — An Einnahmen ergab sich im vergangenen Jahre die Summe von Fr. 962,777.37, gegen Fr. 1,041,890.89 im Vorjahr, also eine Abnahme von Fr. 79,277.55.

Der Bericht der Evangelischen Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika, die mit uns an einem Werke arbeitet, ist sicher für unsere Leser interessant genug, um hier wiedergegeben zu werden. Er lautet, mit einigen unwesentlichen Abkürzungen, wie folgt:

1. Der Ernst der im vorigen Berichte dargelegten Pflicht der deutschen evangelischen Christenheit, an der Versorgung ihrer im Auslande angesiedelten Glaubensgenossen, mit Predigern und Lehrern sich in opferwilliger Bruderliebe zu betheiligen, ist in diesem Jahre unverändert geblieben. Es sind noch Zehntausende, wenn nicht Hunderttausende unserer Landsleute jenseit des Meeres kirchlich unversorgt oder übel versorgt; eine Reihe von Pfarrstellen der mit uns verbundenen Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika ist durch den Tod erledigt, und dringende Bitten werden sowohl aus der Mitte dieser Synode, wie von einzelnen Gemeinden Süd-Amerikas um Zusendung geeigneter Kräfte vor uns gebracht. Am schreiendsten ist das Bedürfniß da, wo es am wenigsten empfunden wird, wo nicht aus dem Munde der Verlassenen

ein Hülferuf an unser Ohr dringt, wohl aber aus dem Munde dessen, der gesagt hat: „Ich will das Verlassene wieder suchen, und das Verirrte wieder bringen, und das Verwundete verbinden, und des Schwachen warten.“ Es muß unser Bestreben sein, unsere Boten auch auf solche Arbeitsgebiete zu senden, in denen ihre Wirksamkeit zunächst einen missionirenden Charakter anzunehmen, und die Predigt nicht sowohl zu lauten hat: Halte, was du hast, sondern vielmehr: Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten!

Zur eingehenderen Orientirung über die religiöse und sittliche Lage unserer Landsleute jenseit des Meeres verweisen wir auf die in unserm Organ, dem „Deutschen Ansiedler“, gegebenen Mittheilungen.

2. Von den laut des letzten Berichtes ausgesandten Brüdern steht Friedrich Beckmann in Puerto Montt in Chile, Friedrich Pechmann in St. Maria da Boca do Monte in Südbrasilien, Conrad Schreiber in S. Sebastiao do Cahy ebendaselbst, Louis Kohlmann in Boonville, Missouri, Heinrich Juchhoff in Entreprise, Kansas, Lehrer Möhrlen in Los Anjeles in Chile.

Die Schwierigkeiten, die sich der Arbeit dieser Männer, ebenso wie der früher hinausgegangenen entgegenstellen, lassen leicht die Versuchung an sie herantreten, ihr Amt mehr mit Seufzen als mit Freuden zu thun; es fehlen aber auch nicht recht ermuthigende Erfahrungen von dem Sieg des Glaubens, der die Welt überwindet, und der zwingenden Macht der Liebe, der sich die verschlossenen Herzen öffnen. Zu herzlichem Dank gegen den, der das Gedeihen gibt, haben uns nicht selten die Briefe der Brüder gestimmt — einem Dank, dem hier einen öffentlichen Ausdruck zu geben unsere Pflicht und unsere Freude ist.

3. Im Januar d. J. ist Gustav Adolf Danziger, ein Proselyt aus Rußland, durch unsere Vermittelung in das Proseminar zu Elmhurst, Illinois, eingetreten. Im Juni hat der Lehrer Robert Geldsetzer aus Lüttringhausen dem von der Gemeinde in Puerto Montt ergangenen Rufe zur Uebernahme eines Schulamtes Folge geleistet.

Von den im Missionshause zu Barmen ausgebildeten Brüdern sollen folgende nach Süd- und Nord-Amerika abgeordnet werden: J. Oehmlow aus Pommern nach Joinville in Brasilien, W. Laatsch aus der Provinz Brandenburg nach Santa Leopoldina ebenda, H. Runte aus Waldeck nach der Inselstraße bei Joinville, H. Siegfried aus Augsburg und G. Schultz aus Westfalen nach Nord-Amerika.

Dem Lehrerseminar Lichtenstern in Württemberg verdanken wir es, daß wir Aug. Leibfritz aus Würtemberg zur Uebernahme eines Lehramts nach Santa Izabel in Süd-Brasilien und Eduard Schrader aus Hannover zur Fortführung seiner Studien in das Predigerseminar zu St. Louis in Missouri werden aussenden können. Die Aufnahme in das Proseminar zu Elmhurst in Illinois ist durch unsere Vermittlung dem Ed. Fuhrmann aus St. Petersburg, C. Freudenreich aus Bremen und A. Schlüter aus Brake bei Lemgo bewilligt worden. Mit andern jungen Männern stehen wir in erfolgversprechender Verhandlung.

Die Aussendung von Lehrkräften ist in der neueren Zeit in steigendem Maße begehrt worden; so von Seiten eines deutschen Instituts in Santiago in Chile.

4. Unter Mitwirkung unserer Gesellschaft ist die zweite Auflage des trefflichen „Rathgebers für Auswanderer“ von Pastor Cuntz in Bremen veröffentlicht und verbreitet worden. Von unserm Vorstandsmitgliede Pastor Dr. Borchard in Ummendorf bei Eisleben ist ein Verzeichniß der deutschen evangelischen Diasporagemeinden und Geistlichen in Süd-Amerika, Australien und andern außerdeutschen Ländern zusammengestellt worden. (Leipzig, bei M. L. Matthies 1883.) Das von demselben ausgearbeitete kirchliche Adreßbuch für Nord-Amerika soll in diesen Tagen dem Druck übergeben werden. Die von ihm in's Leben gerufene und vom General-Superintendenten Dr. Trautvetter geleitete Diaspora-Conferenz leistet uns in unsern Bestrebungen freundliche Bundesgenossenschaft.

5. Der Agent unserer Gesellschaft, Pastor Griesemann, hat Gelegenheit gehabt, in

weiteren Kreisen die Bekanntschaft mit unserm Werk und die Theilnahme an demselben durch Vorträge, Predigten oder Ansprachen zu fördern. Wir bitten, auch fernerhin ihm die Gelegenheit zu solcher Thätigkeit freundlich zu vermitteln und zugleich sich die Verbreitung des von ihm redigirten „Deutschen Ansiedlers" angelegen sein zu lassen. (Vom Missionshause zu Barmen für 1 Mark 25 Pfg. jährlich zu beziehen. Bei Zahlung eines Jahresbetrages von mindestens 4 Mark für die Zwecke unserer Gesellschaft erfolgt unentgeltliche Zusendung. Bei Bestellung im Laufe des Jahres werden die in demselben Jahre bereits erschienenen Nummern nachgeliefert. Probenummern gratis.) Das Blatt, das zunächst dem Bau der christlichen Kirche zu dienen berufen ist, bemüht sich zugleich, im Unterschiede von zahlreichen unzuverlässigen, die Auswanderungslustigen leicht blendenden Publikationen wahrheitsgetreue Nachrichten über die Gebiete der deutschen Niederlassungen jenseit des Meeres zu geben. Wir haben die Freude, von einer erheblichen Vermehrung der Cirkulation dieses Blattes Mittheilung machen zu können.

6. Um eine warme Theilnahme und Mitarbeit zu bitten, sind wir um so ernstlicher veranlaßt, als das deutsche Element von Jahr zu Jahr eine steigende Bedeutung für die Entwicklung der überseeischen Länder gewinnt. Wenn wir den Wunsch hegen, daß von unsern Landsleuten nicht ein Fluch, sondern ein Segen, nicht Unglaube und Sittenlosigkeit, sondern Glaube und Sittlichkeit den fernen Völkern zugeführt werde, so gilt es, mit opferwilliger Theilnahme solche Bestrebungen zu unterstützen, wie diejenigen sind, zu welchen wir uns im Dienst unsers Gottes und unsers Volkes verbunden haben.

Wir flehen zum Herrn, daß er viele Herzen für dies Werk dienender Bruderliebe erwärme, auf unsere Arbeit seine segnenden Hände lege und ihr ein starkes, sicheres Gedeihen nach innen und außen in Gnaden beschere, nach seiner Verheißung: An mir wirst du deine Frucht finden, spricht der Herr: seid getrost und thut eure Hände nicht ab; denn euer Werk hat seinen Lohn. — Barmen, im September 1883.

Der Vorstand der Evang. Gesellschaft für die protest. Deutschen in Amerika.

Der Kassenbericht weist eine Ausgabe von 9519 Mark, eine Einnahme von 7803 M., mithin ein Deficit von 1716 M. auf.

Ueber den Stand der Unterhandlungen des Vaticans mit Preußen hatte sich nach längerem Stillschweigen das officielle Organ der Curie, der „Osservatore Romano", am 2. September zum erstenmale wieder ausgesprochen. Sein Artikel über „unberechtigte Klagen" — gegen die Curie nämlich — hat außer in den ultramontanen Kreisen wohl überall den denkbar ungünstigsten Eindruck gemacht. Wenn der „Oss. Rom." behauptete, der heilige Stuhl habe schon viel gethan, indem er das Kirchengesetz vom 11. Juli nicht geradezu als „einen Akt der Feindseligkeit" angesehen habe, so entstand die Frage, warum doch das Centrum nicht wie ein Mann gegen ein Gesetz gestimmt hat, das sich als ein dem heiligen Stuhl feindliches betrachten läßt. Das Wichtigste an dem Artikel war, daß die Curie sich bestimmt weigert, zur Ausführung dieses Gesetzes die Hand zu bieten, falls der Staat zu den bisher gemachten Concessionen nicht zuvor neue hinzufügt, (d. h. der Kirche die freie Ausübung des Priesteramts und die freie Ausbildung der Geistlichen gewährt.) Und wenn man dem preußischen Episcopat einen Vorwurf daraus gemacht habe, daß er sich nicht von Rom emancipirt und in eigene Initiative habe drängen lassen, so sei der Episcopat „gerade so abhängig vom heiligen Stuhl, wie die Landräthe von der Regierung."

Inzwischen hatte — wie die „Köln. Ztg." zuerst mittheilte — der Bischof Korum von Trier von den bedeutsamen Vergünstigungen des neuen Kirchengesetzes Gebrauch gemacht, indem er sechs jüngere Geistliche zu Hülfsgeistlichen berufen hat, darunter auch einen für die Liebfrauenpfarrei in Trier. Diese Nachricht war zwar von einem ultramontanen Blatt dementirt worden, durfte jedoch als sicher beglaubigt bezeichnet werden.

Da diese Geistlichen, wie angegeben wurde, ihre Vorbildung vor 1873 beendet hatten, so bestand in der That auch kein Widerspruch zwischen dem Artikel des „Oss. Rom." und dem Verfahren des Bischofs Korum.

Zu dem Streitfall wegen des Weihbischofs Sniegon, welchen der Papst ohne vorherige Verständigung mit der preußischen Regierung ernannt hatte, bemerkte der bezeichnete Artikel des „Oss. Rom." kurz und bündig, die Ernennung des Oesterreichers Sniegon für die Amtsübung auf ausschließlich österreichischem Gebiet gehe die preußische Regierung gar nichts an. Demgemäß war auch die Inthronisation desselben einfach auf den 16. September festgesetzt worden, während der „Moniteur de Rome" meldete, die preußische Regierung habe in diesem Falle nachgegeben. Die „Nordd. Allg. Ztg." — hieß es wörtlich im „Oss. Rom." — sollte doch wissen, daß die Curie nicht gewohnt ist, Verträge zu verletzen, wohl aber daran, sie vergewaltigt zu sehen."

Nicht minder charakteristisch als diese Aeußerung war es, daß die „Germania", obgleich sie wissen mußte, an wem die Schuld liegt, daß noch keiner der minder gravirten Bischöfe in seine Diöcese zurückgerufen worden ist, gleichwohl an den Kaiser und den Fürsten Bismarck die Bitte zu richten wagte, die Siegesfeier auf dem Niederwald durch die Zurückführung des Bischofs von Limburg zu krönen.

Inzwischen waren die Berathungen, welche in der Cardinals-Commission wegen der preußischen Kirchenfrage stattfanden, abgeschlossen und dem Episcopat die Entscheidung der Curie wegen des Cirkular-Erlasses des Ministers v. Goßlar mitgetheilt worden.

Die Curie hat diesmal eine kleine Concession gemacht, indem der Papst „in völligem Einklang mit den Voten der Bischöfe ohne principielle Anerkennung der die Vorbildung betreffenden Bestimmungen zugestanden hat, daß die Dispense für die Vergangenheit und für dieses eine Mal eingeholt werden können." Mit Recht bemerkt hierzu die „Magd. Ztg.": „Hätte der Papst von dem Juligesetz den Klerus keinen Gebrauch machen lassen, so wäre die Verantwortlichkeit für den kirchlichen Seelsorger-Nothstand noch um vieles schwerer auf die Schultern des Vaticans gefallen."

An seinem Namenstage, dem Tage des heiligen Joachim, am 18. August, hat Gioacchino Pecci, auf Petri Stuhl Leo XIII. einen offenen Brief an drei Cardinäle gerichtet, der fast geeignet wäre, einen, der so naiv ist wie der römische Correspondent der „Weser-Zeitung", an der Continuität curialer Tradition irre zu machen. Unter dem 22. August schreibt nämlich der Berichterstatter dieses übrigens stark kulturkämpferischen Blattes aus Rom: „Papst Leo fordert, wohl zum erstenmal in der Geschichte der Päpste, von der Höhe des heiligen Stuhles zur Prüfung, zur Discussion auf wissenschaftlicher Grundlage auf! Niemand kann die Wichtigkeit eines solchen Schrittes verkennen, denn es ist offenbar, daß derselbe mit einer der ältesten Traditionen des Papstthums bricht. Nach sechsjährigem Pontifikat tritt in dem Dokumente plötzlich wieder der humane, feingebildete Geist des früheren Erzbischofs Pecci von Perugia auf."

Verzeihlich ist es indessen doch nicht recht, daß die Redaction, die dem Schreiben ihres römischen Correspondenten auch nicht einmal ein Fragezeichen hinzusetzt, sich so hat mystificiren lassen. Sehen wir uns jenes offene Papstschreiben an die Cardinäle de Luca, Vicekanzler der römischen Kirche, Pitra, Bibliothekar des Vaticans, und Hergenröther, Präfect der päpstlichen Archive, etwas näher an, so findet sich allerdings zunächst ein weiter und breiter Erguß über die Nothwendigkeit, Heilsamkeit und augenblickliche Unentbehrlichkeit historischer Quellenstudien. Die Feinde des Papstthums haben nach Leo XIII. seit Jahrhunderten die Geschichte in gehässigster Weise gefälscht, und über die Segnungen, welche der Stuhl Petri Italien und allen Völkern der Erde in der Wirklichkeit gebracht hat, eine höchst bedauerliche Unwissenheit an den Tag gelegt und in der wissenschaftlichen wie populären Literatur verbreitet. Dieser historischen Fälschung kann nur durch historische Forschung und wahrheitsgetreue Darstellung der wirklichen Facta entgegengetreten werden (etwa wie Janssen nach den „Quellen" die unerhört verdunkelte Reformationszeit geschildert und der Welt über den Charakter des Revolutionärs Luthers reinen Wein eingeschenkt hat). Die Oeffnung der vatica-

nischen Bibliothek in „liberalster Weise", wie die „Weser-Zeitung" sagt —, nachdem bereits die Archive der Curie „geöffnet" seien, würde das ausgiebigste Material hergeben, um der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen; und die genannten Cardinäle sollen nun in der angedeuteten Richtung thätig sein.

Welcher Art ist aber die Thätigkeit, die der Papst von ihnen erwartet? Wie hoch ist der Grad der wissenschaftlichen Liberalität, mit der der „gelehrte, humane Pecci" die Traditionen der Curie durchbricht? Man höre: „Wir zweifeln nicht, geliebte Söhne," sagt der Papst, „daß das Ansehen eures Amtes und der Ruf eurer persönlichen Verdienste gelehrte und in der Wissenschaft bewanderte Männer, sowie geübte Schriftsteller um euch versammeln werden, damit ihr einem Jeden die ihm gebührende Stelle in dem Programm der historischen Studien anweiset, welches ihr unserer Genehmigung unterbreiten werdet." Ein Programm, wie die Papstgeschichte zu schreiben ist, wird also entworfen, von Leo geprüft und amendirt, und dann erhalten die „geübten Schriftsteller" und „wissenschaftlich bewanderten Männer" ihre Posten und Parole, wonach zu arbeiten ist.

Daß man in Rom gar nicht daran denkt, der unparteiischen Wissenschaft Archive oder Bibliotheken zu öffnen; daß die drei Herren die Daumen sehr fest über Dokumente halten werden, die nicht in die Oeffentlichkeit kommen sollen, versteht sich ganz von selbst. Es ist nur seltsam, daß ernsthafte Nichtkatholiken je etwas anderes glauben konnten.

Die diesjährige Diaspora-Conferenz fand am 14. September in dem Auditorium der Superintendentur zu Wittenberg statt. Aus Süd-Amerika, Italien und England nahmen Mitglieder an den Berathungen theil. Gen.-Sup. Dr. Trautvetter aus Rudolstadt eröffnete die Versammlung mit Gebet und einer Ansprache, in welcher er dem Herrn für den Segen dankte, den er auf die kleine und stille Arbeit gelegt. Die Conferenz zählt 48 auswärtige Mitglieder in Nord- und Süd-Amerika und den außerdeutschen Staaten Europas, 37 einheimische in den verschiedenen Ländern Deutschlands und 39 Geistliche, die im Auslande gearbeitet haben und in die Heimath zurückgekehrt sind.

Der Schriftführer Past. Dr. Borchard aus Ummendorf erstattete den Jahresbericht. Aus allen Weltgegenden und von allen Richtungen der evangelischen Kirche hat die Diaspora-Conferenz herzlichen Brudergruß und warme Zustimmung erhalten. Von Australien erhält dieselbe jeden Monat Kunde durch den „Australischen Christenboten," redigirt von Past. Herlitz in Melbourne, der mit der Losung „Jesus Christus gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit" mit großem Segen für den Aufbau der lutherischen Kirche in jenem Welttheil arbeitet. Mit besonderem Interesse hat die Diaspora-Conferenz mit den deutschen evangelischen Gemeinden in Süd-Rußland, an der Wolga und am Kaukasus Verbindungen angeknüpft. In Grusien und Transkaukasien sind fünf, an der Wolga im Gouvernement Saratow an der Bergseite neun, im Gouvernement Samara an der Wiesenseite dreizehn, im südlichen Rußland und Bessarabien sechs, im Gouvernement Cherson zehn, im Gouvernement Taurien fünf deutsche lutherische und zwei reformirte Kirchspiele. Das Sendschreiben hat der Vorstand an 2526 Brüder in Nord-Amerika, 37 in Süd-Amerika, 18 in Australien, 97 in Rußland, 59 in Rumänien, Frankreich, England, Schweiz, Italien und im Orient, zusammen an 2737 gesandt. Die lutherische Kirche in den Vereinigten Staaten zählt 3429 Geistliche, darunter, soweit der Schriftführer ermitteln konnte, 1750 deutsche Geistliche. Die reformirte Kirche zählt 782 Geistliche, darunter 146 deutsche, die zum großen Theil von Chrischona, Basel, Barmen und Mühlheim a. d. Ruhr ausgesandt sind, und 200 Geistliche, die in Nord-Amerika ausgebildet sind und in deutscher und englischer Sprache Gottesdienst halten. Die evangelische Synode von Nord-Amerika zählt 430 deutsche Geistliche, die zum großen Theil von Basel und Barmen ausgesandt sind. In den nächsten Tagen erscheint bei Velhagen und Klasing in Bielefeld ein von dem Schriftführer der Diaspora-Conferenz herausgegebenes kirchliches Adreßbuch für Nord-Amerika. Dasselbe enthält die Namen sämmtlicher Ortschaften Nord-Amerikas, in denen lutherische, reformirte und evangelische

Gemeinden sind, nach Staaten alphabetisch geordnet und mit Angabe des Bekenntnißstandes und der Nationalität. Bei dieser Gelegenheit sprach der Schriftführer seinen besonderen Dank Rev. N. Lenker in Grand Island, Hall Co., Nebraska, aus, für die wiederholten Mittheilungen über den Westen und seine unermüdlichen Bemühungen für die kirchliche Pflege der Auswanderer.

Aus Brasilien kamen Berichte von Mucury, Minas Geras, wo seit mehr als zwanzig Jahren der älteste Pionnier der deutschen Sendboten steht, und die Bitte um Hülfe zur Gründung einer Confirmandenanstalt. Aus der deutschen Kolonie Germania da Costa da Serra do Butucurahy, Provinz Rio Grande do Sul, schilderte ein Bruder das schöne Fest der Einweihung einer hübschen, deutschen, evangelischen Kirche im fernen Urwalde.

Aus Nordamerika ist von verschiedenen Synoden an die Diaspora-Conferenz die Bitte gerichtet worden: sendet uns Zöglinge für unsere Prediger-Seminare. Die Diaspora-Conferenz beschloß einen Aufruf an die verschiedenen kirchlichen Blätter zu erlassen, jedoch die Jünglinge zuerst an die bestehenden Anstalten zu weisen, um dieselben zu prüfen, ob sie zum Dienste der deutschen evangelischen Kirche im Auslande tüchtig seien.

Vielfach und von den verschiedensten Seiten haben sich solche, die auswandern wollen, an den Vorstand der Diaspora-Conferenz gewendet, und ist derselbe in vielen Fällen im Stande gewesen, denselben Rath und Auskunft zu geben. Der Bericht des Sup.-Vikar Dr. Zschimmer aus Beichlingen über die Verhandlungen der lutherischen, reformirten, evangelischen Synoden von Nordamerika wird im Protokoll veröffentlicht werden.

Sup. Dr. Reineck aus Heldrungen, der Kassirer der Conferenz, theilte mit, daß die bedeutenden Kosten für Porto und Drucksachen durch die Beiträge der Mitglieder und durch eine Liebesgabe von 200 Mark, die ein Freund in Brasilien der Conferenz zugewendet hat, gedeckt worden seien. Der Vorsitzende schloß hierauf die Versammlung mit Gebet und der Bitte, die Theilnahme für die Arbeiten der Diaspora-Conferenz auch in weiteren Kreisen zu wecken.

Am 9. August starb in Leigh in Kent Robert Moffat, der Apostel Afrikas, wie ihn sein Freund, der verstorbene Dean Stanley, genannt hat, nach kurzer Krankheit in dem hohen Alter von 88 Jahren. Mit Moffat ist ein Held der Mission zur ewigen Ruhe eingegangen. Er war der Sohn einer armen, zu harter Arbeit gezwungenen Familie. Früh gereift trat er 1816 in die Dienste der Londoner Missionsgesellschaft. Von diesem Jahre an bis zum Jahre 1870 hat er den zeitlichen und ewigen Interessen der südafrikanischen Heiden seine ganze Kraft und fast sein ganzes Leben gewidmet. Das Feld seiner Thätigkeit wurde das Land der Betschuanen; mit ihnen, ihren Sitten und ihrer Sprache wurde er so vertraut, daß er ihnen zur Liebe im vollsten Sinne des Wortes ein Betschuane wurde; er sprach und schrieb nicht nur am liebsten in ihrer Sprache, sondern dachte auch in ihr. Er fand Barbaren vor, ohne Schrift und Geschriebenes — von Literatur konnte nicht die Rede sein — und wurde ihr Ulphilas; er gab ihnen ein Alphabet und eine Schrift, übersetzte die ganze heilige Schrift und eine Reihe anderer nützlicher und erbaulicher Werke in ihre Sprache; hob ihre Sitten und hatte nach langen, harten Mühen die Genugthuung, die Früchte seiner Lebensarbeit noch selbst zu sehen.

Literarisches.

Das Wiedererscheinen des Kalenders unsrer Synode ist an sich nichts neues; wohl aber hat er wieder einen neuen Inhalt. Der Empfehlung von uns bedarf er nicht; er empfiehlt sich selbst, wenn er nur gelesen wird. Damit aber das geschehen könne, bedarf er der Verbreitung, und diese möchten wir allen unsern Lesern dringend anempfehlen.

Luthers geistliche Lieder mit Bildern von Gustav König sind bei der Pilgerbuchhandlung in Reading, Pa., in prächtiger Ausstattung und eben solchem Einband erschienen. Preis 75 Cents.